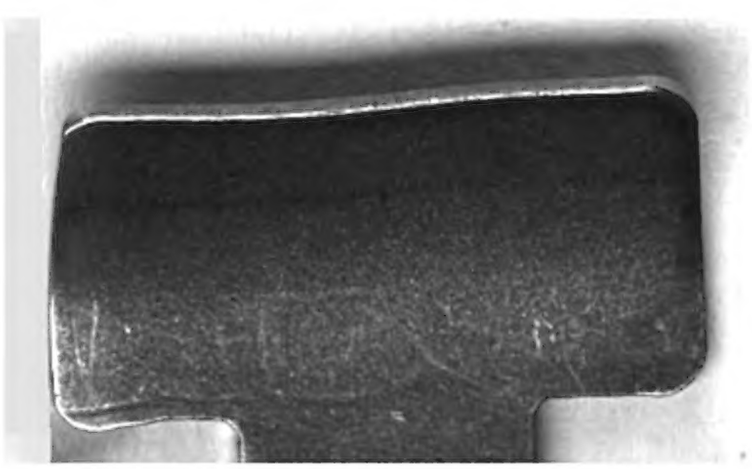

Digitized by Google

10.26-53 JRChids ΔV/90

Digitized by Google

Aus

den Memoiren

von

Jacob Casanova de Seingalt.

Vierter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus
Aus
den Memoiren
den Memoiren
des
des
Venetianers
Venetianers

Casanova

Jacob Casanova de Seingalt,

oder

sein Leben,

wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb.

Nach

dem Original-Manuscript bearbeitet

von

Wilhelm von Schütz.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES BLOOMINGTON
D285.8 .C34 1823 V.4
C5
Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorrede des deutschen Herausgebers VII

Erstes Capitel. Reise über Prag nach Wien. — Aufenthalt in Wien 1

Zweites Capitel. Wiedersehen von Venedig. — Bekanntschaft mit Demoiselle C. C. 33

Drittes Capitel. Demoiselle C. C. in einem Kloster zu Muran 84

Viertes Capitel. Bekanntschaft mit der Nonne M. M. im Kloster zu Muran 147

Fünftes Capitel. Der Abbé Bernis. — C. C. tritt wieder auf 2

Sechstes Capitel. Der französische Gesandte Bernis macht Bekanntschaft mit C. C. . . .

Digitized by Google

Seite

Siebentes Capitel. Abreise des Gesandten Bernis. — Der englische Resident Murrai. — Ich werde den Staatsinquisitoren verdächtig . . 315

Achtes Capitel. Gefangenschaft in den Bleigefängnissen 365

Neuntes Capitel. Meine Flucht und meine Ankunft in Mestre und Treviso 525

Digitized by Google

Vorrede

des deutschen Herausgebers

zum vierten Theil.

Ein Zufall hat veranlaßt, daß dem dritten Theil unsrer Denkwürdigkeiten diejenige Stelle fehlt, auf welche sich die zweite Hälfte der Vorrede zum besagten dritten Bande bezieht. Schon um den Sinn und um die Absicht der Betrachtungen darzulegen, mit welchen jenes Vorwort schließt, auch um den Anschein von Willkürlichkeit zu entfernen, der die dortigen Bemerkungen begleitet, ist es nöthig, das Mangelnde hier nachzuholen. Doch auch der Leser selbst würde verlieren, wenn es nicht geschähe.

Casanova war anwesend bei den Festen, welche die Geburt Ludwigs des Sechzehnten ver-

Digitized by Google

herrlichen sollten, und er beschrieb sie zu einer Zeit, wo der unglückliche König noch lebte, aber schon kämpfte mit allen Gefahren der ausgebrochenen Revolution. Dem seltnen Scharfblicke des Verfassers, der auch das Politische genial und zugleich richtig erfaßte, drängte sich bei dieser Gelegenheit eine Fülle von Betrachtungen auf, die dem größten Staatsmanne zur Ehre gereicht hätten; Betrachtungen, die Wahrheiten enthüllen, welche damals noch im Schooße der Zukunft ruhten. Unser Autor legt seine Reflexionen dem wohlwollenden Monarchen selbst in den Mund; er läßt Ludwig in eigner Person sprechen, nicht ohne eine gewisse sichtbare Ironie, die freilich Casanova's Eigenthum ist, die seine Feder aber dem hier sprechenden Könige leiht. Diese Ironie verkenne man ja nicht. Man entferne sich von der Meinung, Ludwig solle als unentschiedner, ja als träger Charakter geschildert werden. Mit einem solchen Charakter verträgt sich die klare Schärfe der Einsicht keineswegs, von welcher jede Periode der merkwürdigen Rede zeugt. Wenn Ludwig von seiner Langweile, von seiner Geschäftslosigkeit spricht, so sollen des

Monarchen Worte anschaulich machen, wie nichtig, wie überflüssig, wie müßig ein Regent ist, der nicht ferner ein Land zu beherrschen hat, sondern einer Nation an die Spitze gestellt ist, die, sich zum Souverain erhebend, auch Legislation und Geldbewilligung sich aneignet, zugleich aber die Verantwortlichkeit der Minister decretirt. Dies ist der Gesichtspunct, aus dem man folgende Worte verstehen muß.

„Die Festlichkeiten, deren Zeugen ich damals abgab, lassen sich kaum begreifen, wenn man erwägt, was jene Nation seitdem gegen ihren König unternommen hat. Das französische Volk will sich frei machen. Ein edler Ehrgeiz und wohl überlegt. Denn weshalb sollte dies Unternehmen nicht zur Reife gelangen unter einem Regenten, bei dem sich die ungewöhnlichsten Combinationen mit einer seltnen, jeder Ehrsucht abgeneigten Seele vereinigen, und der die Reihe von fünf und sechzig Königen schließt, die sämmtlich mehr oder minder dem Ehrgeize nachgaben oder mit eifersüchtigem Auge ihre Gewalt be-

wachten? — Aber ist es wohl wahrscheinlich, daß seine Seele sich fortpflanzen wird auf die Natur dessen, der nach ihm den Thron besteigt?" —

„Frankreichs Scepter hat verschiedentlich in der Hand unthätiger Regenten geruht, welche die Muße liebten, die Arbeit haßten, die Sorgen verabscheuten und nur auf den eignen Frieden bedacht waren. Eingeschlossen in ihren Palast, überließen sie dann den Gewalthabern, in ihrem Namen den Despotismus auszuüben, durch welchen sie Könige und wahrhafte Alleinherrscher blieben. Aber zum ersten Male sieht die Welt einen König, wie den jetzigen, der aus reinem Wohlwollen sich zum Obersten einer Nation macht, die sich vereinigt und versammelt, ihn — zu entthronen. Er scheint damit zufrieden, ein Ziel erreicht zu haben, das ihm vergönnt, statt zu gebieten, nun selbst zu gehorsamen. Die Eigenschaften eines Regenten mögen ihm deshalb gefehlt haben, und vielleicht betrachtet er aus eben diesem Grunde alle die Personen als Feinde, die aus wahrer Anhänglichkeit an sein Interesse jenen Decreten der Nationalversammlung, welche

die Würde der Majestät schwächten, niemals beigepflichtet haben."

„Eine Nation, die sich empört, um die Herrschergewalt, die sie jedesmal Tyrannei nennt und nennen wird, zu brechen, ist in der Geschichte keine ungewöhnliche Erscheinung. Es liegt sogar etwas Natürliches darin, und zum Beweise dessen sind die Monarchen stets auf Ereignisse dieser Art vorbereitet. Darum wird ein Regent stets die Zügel der Herrschaft anziehen; denn er weiß sehr wohl, daß das Volk gern das Gebiß zwischen die Zähne nimmt. Aber selten, einzig und unerhört ist ein Monarch, der sich an die Spitze von drei und zwanzig Millionen seiner Unterthanen stellt und nichts von ihnen verlangt, als daß sie ihm den leeren Namen König lassen, indem er sich zu ihrem Oberhaupte macht, nicht damit er sie anführe und befehlige, sondern damit er ihre Befehle in Vollziehung setze. Ihr möget, so spricht er zu ihnen, künftig die Gesetzgeber seyn, und ich will für die Vollstreckung Eurer Gesetze sorgen, sofern Ihr mir nur hinlängliche und unbedingte Macht gebt, die Widerspenstigen zu zwingen, und Ihr seyd ja dann

deren Herren. Ihr dürft sie mit den Zähnen zerreißen, ja viertheilen, ohne daß es eines Rechtsverfahrens bedarf; denn wer in aller Welt will sich Eurem Willen widersetzen? Ihr werdet, sobald Ihr meine Stelle eingenommen habt, wahrhaft herrschen und gebieten. Der Adel und die Geistlichen möchten freilich sich dagegen erklären; aber sie stehen da wie einer gegen fünf und zwanzig. Ihr müßt ihnen nur physisch und moralisch gehörig die Flügel beschneiden, damit sie nicht ferner im Stande bleiben, Euch die Grenzen Eurer Macht zu ziehen und Euch zu schaden. Um das zu erreichen, zähmt den Stolz der Priester dadurch, daß Ihr die kirchlichen Aemter Euresgleichen verleihet und jenen nur so viel lasset, als sie zur Lebenserhaltung unumgänglich bedürfen. Beim Adel braucht Ihr Euch nicht einmal die Mühe zu geben, ihn zu verarmen; es genügt, daß Ihr seine ererbten Titel und Würden nicht ferner achtet, um ihn ganz verschwinden zu machen. Nehmt doch nur ein Beispiel an den weisen Einrichtungen der Türken. Sobald die adlichen Herren nicht ferner den Titel Herzog und Marquis führen, werden sie, um sich auszuzeich-

nen und um sich über ihren Verlust zu trösten, kein andres Mittel sehen, als ihr Geld in Pracht und Herrlichkeit zu verschwenden. Das gereicht der Nation gerade zum Vortheil; denn ihre Reichthümer treten in die allgemeine Circulation und fördern dann den Handel. Meine Minister übrigens werden künftig schon zu weisem Benehmen genöthigt seyn, denn sie sind abhängig von Euch, und es kann nicht ferner meine Sache bleiben, ihre Fähigkeiten zu prüfen. Zwar ernenne ich sie der äußern Form nach, aber sobald es Euer Wille ist, jage ich sie auch wieder fort. So erreiche ich zugleich, daß die Tyrannei ein Ende nimmt, welche gegen mich sogar die Minister übten, wenn sie verlangten, daß ich ihren Rath befolgen sollte, und wenn sie mich öfters bloßstellten, indem sie sich meines Namens bedienten da, wo sie den Staat in Verwirrung brachten. Ich schwieg lange dazu, aber länger war es nicht möglich, und nun bin ich endlich von ihnen befreit. Meine Gemahlin, meine dereinstigen Kinder, meine Brüder und meine Vettern, die sich Prinzen vom Geblüte nennen, werden freilich, das weiß ich, mich verurtheilen, aber nur im

Stillen; denn gegen mich dürfen sie sich nicht auslassen. Jetzt, da ich unter Eurer hohen Gönnerschaft stehe, kann ich ihnen kräftiger die Spitze bieten, als damals, wo es nur die Meinigen waren, welche auf meinen Schutz und meine Vertheidigung dachten. Aber ich selbst habe ja nun das Meinige gethan, Euch Beistand zu leisten, um der Welt die Ueberflüssigkeit jenes Schirmes vor Augen zu legen."

„Die Unzufriedenen endlich, die jenseits des Reiches ihren Wohnsitz verlegt haben, werden über kurz oder lang doch zurückkehren, wenn sie es angemessen finden. Geschieht es aber nicht, so muß man ihnen den Willen lassen. Sie nennen sich meine wahren Freunde; doch darüber muß ich lachen. Meine wahren Freunde können einzig und allein diejenigen seyn, deren Denkweise sich nach der meinigen bequemt. Ihnen hat nichts in der Welt Wichtigkeit und Bedeutung, als die alten Rechte meines Hauses, mit dessen Königswürde die Herrscherwürde verkettet ist. Mir dagegen kann in meiner jetzigen Lage nur mein eigner Friede, dann die Vernichtung jener Tyrannei, welche ehemals meine Minister

über mich ausübten, und endlich Eure Zufriedenheit am Herzen liegen. Ich könnte endlich auch noch, wenn ich Charlatan wäre, Euch sagen, daß ich mir den Reichthum und die Wohlfahrt des Landes angelegen seyn lasse; aber nichts in der Welt kümmert jetzt mich weniger wie das. Lediglich Eure Sorge ist es, darauf Bedacht zu nehmen; Euch und Niemand sonst kann das beschäftigen. Denn fortan gehört das Königreich ja nicht mir. Ich habe, Dank dem Himmel! aufgehört, König von Frankreich zu seyn. Ich bin dafür, wie Ihr Euch sehr richtig ausdrückt, König der Franzosen geworden. Jetzt habe ich nur einen Antrag an Euch: daß Ihr fleißig fortschreitet in Euren Einrichtungen und daß Ihr, da ich bei der jetzigen Gestalt der Dinge keine Geschäfte, keine Wirksamkeit behalte, die Langweile aber mir lästig wird, nichts dagegen habt, wenn ich fleißig auf die Jagd gehe."

„Diese Rede, aus dem Gebiete der Geschichte entlehnt, historischen Charakter tragend und buchstäblich wahr, muß, meiner Meinung nach, die Unmöglichkeit der Gegenrevolution vor Augen legen. Zugleich aber thut sie dar, daß es aller-

dings zur Gegenrevolution kommen muß, sobald die Gesinnungen des Herrschers sich ändern. Es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, dies werde der Fall seyn, so lange Ludwig der Sechzehnte lebt; aber eben so wenig Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß derjenige ihm gleichen werde, welcher nach seinem Tode das Regiment an sich reißt."

„Die Nationalversammlung wird jede ihrer Absichten, trotz des Widerstandes von Adel und Geistlichkeit, durchsetzen, denn ihr steht ein entzügeltes Volk als blinder Vollstrecker jeden Befehls zur Seite. Und wirklich muß man jetzt die französische Nation ansehen wie Schießpulver oder wie Chocolade. Beide sind aus drei Bestandtheilen zusammengesetzt, und beider Güte hängt vom Verhältnisse der Dosen ab. Die Zeit wird lehren, welche Ingredienzien vor der Revolution das Uebergewicht behaupteten, und welche Ingredienzien dermalen vorherrschen. Gegenwärtig weiß ich nur so viel, daß der Gestank des Schwefels tödtet, und daß Vanille ein Gift ist."

„Das Volk übrigens finde ich, wohin mein Auge blickt, von gleicher Beschaffenheit. Gebt

einem Schuhputzer ſechs Franken, damit er ausrufe: Es lebe der König! und er erweiſet Euch den Gefallen. Aber einen Augenblick nachher ruft er auch für drei Livres: Tod dem König! Schafft Lunte in den Kopf des Pöbels hinein, und er ſchleift Euch binnen vier und zwanzig Stunden eine Citadelle von Marmor. Er weiß nichts von Geſetzen, von Wahrheiten und von Religion. Brot, Wein und Faullenzen, das ſind ſeine Götter. Freiheit, bildet er ſich ein, heiße Strafloſigkeit, Ariſtokrat bedeute einen Tieger, und Demagog einen in ſeine Heerde verliebten Schäfer. Wahrlich, das Volk iſt ein Thier von ungeheurem Körperumfange, das nicht denkt noch folgert. Die Gefängniſſe von Paris werden faſt erdrückt von der Unzahl der Gefangenen, die ſämmtlich Mitglieder des revolutionirten Volkes ſind. Mache ſich der Erſte, Beſte zu ihnen und ſage er: ich will die Thore Eurer Gefängniſſe öffnen, wenn Ihr den Saal der Nationalverſammlung in die Luft ſprengt; ſo werden ſie einſchlagen und ſich auf den Weg begeben. Die Volksmaſſe iſt eine Vereinigung von Henkersknechten. Das weiß die Geiſtlich-

keit Frankreichs sehr wohl. Unter einer einzigen Bedingung rechnet sie noch darauf, wenn es nämlich möglich wäre und gelingen könnte, jenen Entzügelten einen Eifer für die Religion einzuflößen, welcher mächtiger wirkt, als der für die Freiheit, ein Wesen, von dem man nur durch Abstraction weiß, und das nicht leicht in Köpfe eindringt, die nur das Wirkliche anspricht."

„Uebrigens glaube Niemand, daß in der Nationalversammlung auch nur ein einziges Mitglied sitze, das von reinem Interesse für das Wohl des Vaterlandes beseelt ist. Der eigne Vortheil leitet sie alle, und nicht Einer ist unter ihnen, der als König dem Beispiele Ludwigs des Sechzehnten folgen würde."

Erſtes Capitel.

Reiſe über Prag nach Wien. — Aufenthalt in Wien.

In Prag, wo ich nicht die Abſicht hatte, mich aufzuhalten, beſchränkte ich mich auf einen Beſuch beim Unternehmer der Oper, Locatelli, dem ich einen Brief von Amorevoli zu überbringen hatte, und dieſer bat mich ſammt allen ſeinen Virtuoſen zu Tiſche. Er ſchien alſo täglich mit dreißig Couverts zu ſpeiſen. Ein guter Tiſch war des Mannes einzige Leidenſchaft, und er ſelbſt präſidirte an ſeiner Tafel. Die Küche war unverbeſſerlich. Presburg, wo er erſt kürzlich neunzig Jahr alt geſtorben iſt, wird mir Anlaß geben, von ihm mehr zu ſagen.

Doch auch meinen Freund Fabris, der nun Oberst geworden, traf ich in Prag. Er hielt mich drei Tage auf. Nach Soldatensitte sehnte er sich nach Krieg, und zwei Jahr später brach der siebenjährige aus, der ihm Ruhm erwarb, aber auch sein Leben kostete, obwohl er es nicht auf dem Schlachtfelde verlor. Hätte er nicht gedient, so würde ihn Kaiser Joseph nicht nach Transylvanien geschickt haben, wo das Fieber ihn im vier und sechzigsten Jahre hinraffte.

Endlich gelangte ich in Oesterreichs Capitale Wien an, einer sehr hübschen kleinen Stadt, die groß ist durch ihre Vorstädte. An Effecten fehlte mir es nicht, aber an Geld. Ich mußte also bis zur Ankunft der Summe, um die ich an Bragadin geschrieben, Oekonomie beobachten.

Vom Dichter Migliavacca aus Dresden hatte ich einen Brief an den berühmten Metastasio mitgebracht, den kennen zu lernen, ich vor Verlangen brannte. Schon am Tage nach meiner Ankunft ging ich zu ihm, und eine Unterredung von zwei Stunden entfaltete mir eine größere Gelehrsamkeit, als Metastasio's Werke

ankündigen. Er war von seltener Bescheidenheit, aber diese verschwand, sobald er etwas von seinen eigenen Arbeiten vorlas. Er machte mich auf die Schönheiten derselben aufmerksam, und als ich den berühmten Gravina, der ihn gebildet, gegen ihn erwähnte, recitirte er mir die Stanzen, welche er auf seinen Tod gedichtet, und die nicht gedruckt worden. Ich sehe ihn Thränen vergießen, gerührt durch seine eigene Poesie. Dite mi il vero, si può dir meglio? sagte er zu mir. Er hatte Recht, aber es war eine Frage, die er, weil er mich nicht kannte, nicht an mich richten durfte.

Metastasio zeigte mir fünf bis sechs Blätter, die voll von Correcturen waren, um zwölf bis vierzehn Verse zusammen zu bringen, von denen die Unwissenden, welche sie lasen, sagten, man sehe, daß sie dem Dichter nichts gekostet. Er lachte über Voltaire, weil dieser behauptet, vier gute französische Verse machten mehr Mühe, wie vierzig italienische. Er versicherte mich, an einem Tage nie mehr, wie vierzehn bis sechszehn Verse, gemacht zu haben. Nachdem ich ihn um das Drama befragt hatte, welches ihm am lieb-

sten wäre, nannte er Atilius Regulus, setzte jedoch hinzu: questo non vuol gia dire elle quell' opera sia la mia migliore. Aber das liebste Kind ist oft das verdorbenste.

Er fragte mich, herzlich lachend, ob ich in Paris seine Opern und seine Oratorien in französische Prosa übersetzt gesehen habe. Als ich ihm sagte, der thörichte Verleger habe sich durch das Unternehmen zu Grunde gerichtet, lachte er von ganzem Herzen. Das Hauptverdienst jedes Gedichts besteht in der vollkommenen Versification; deßhalb muß es langweilen, sobald eine Uebersetzung ihm diesen Schmuck entzieht. Homer, Dante, Petrarch, Tasso langweilen in Prosa. Und doch gibt es allerhand dürftige Geister, die von dem Glauben nicht lassen können, daß es überflüssig sey, Gedichte in Versen zu schreiben.

Bei Metastasio's Opern tragen die herrlichen Worte schon jene köstliche Musik in sich, mit welcher hiernächst die großen Meister glänzten, welche sie componirten. Ueberaus lachte Metastasio, als ich ihm sagte, Rameau mache Musiken, von denen er behaupte, daß ein Dichter sehr leicht die angemessenen Worte dazu finden müsse.

Ich werde es nicht vergessen, wie er darauf erwiderte, das sey, als ob man sage, daß Gott der Form den Stoff, oder dem Körper die Seele gegeben hätte.

Metastasio war reich. Die Kaiserin Marie Theresie kannte sein Verdienst und schätzte sich glücklich, den großen Mann für eine Pension von fünftausend Gulden zu besitzen. Um so beklagenswerther sind die Regenten, welche nicht das Glück dieser großen und einzigen Tochter Carl des Sechsten beneideten. Joseph der Zweite glaubte sich durch eine Pension zu verewigen, die er an Linguet zahlte, einen gemeinen Pamphletisten, dessen Verdienst darin bestand, eben so gut für als wider einen Gegenstand zu schreiben, ganz nach dem Willen der Person, die ihn besoldete. Kaiser Joseph hätte ohne Zweifel die Pension des großen Dichters, wenn auch nicht gestrichen, doch gekürzt.

Metastasio war schön. Er hatte Frauen von den ausgezeichnetsten Eigenschaften geliebt, und nicht unerhört. Der Sohn eines armen Vaters, hieß er anfänglich Trapasso. Doch er befolgte den Rath seines Lehrers Gravina und veränderte

den Namen. Wohlklingend genug, um zur Unſterblichkeit zu gelangen, ſchien ihm der Name Metaſtaſio eine griechiſche Ueberſetzung ſeines eigenen Namens. Gravina behielt eine dauernde Neigung für ſeinen Zögling, denn er ſetzte ihn zum Erben alles ſeines Vermögens ein, und nannte ihn irgendwo in ſeinem Teſtament suavissime Metastasi. Gewiß bezog Gravina, dem der Geiſt der lateiniſchen Sprache nicht fremd war, jenes Wort auf die Lieblichkeit von Metaſtaſio's Verſen.

In der Bibliothek zu Wien, vielleicht der dritten in Europa, überraſchte mich's, de la Haye mit dem jungen Calvi zu ſehen, deſſen Erziehung er übernommen. Unſre Umarmungen nahmen kein Ende. Er kam von Warſchau gewiſſer Aufträge wegen und ſtand im Begriff, dorthin zu reiſen, um ſich dem Woiwoden zu empfehlen, zu deſſen Gefolge er gehörte, und dann unverzüglich nach Venedig zurückzukehren, wo er im Monat Auguſt einzutreffen gedachte. Er theilte mir die angenehme Nachricht mit, daß ſein Zögling, Baron Bavois, ſchon Oberſtlieutenant in venetianiſchem Dienſte gewor-

den. Er hatte den Chevalier Morosini als Adjutant begleitet, als der Senat diesen in der Eigenschaft eines Commissair zur Regulirung der Grenzen zwischen den österreichischen Staaten und Venedig abgeschickt. Mir ward dieses Zusammentreffen mit de la Haye sehr nützlich; er trug kein Bedenken, mir funfzig Zechinen vorzustrecken. Gewiß war er Jesuit geworden.

Als ich ging, um einen Act aus der Oper, die nach Ostern gegeben werden sollte, in der Probe zu sehen, traf ich Campioni, den Gemahl der schönen Ancilla, die ich vor drei Jahren in Lyon gesehen. Er hatte sich, wie er mir sagte, von ihr getrennt, weil sie durch ihre Aufführung ihn entehrt habe. Campioni war schön, tanzte gut, spielte und war nicht ohne Gefühl. Ich wohnte in seinem Hause.

Alles ist herrlich in Wien. Viel Geld und viel Luxus. Doch wer der Venus gern opferte, der hatte zu dieser Zeit einen unangenehmen Zwang zu erdulden. Nichtswürdige Bösewichter, Keuschheitscommissarien genannt, waren die unbarmherzigen Henkersknechte aller hübschen Mädchen. Der an allen Tugenden so reichen Kaiserin fehlte

einzig und allein die der Toleranz, wenn es sich um eine nicht erlaubte Liebe zwischen einer Mannsperson und einem Frauenzimmer handelte. Die wahrhaft große und ächt religiöse Herrscherin haßte überhaupt die Erbsünde; es gehörte nach ihrem Sinne also zu den guten Werken, selbige auszurotten, und zu dem Ende glaubte sie, dies Uebel im Einzelnen verfolgen zu müssen. Sie nahm daher das Register jener sogenannten Erbsünden zur Hand und fand dort ihrer sieben. Ueber sechs glaubte sie hinweg sehen zu können; aber die Unzucht schien ihr unverzeihlich. Gegen diese also ward ihr ganzer Eifer gerichtet, gegen diese kam er zum Ausbruch. Der Stolz, sagte sie, läßt sich nicht erkennen, denn die Würde trägt eine und dieselbe Fahne mit ihm. Der Geiz ist abscheulich, aber man kann Sparsamkeit damit verwechseln. Der Zorn ist eine Krankheit, deren Ausbrüche mörderisch werden können; aber auf den Menschenmord stehet Todesstrafe. Schlemmerei kann nur aus Leckerheit entstehen, die in guter Gesellschaft für eine Tugend gilt und mit dem Wohlgeschmack in Verbindung steht. Sie bestraft auch

mehrentheils durch eine Unverdaulichkeit. Den Neid gibt niemand zu, und Trägheit wird durch Langeweile bestraft. Aber die Unbeständigkeit ist es, die ich nicht vergeben kann. Meine Unterthanen mögen ein Gefallen an allen Frauen finden, die ihnen hübsch vorkommen, und die Frauen werden gewiß alles Mögliche aufbieten, um hübsch zu erscheinen. Man mag gegenseitig ein Verlangen zu einander tragen, so viel man Lust hat, ich kann es nicht hindern; aber niemals werde ich unwürdige Handlungen dulden, um dies Verlangen zu befriedigen, dessen die menschliche Natur einmal zur Wiederhervorbringung des Geschlechts bedarf. Wer nach den Vergnügungen der Liebe ein Begehren fühlt, nun der soll sich verheirathen; aber Tod denen, die es sich für ihr Geld verschaffen wollen, und nach Temesvar mit allen den Unglücklichen, die von dem Erwerb leben, den sie aus ihren Reizen ziehen wollen. Ich weiß, daß man, was diesen Punct betrifft, in Rom nachsichtig ist, weil man Sodomie, Blutschande und Ehebruch fürchtet. Aber das Klima ist verschieden. Meine Deutschen haben nicht solchen Teufel im Leibe, wie

die Italiener, denen die Zuflucht zur Flasche mangelt, welche hier zu Lande entschädigt. Also will ich wachen lassen über alle Unregelmäßigkeiten, deren Folgen noch schlimmere fürchten lassen. Wenn eine Frau ihrem Mann untreu wird, so will ich sie, trotz der Behauptung, daß der Mann allein ihr Herr sey, einsperren lassen. Jenes Recht kann in meinen Staaten keinen Hinderungsgrund abgeben. Die Männer sind oft Schlafmützen, wo sie es nicht seyn sollten. Ich werde jene fanatische Eheherren, die da vermeinen, daß ich durch die Bestrafung ihrer Frauen sie entehre, immerhin schreien lassen. Waren sie nicht vorher schon entehrt? —

Aber, erhabene Gebieterin, nur in der Oeffentlichkeit kann die Entehrung liegen, und auch Täuschung ist möglich. —

Ich verlange Stillschweigen. —

Jenem grausamen Grundsatz, welcher aus einem Fehler entsprang, den die große Marie Theresie sub specie recti beging, sind alle die Ungerechtigkeiten beizumessen, und alle Spitzbübereien zuzuschreiben, welche die Henkersknechte von Keuschheits-Commissarien verübten. Zu allen

Stunden des Tages wurden in Wiens Straßen ohne Ausnahme die Frauenzimmer verhaftet, die allein gingen, um ſich ihren Unterhalt zu erwerben, ſelbſt wenn es auf eine anſtändige Art geſchah. Wie konnte man denn wiſſen, ob jene armen Mädchen irgend jemand tröſten, oder ob ſie ſich einen Tröſter ſuchen wollten? Stets verfolgte ſie ein Spion von ferne, und deren beſoldete die Regierung fünfhundert. Keiner von ihnen aber trug Uniform. Wenn ein Mädchen in ein Haus ging, und der Spion, der ſie geſehen hatte, nicht wiſſen konnte, nach welchem Stock ſie gegangen war, und was ſie dort zu thun gehabt haben mochte, ſo lauerte er unten auf ſie und hielt die Perſon feſt, um auszumitteln, bei wem ſie geweſen und was ſie dort für Verrichtungen gehabt. Fand er irgend etwas in ihren Ausſagen nicht klar, oder ſchien es ihm verdächtig, ſo führte der Böſewicht das arme Kind ins Gefängniß, nachdem er den Anfang damit gemacht, ihr alles Geld und alle Kleinodien zu nehmen, von denen dann kein Menſch eine Sylbe wieder erfuhr.

In der Leopoldſtadt ſchob einſtmals ein Mädchen, die ich nicht kannte, während des

Gedränges mir eine goldene Uhr in die Hand, weil sie voraussah, daß diese Uhr die Beute der Hallunken werden würde, die sie nach dem Stockhaus führen wollten. Aber sie rettete sich zum Glück. Einen Monat drauf gab ich ihr die Uhr wieder, nachdem ich ihre Geschichte und das Opfer erfuhr, das sie hatte bringen müssen, um sich von der Strafe zu befreien. Am Ende blieb allen Mädchen, welche durch die Straßen von Wien gehen wollten, nichts anders übrig, als ihren Rosenkranz in der Hand zu halten. Das schützte sie gegen gewaltsame Verhaftung, denn sie konnten nun sagen, daß sie zur Kirche gingen, und dann hätte Marie Theresie den Commissair aufknüpfen lassen, der ihnen etwas angethan hätte.

Wien war so überladen mit jenen Schurken, daß man, wenn ein natürliches Bedürfniß sich einstellte, Mühe hatte, den Ort zu finden, wo man ungesehen und ungestört blieb. Mich selbst unterbrach einmal ein solcher Schlingel in runder Perücke und drohte, er würde mich arretiren lassen, wenn ich mir nicht sogleich einen andern Platz aufsuchen würde, um der Sache ein Ende zu machen. Warum? wenn ich fragen

darf, — sagte ich; und er antwortete, weil gleich links eine Dame im Fenster liegt, die hierher sehen kann. — Ich blicke mich um und werde wirklich oben im vierten Stock die Gestalt eines Frauenzimmers gewahr, die, wenn sie ein Fernrohr zu Hülfe genommen, vielleicht hätte ausmitteln können, ob ich Jude oder Christ war. Ich lachte und ging, indem ich mir vornahm, aller Welt die Geschichte zu erzählen. Aber kein Mensch fand sie außergewöhnlich.

Mit Campioni war ich nach dem Gasthof der Krebs gegangen, um an der Gasttafel zu Mittag zu speisen. Zu meinem nicht geringen Verwundern sah ich hier meinen Pepe il cadetto, den ich während meines Arrests bei der spanischen Armee, dann in Venedig, endlich in Lyon unterm Namen Giuseppe Marcati gekannt. Er und Campioni waren Freunde in Lyon gewesen; sie umarmten sich also und sprachen heimlich; dann sagte Campioni mir, bevor wir uns zu Tisch setzten, der Herr habe jetzt seinen wahren Namen wieder angenommen und heiße Graf Affliſio. Er sagte mir, nach dem Essen würde er eine Bank auflegen und mir einen gewissen Antheil

daran bewilligen, ich möchte also selbst nicht mitspielen, und ich ging den Vorschlag ein. Die Bank ward gemacht, Affliſio gewann, und der Capitain Beccaria warf ihm die Karte ins Gesicht, aber Affliſio blieb klug genug, darauf nicht zu achten. Drauf ging ich mit Affliſio, mit Campioni und mit noch einem Officier nach einem Kaffeehause. Dieſer letztere, ein Mann von gefälligem Ausſehn, ſah mich unaufhörlich an und lächelte dann, aber auf keine beleidigende oder unhöfliche Weiſe. Endlich fing er an: ich lache, weil Sie ſich meiner nicht erinnern können. —

Nein, ich kann es auch nicht, und doch möchte ich Sie kennen.

Vor neun Jahren mußte ich Sie auf Befehl des Fürſten Lobkowitz nach Rimini bis ans Thor bringen. —

So ſind Sie Baron Vais! —

Der bin ich. —

Er verſicherte mich ſeiner Freundſchaft und verſprach mir in Wien ſo viel Angenehmes zu erzeigen, als er nur könne. Wirklich ſtellte er mich noch Abends einer Gräfin vor, bei der ich den Abbé Teſta groſſe fand, den man Groſſe-

tete nannte. Er war Gesandter des Herzogs von Modena und sehr beliebt bei Hofe, weil er die Verbindung des Erzherzogs mit der Prinzeß Beatrix von Este unterhandelt hatte. In der nämlichen Gesellschaft machte ich Bekanntschaft mit dem Grafen Rockendorf, einem Grafen Saratin, einigen leichten Dämchen und mit einer Baronin, die ziemlich alle Schulen durchgemacht zu haben schien, aber noch gefallen konnte. Man speisete und nannte mich Baron. All mein Erklären, ich hätte keinen Titel, half mir nichts, die Antwort war, etwas müßte ich denn doch in der Welt seyn, und Baron wäre ja das Wenigste, also solle ich nur zugeben, daß ich es sey, wenn ich in Wien irgendwo wolle zugelassen werden. Ich gab nach.

Die wohlbewanderte Baronin hatte mir zu verstehen gegeben, daß ich ganz nach ihrem Geschmack sey, und daß sie meine Bewerbungen annehmen würde. Ich machte ihr also am folgenden Morgen meinen Besuch. Sie sagte mir, wenn ich das Spiel liebe, möchte ich Abends kommen. Es geschah, und ich fand mehrere Spieler, die ich kannte, auch Tramontini, dessen Frau, Madame Tosi genannt, ich früher gesehen. In diesem

Hause fand ich gewöhnlich drei bis vier gefällige Schönen, die, ohne die Keuschheitscommissarien im geringsten zu fürchten, sich auf eine so allerliebste Weise der Liebe gewidmet hatten, daß, trotz ihres Adels, sie kein Bedenken trugen, Geld anzunehmen. Nachdem ich das Geheimniß und Privilegium dieser Demoiselle näher kannte, fing ich an zu beobachten und zu bemerken, daß die Commissarien nur denen lästig wurden, die nicht in die guten Häuser gingen.

Die Baronin sagte mir, wenn ich Freunde hätte, so möchte ich sie nur ihr vorstellen, und nach vorheriger Ueberlegung mit Campioni, brachte ich Afflisio, Baron Vais, ja Campioni selbst, der als Tänzer keinen andern Titel brauchte, zur Dame. Afflisio spielte, machte Bank und gewann. Tramontini stellte ihn seiner Frau, und diese stellte ihn dem Fürsten von Sachsen-Hildburghausen vor. Hier trat Afflisio seine große Glückslaufbahn an, welche acht und zwanzig Jahr später so schlimm endete. Tramontini war sein Mitmann bei dem bedeutenden Spiel geworden, welches er nun anfing, und dieser vermittelte durch seine Frau, daß der Herzog ihm

den Hauptmannsrang in der kaiserlichen Armee auswirkte. Dies ging so schnell, daß ich selbst nach drei Wochen ihn schon in Uniform sah. Bei meiner Abreise von Wien befand er sich im Besitz eines Vermögens von hunderttausend Gulden. Die Kaiserin, selbst der Kaiser liebte das Spiel, aber er pointirte nicht und ließ daher selbst eine Bank halten. Diesen trefflichen Fürsten, der Sparsamkeit und Prachtliebe zu vereinigen wußte, sah ich in seiner kaiserlichen Würde zu meiner nicht geringen Verwunderung spanisch gekleidet. Ich glaubte Carl den Fünften wiederzusehen, von dem jene Etiquette herrührte, die noch fortdauerte, obgleich ihm kein spanischer Herr in der Kaiserwürde nachgefolgt ist, Franz der Erste aber mit dem spanischen Volke nichts gemein hatte. Etwas Aehnliches habe ich indeß in Warschau bemerkt. Stanislaus Augustus Poniatowski hatte den Eigensinn, die Krönung in spanischer Tracht anzunehmen. Dieses Costum kostete die alten Woiwoden Thränen; aber sie mußten die Pille hinunterschlucken. Der russische Despotismus nöthigte sie, ihre Gedanken schweigend bei sich zu verschließen.

Der Kaiser Franz der Erste war schön. Seine glückliche Gesichtsbildung würde ich nicht verkannt haben, selbst wenn ich ihn nicht als Monarchen gesehen hätte. Seiner Gemahlin erwies er alle nur möglichen Rücksichten. Er beschränkte sogar ihre Freigebigkeit dann nicht, wenn sie, spielend oder Pensionen ertheilend, sich nur der cremnitzer Ducaten bediente. Er sah ihren Verschuldungen nach, selbst wenn sie den Staat trafen; denn er hatte die Kunst inne, sich dann selbst zum Gläubiger zu machen. Den Handel beförderte er dadurch, daß er einen großen Theil der Erzeugnisse des Fleißes selber ankaufte. Dabei war er galant, und die Kaiserin, die ihn stets ihren Herrn nannte, ignorirte alles. Vielleicht wollte sie nicht zur Kunde der Welt gebracht wissen, daß dem Temperament ihres Gemahls ihre Reize noch nicht genügten, um so mehr, da alle Welt die Schönheit ihrer zahlreichen Familie bewundern mußte. Alle Erzherzoginnen waren schön, die älteste allein ausgenommen. Unter den Erzherzogen gelang mir es damals nur, den ältesten näher zu betrachten, und ich konnte nicht umhin, sein Gesicht unglück-

verkündend zu finden, obwohl der Abbé Grosse-
tete, der sich etwas auf seine physiognomischen
Kenntnisse zu gute that, das Gegentheil behaup-
tete.

Was sehen Sie in dem Gesicht? fragte er mich. — Eingebildete Verblendung und Selbstmord, sagte ich. — Und wirklich habe ich in die Zukunft gesehen. Denn, richtig verstanden, hat Joseph der Zweite das ganze Leben hindurch sich selbst getödtet. Es war das freilich nicht seine Absicht, aber doch ist es geschehen. Seine Verblendung und Einbildung sind der Grund gewesen, daß er es nicht gewahr geworden. Was er zu wissen sich einbildete, ohne es in der That zu wissen, machte alles das wieder nutzlos, was er wirklich wußte. Der Verstand, nach welchem er trachtete, verdarb denjenigen, den er von Natur besaß. Er sprach gern mit Leuten, die sein Raisonnement so verblendet und verwirrt hatte, daß sie nicht mehr wußten, was sie ihm antworten sollten. Trat ihm aber jemand mit einem klaren, verständigen und gesunden Urtheil entgegen, welches das seinige entkräftete, so schalt er ihnen ein Pedanten. Vor etwa sieben Jah-

ren sagte er mir in Laxenburg, als das Gespräch auf einen Mann fiel, der sich's große Summen kosten lassen, adelige Titel und Würden zu kaufen, er verachte alle, welche Titel und Würden kauften. Ich gab ihm zur Antwort: dann müsse er auch ganz besonders diejenigen verachten, welche Titel und Würden verkauften. Darauf kehrte er mir den Rücken zu und hielt mich seitdem nicht mehr würdig, seine Stimme zu vernehmen.

Es war seine Leidenschaft, diejenigen, wenn auch nur heimlich, lachen zu sehen, die ihm zuhörten, indem er irgend etwas in Gesellschaft erzählte. Denn wirklich erzählte er allerliebst, und sehr unterhaltend wußte er eine Sache durch Nebenumstände zu verbrämen. Aber er behandelte auch alle Personen wie schwache Geister, deren Gelächter seine Erzählungen nicht erregten. Diese letztern waren aber gerade diejenigen Menschen, die ihn besser, wie alle übrigen, verstanden. Das Raisonnement eines Brambila, der ihn zum Selbstmuth anfeuerte, hörte er lieber als diejenigen Aerzte, welche ihm sagten: principiis obsta. Unerschrockenheit hat ihm niemand

absprechen können. Aber die Kunst zu regieren war ihm nicht gegeben, denn niemals hat er das menschliche Herz gekannt. Niemals konnte er sich verstellen, niemals ein Geheimniß bei sich behalten. Die Freude, die ihm alles Bestrafen verursachte, ließ er jedesmal sehen, und sein Gesicht zu beherrschen, war ihm unmöglich; eine nothwendige Kunst, die er in dem Grade vernachlässigte, daß, wenn er jemand ansichtig wurde, den er nicht kannte, er das Gesicht auf eine Weise verzog, die ihn bis zur Häßlichkeit entstellte, da er doch in solchen Augenblicken seine Zuflucht zu einem Augenglase hätte nehmen können, um die abscheuliche Verzerrung zu verbergen. Denn diese schien gewöhnlich sagen zu wollen: was ist denn das dort für eine Edition?

Dieser Regent starb an einer insofern sehr grausamen und schmerzhaften Krankheit, als sie ihm die Fähigkeit ließ, bis zur Todesstunde zu vernünfteln, und als sie bis zum letzten Augenblick ihm die Unabwendbarkeit des Todes so lange zeigte, bis endlich sie ihm diesen Tod gab. Gewiß hat ihn ein doppeltes Unglück gepeinigt.

Nothwendig muß er alles bereut haben, was er während seiner Regierung gethan, und eben so gewiß hat er die Unmöglichkeit eingesehen, das, was er gethan hatte, nicht gethan zu machen, theils weil das nicht möglich war, theils weil es ihm nicht zur Ehre gereicht haben würde, auch wenn es sich hätte thun lassen. Denn die hohe Sinnesart seines Geschlechts hat gewiß auch in ihm, wiewohl kränkelnd, gelebt.

Er hatte eine grenzenlose Hochachtung gegen seinen, jetzt regierenden Bruder; aber trotz dem vermochte er es niemals über sich, die Rathschläge zu befolgen, welche dieser Bruder ihm gab. Es war Größe der Seele, als er dem verständigen Arzte, der ihm das Todesurtheil aussprach, eine große Belohnung bewilligte. Aber es war Schwäche der Seele, als er einige Monate früher die Doctoren und Charlatans ebenfalls belohnte, die ihm einbildeten, daß er geheilt sey. Endlich hatte er auch noch das Unglück, daß er wußte, man würde ihn gern verschmerzen, und schwerlich gibt es einen trostlosern Gedanken. Noch gehörte zu den Bitterkeiten seines Schicksals, daß er nicht vor der Erzherzogin, seiner

Nichte, sterben konnte. Hätten die, welche Joseph den Zweiten umgaben, ihn wirklich geliebt, so hätten sie ihm diese herzzerreißende Nachricht vorenthalten. Denn er war einmal verloren, und es war nicht zu fürchten, er werde wieder so weit kommen, um das, was eine Wohlthat gewesen war, als eine Missethat zu bestrafen. Man fürchtete vielleicht, der Nachfolger würde gewisse Verhältnisse mißbilligen; aber Leopolds Art war es keinesweges, irgend wen in Verlegenheiten zu bringen.

Entzückt von dem Aufenthalt in Wien und von dem Umgange mit den gefälligen Schönen, welche ich bei meiner Baronin hatte kennen lernen, mußte ich doch endlich an die Abreise denken. Kurz vorher traf mich der Baron Vais noch bei den Hochzeitfeierlichkeiten des Grafen Durazzo, und bei der Gelegenheit lud er mich denn zur Theilnahme an einem Piquenique in Schönbrunn ein. Hier ließ ich denn nichts ungenossen. Die Folge war eine Magenüberladung, die mich in vier und zwanzig Stunden bis an den Rand des Grabes brachte. Zum Glück benutzte ich noch das kleine Restchen von Leben,

welches mir geblieben war, mich vom Tode zu retten. An meinem Bett saßen Campioni, bei dem ich wohnte, Graf Rockendorf und Sarotin. Letzterer, der mir ungemein gut geworden, hatte einen Arzt mitgebracht, trotz dem, daß ich beständig erklärt, ich wolle keinen Medicus. Der Doctor, der nicht zweifelte, er dürfe den Despotismus ausüben, zu welchem seine Kunst berechtigt, hatte nach einem Chirurg geschickt, und mir sollte wider meinen Willen zur Ader gelassen werden. Ich war schon halb todt und muß es für eine Eingebung halten, daß ich noch die Augen aufschlug, um den Mann mit dem Schnepper vor mir stehen zu sehen, der mir die Ader schlagen sollte. Nein, nein! sage ich und ziehe ohnmächtig meinen Arm zurück. Aber weil der Doctor sagt, man müsse mir gegen meinen Willen das Leben geben, sehe ich meinen Arm durch den Henker von Chirurgen gepackt. Schnell strecke ich meine Hand nach einer der beiden Pistolen auf meinem Nachttisch aus und schieße sie gegen den Mann los, der dem Doctar unbedingten Gehorsam geschworen. Die Kugel streifte ihm eine Locke an der Frisur, und das war voll-

kommen hinreichend, Chirurg, Doctor und alles, was bei mir war, in die Flucht zu jagen. Die Magd allein verließ mich nicht und gab mir so viel Wasser zu trinken, als ich nur verlangte. In vier Tagen war ich vollkommen wieder hergestellt. Ganz Wien erfuhr die Geschichte. Der Abbé Grossetete sagte mir, auch wenn ich wirklich einen von den beiden Söhnen des Aesculap getroffen hätte, würde mir nichts geschehen seyn, denn die Anwesenden würden bezeugt haben, daß man mir mit Gewalt habe zur Ader lassen wollen. Außerdem hieß es, alle Aerzte Wiens behaupteten, ein Aderlaß würde mir den Tod gebracht haben. Indeß hatte ich mich in Acht zu nehmen, nicht krank zu werden. Denn kein Arzt in Wien hätte mich dann besucht. Alles sprach von der Geschichte. Als ich zum ersten Mal wieder in der Oper war, wollte jedermann mich kennen lernen. Man sah mich als einen Menschen an, der sich dadurch vom Tode befreit, daß er dem Doctor eine Pistole vor den Kopf geschossen.

Einer meiner Freunde, der Maler Marol, war gestorben, weil man ihm nach einer Indigestion zur Ader gelassen. Daraus hatte ich ab-

genommen, daß man nichts anders bei dieser Krankheit thun dürfe, als Wasser trinken und Geduld haben. Man ist aber in einem jämmerlichen Zustande, einem Zustande, der sich nicht beschreiben läßt, denn man will sich eigentlich nicht erbrechen, weil das nicht gesund macht. Ich werde niemals den Scherz eines Mannes vergessen, dem Scherzreden sonst nicht geläufig waren. Ich meine Herrn von Maisonrouge, den man, halbtodt von einer Magenüberladung, nach Hause fahren ließ. Ein Zufall nöthigt seinen Kutscher, auf ein Weilchen zu halten. Die Zeit benutzt ein Bettler. Er tritt an den Wagen und bittet, der Herr möge doch so barmherzig seyn und ihm ein Almosen geben, denn sonst müsse er Hungers sterben. Maisonrouge öffnet die Augen, sieht den Bettler an und sagt: du Schelm bist glücklicher, als du weißt.

Ich machte nun noch Bekanntschaft mit einer Tänzerin aus Mailand, die sich etwas mit Literatur beschäftigte und dabei sehr hübsch war. Sie empfing Gesellschaft bei sich. Ich machte dort Bekanntschaft mit einem Grafen Christoph Erdödi, einem höchst liebenswürdigen, reichen

und freigebigen Manne, ferner mit einem Fürsten Kinski, der seinem leichten, flüchtigen Witze alle Grazie eines Arlequin zu geben verstand. Das Mädchen, die, wie ich glaube, noch lebt, flößte mir Liebe ein, aber sie blieb unbelohnt, weil ein Tänzer, Namens Angiolini, der aus Florenz angekommen war, ihr Herz besaß. Ich machte ihr meinen Hof, und sie hatte nur ihren Scherz mit mir. Ein Mädchen vom Theater, das einen Tänzer liebt, ist nicht zu erobern, wenn der Sturm nicht gleich mit Goldstücken begonnen wird; und reich war ich nicht. Aber doch hegte ich Hoffnung und setzte meine Besuche fort. Meine Gesellschaft gewährte auch der Schönen Unterhaltung; denn sie zeigte mir die Briefe, die sie schrieb, und ich hob dann die Schönheit derselben heraus. Ja ich that vielleicht mehr, als ich thun sollte, indem ich ihre eignen Reize besang und, wenn ich bei ihr war, mich an der Schönheit ihrer Augen ergötzte. Auch die Briefe ihres Bruders, der Jesuit war und predigte, zeigte sie mir. Man hatte sie in Miniatur malen lassen, und das Bild war zum Sprechen ähnlich. Am Abend vor meiner Abreise, in Wuth

darüber, daß ich nichts von ihr hatte erlangen können, beschloß ich, ihr das Bild wegzunehmen. Ein schwacher Ersatz für den Unglücklichen, dem das Original nicht hatte zu Theil werden sollen! Wirklich auch gelang es mir am Abend, wo ich Abschied nahm, das Bild zu mir zu stecken, ohne daß sie es sah. Am folgenden Morgen reiste ich nach Presburg in Gesellschaft des Baron Vais und zweier leichtfertigen Schönen.

Wir sind kaum vor dem Gasthof abgestiegen, so ist der erste, den ich sehe, mein Chevalier de Talvis; derselbe, der mich genöthigt hatte, ihm an dem Tage, wo ich unter die Quittung der Schweizerköchin das Wort labré hinter condé gesetzt, einen Degenhieb auf seinen Stern zu geben. Kaum ist er mich gewahr worden, so tritt er heran und sagt: ich sey ihm noch Revanche schuldig. Ich antworte, daß ich niemals eine Partie um einer andern willen aufgebe; aber wir würden uns noch sehen. Mit dieser Erklärung, versetzte er, bin ich zufrieden. Aber würden Sie mich wohl Ihren Damen vorstellen? —

Sehr gern, nur nicht auf der Straße. —

Wir gehen hinauf, er folgt, und ich überlege mir, daß der ohnehin muthige Mann uns Vergnügen verschaffen kann. Ich stelle ihn also vor. Er wohnte in dem nämlichen Gasthofe seit zwei Tagen und war in Trauerkleidern mit einem Hemde, woran die Manschetten sehr ausgezäselt waren. Er fragte uns, ob wir zum Ball gehen würden, den der Fürstbischof gab. Wir wußten nichts davon, aber Vais bejahte es. Man darf, sagte mein Chevalier, unvorgestellt, wie ich höre, sich einstellen, und aus dem Grunde, denke ich, werde ich hingehen dürfen, denn hier kennt mich kein Mensch. Gleich darauf entfernt er sich, der Wirth kömmt, vernimmt unsre Befehle und spricht uns gleichfalls von dem Ball. Meine Dämchen haben das größte Gelüst nach demselben, und kaum haben wir etwas zu uns genommen, so machen wir uns auf den Weg. Die Gesellschaft war zahlreich, und wir, völlig unbekannt, gehen durch nichts gehindert, wohin es uns beliebt. So kommen wir in ein Zimmer, wo sich der Adel an einem großen Tische versammelt hat, und wo man Faro spielt. Der Fürstbischof hielt Bank, und sie schien mir, aus Du-

caten und Souveraind'or bestehend, sich bis auf vierzehntausend Gulden zu belaufen. Chevalier Talvis steht zwischen zwei Damen, denen er artige Sachen sagt, während der Fürst die Karten mischt. Er läßt abheben und hat die Güte, dem Franzosen einen Blick zuzuwenden und ihm zu sagen, auch er möchte auf eine Karte setzen.

Mit Vergnügen werde ich das thun, mein gnädigster Herr. Wird va banque auf diese Karte angenommen?

Es gilt, antwortet der Fürstbischof mit würdevoller Größe, um zu zeigen, daß er nichts fürchtet, und in dem Augenblick fällt ihm links die von dem Franzosen gezogne Karte; der Chevalier aber rafft mit größter Seelenruhe alles Gold zusammen.

Der Bischof, verwundert, sagt dem Gascogner: und wenn nun Ihre Karte verloren hätte, mein Herr, wie würden Sie mich bezahlt haben? —

Ich glaube nicht, daß dies Ihre Sorgen sind, mein gnädiger Herr. —

Ich muß bekennen, daß Ihr Glück größer wie Ihr Verstand scheint, gibt der Bischof zur

Antwort; Talvis aber geht mit seinem Gelde in der Tasche davon.

Diese seltsame Geschichte verursachte tausenderlei Gespräche. Aber alle Welt endigte mit dem Ausspruch, daß der Fremde entweder ein Narr oder ein Mensch seyn müsse, der, durch irgend etwas zur Verzweiflung gebracht, solchen Schritt gethan, der Bischof aber nicht sonderlichen Verstand bewiesen habe.

Eine halbe Stunde darauf gehen wir nach dem Gasthofe zurück und erkundigen uns nach dem Sieger im Spiele. Daß er sich niedergelegt habe, wird uns gesagt. Darauf theile ich Vais den Gedanken mit, durch ein kleines Darlehn Nutzen aus dem Ereigniß zu ziehen. Früh also verfügen wir uns in das Zimmer des Chevalier. Ich mache ihm mein Compliment und bitte ihn, die Güte zu haben, mir hundert Ducaten vorzustrecken. Mit dem größten Vergnügen, gibt er zur Antwort. Darauf versetze ich: in Wien erhalten Sie das Geld wieder. Ist Ihnen etwa ein Schein gefällig? —

Nichts von Schein! versetzt er, zählt mir hundert Cremnitzer auf und fährt in einer Post-

caleſche nach Wien ab. Ein Reiſebeutel, ein Ueberrock und ein Paar Stiefeln waren ſeine ganze Equipage.

Die hundert Ducaten theilte ich auf das gewiſſenhafteſte unter uns viere, und am folgenden Morgen brachen auch wir nach Wien auf. Hier ſprach die ganze vornehme Welt von der Geſchichte. Aber niemand wußte, daß wir hundert Ducaten erhalten, noch daß der glückliche Spieler der Chevalier Talvis geweſen. Beim franzöſiſchen Geſandten wußte kein Menſch von ihm. Auch mir iſt unbekannt geblieben, ob man ſpäter etwas von ihm erfahren.

Von Wien reiſte ich in der Diligence ab. Am dritten Tage war ich in Trieſt, und hier ſchiffte ich mich nach Venedig ein. Ich kam dort am Abend vor dem Himmelfahrtstage des Jahres 1753 an.

Zweites Capitel.

Wiedersehen von Venedig. — Bekanntschaft mit Demoiselle C. C.

Mein Vaterland wieder zu sehen, freute mich höchlich. Der Mensch setzt nun einmal, dem mächtigsten aller Vorurtheile fügsam, die Heimath über jedes sonstige Gut. In Erfahrung war ich manchem meiner Mitbürger vorgeschritten; die Gesetze der Ehre und des Anstandes hatte ich kennen gelernt. So brannte ich denn, meine frühere Lebensweise wieder aufzunehmen, aber mäßiger, geregelter. Im Schlaf- und Schreibzimmer fand ich meine Papiere von Staub überschleiert, ein sicherer Beweis, daß seit drei Jahren Niemand sich hineingewagt.

Am dritten Tage nach meiner Ankunft wollte ich den Bucentaur begleiten; denn herkömmlich sollte auf demselben des Doge Vermählung mit dem adriatischen Meere vor sich gehen. Da gibt ein Kahnführer mir unerwartet einen Brief. Ich öffne, und was ich lese, ist: daß Giovanni Grimani sich meinen Besuch erbittet, um ein Schreiben, das nur persönlich übergeben werden kann, mir einzuhändigen. Giovanni, ein reicher, drei und zwanzigjähriger Patrizier, hatte keine Befugniß, mich zu sich zu laden; aber er rechnete wohl auf meine Höflichkeit, und ich ging.

Ich ward mit einem freundlichen Glückwunsch zu meiner Heimkehr empfangen; dann übergab Grimani mir ein am Vorabend erhaltenes Briefchen. Ich las:

„Seit Ihrer Abreise suche ich vergeblich nach meinem kleinen Miniaturbilde. Es kann sich nur in Ihren Händen befinden. Denn weil Dieben kein Zutritt bei mir gestattet wird, bin ich gegen Diebstahl gesichert. Händigen Sie doch dem Vorzeiger dieser Zeilen mein Portrait ein.

„Foglia33i."

Es war mir lieb, das Bild bei mir zu ha-

ben. Ich konnte nun den Wunsch des liebenswürdigen Mannes erfüllen, in dessen Gesicht ich Staunen und Zufriedenheit las. Er hatte den Auftrag für bedenklich gehalten, wie mir schien. „Gewiß hat das Liebe gethan," sagte er. „Mich freut, daß sie nicht die heftigste war; die Bereitwilligkeit, mit der Sie diese Brillanten zurückgeben, läßt es vermuthen.

Kein Andrer hätte jene Steine so leicht von mir zurückerhalten. —

Sie dürfen für diese Willfährigkeit künftig auf meine Freundschaft rechnen. —

Ich ziehe diese Freundschaft jenem Bilde, ja ich ziehe sie dem Original vor. Würden Dieselben dem letztern wohl eine Antwort von mir zugehen lassen? —

Unbedenklich. Hier ist Papier; des Zusiegelns bedarf es nicht.

Nun schrieb ich diese drei Zeilen: „Casanova ist des Augenblicks, der ihn von diesem Bilde befreit, ungleich froher, wie jenes, der ihm den thörichten Gedanken gab, es einzustecken."

Böses Wetter hatte die wunderbare Vermählung gehindert; deshalb begleitete ich Herrn

von Bragadin nach Padua. Seine Absicht war, der Langenweile zu entgehen, welche ihm die Feste zu Venedig erregten. Liebenswürdige Greise mißgönnen der Jugend niemals die rauschenden Freuden. Ich durfte mich nach dem Essen empfehlen und hatte zur Absicht, in einer Postcalesche nach Venedig zurückzurollen. Wenn ich zehn Minuten später abreiste, so nahm mein ganzes Leben eine andere Richtung, wofern nämlich unsre Schicksale von Zufällen abhängen. Doch der Leser urtheile selbst.

Der Augenblick, wo ich von Padua abreiste, brachte es mit sich, daß ich zwei Stunden darauf zu Oriago einem Cabriolet im raschesten Trott der Postpferde begegnete. Ein Officier in deutscher Uniform und eine Dame saßen darin. Zehn Schritt noch von mir entfernt, schlägt das Fuhrwerk uuu und zwar nach der Flußseite hin. Die Frau, über den Mann fallend, läuft Gefahr, in die Brenta zu stürzen. Ich, ohne Halt zu rufen, bin mit Einem Sprunge aus meinem Wägelchen, und eiligst alle die geheimen Reize, die sich meinen Augen darbieten, mit dem Röckchen wieder zudeckend, erfasse ich die gefährdete Schö-

ne. Auch der Begleiter eilt herzu, und die liebliche Frau ſteht höchſt verwundert vor mir, zürnend mehr, wie auf das Fallen, auf die Unbeſcheidenheit ihrer Röcke; und doch war Alles allerliebſt, was dieſe aufdeckten. Ihre Dankſagungen währten mindeſtens ſo lange, als die Poſtillone brauchten, den Wagen in Ordnung zu bringen. Mehrmals nannte ſie mich ihren Engel. Nachdem die beide Poſtillone ſich, der Regel gemäß, ein jeder dem andern die Schuld beilegend, eine Weile geſtritten, verfolgt die Dame ihre Reiſe nach Padua, ich ſetze die meine nach Venedig fort, und in der Maske beſuche ich die Oper.

Am andern Morgen, ebenfalls maskirt, will ich den Bucentauro begleiten, der nun bei ſchönem Wetter von Stapel laufen ſollte. Dieſe Expedition ſtellt den Muth des Admirals vom Zeughauſe jedesmal auf die Probe. Er muß unter andern für die Dauer der günſtigen Witterung haften. Der leiſeſte Wind, das Fahrzeug umwerfend, könnte den Doge mit der erlauchten Signoria ſammt allen Geſandten, ſogar dem päpſtlichen Nuntius, erſäufen; und doch muß

dieſer letztre gerade für den Erfolg der feierlichen Ceremonie haften, der die Venetianer aus guten Gründen bis zur Abergläubigkeit anhängen. Ein ſolch tragiſches Ereigniß aber würde von ganz Europa belacht werden. Man könnte ſagen: endlich habe der Doge nun doch die Verlobung wirklich vollzogen.

Auf dem Marcusplatze hatte ich vor der Procuratie kaum, um Kaffee zu trinken, meine Maske abgenommen, als mir eine ſchöne Damenmaske einen Fächerſchlag auf die Schulter gibt. Sie nicht kennend, ließ ich die Sache hingehen. Aber wie mein Kaffee getrunken iſt, nehme ich die Maske wieder vor und eile zum Quai der Begräbniſſe. Die Gondel des Herrn von Bragadin erwartete mich dort. Vor der Brücke fällt mir die nämliche Maske wieder in die Augen, welche mir den Fächerſchlag gegeben. Sie ſtand und betrachtete ſich aufmerkſam die Abbildnng eines Unthieres, das, eingeſperrt, Neugierigen für zehn Kreuzer gezeigt wurde. Zur Dame tretend, frage ich, welche Verſchuldung mir den Schlag zugezogen.

Beſtrafen wollte ich Sie, daß Sie mich

nicht wiedererkannt und doch mir das Leben gerettet haben, als ich beinahe in die Brenta gestürzt wäre, antwortete die Schöne.

Gleich mache ich mein Compliment und frage, ob sie dem Bucentaur nachsegeln wolle. Sie bezeugte Lust, wenn sie einer sichern Gondel gewiß wäre. Da meine Gondel zu den größten gehörte, so konnte ich sie dreist anbieten. Die Dame bespricht sich mit dem Begleiter, den, obwohl maskirt, ich für den bewußten Officier erkenne. Er scheint geneigt, und wir steigen ein; ich aber ersuche meinen Gesellschafter, die Maske abzulegen; doch der Officier behauptet, Gründe zu haben, aus denen er nicht gekannt seyn möchte; und nun sehe ich mich veranlaßt, zu fragen, ob er bei einer Gesandtschaft angestellt sey. Auf diesen Fall bat ich ihn, auszusteigen. Zum Glück erhielt ich von meinen sämmtlichen Unbekannten die Antwort: sie wären Venetianer. Ich konnte nämlich, wegen der Livreien eines Patriziers auf der Gondel, mit den Staatsinquisitoren in Verdruß gerathen, wenn ich mit dem Personal einer Gesandtschaft fuhr.

Während die Gondel dem Bucentauro nach-

ſteuerte, ſaß ich neben meiner Schönen. Die günſtige Gelegenheit des bedeckenden Mantels verleitete mich zu einigen Freiheiten; aber ſie wurden zurückgewieſen. So kommen wir nach Venedig zurück und ſteigen aus. Nun lud der Officier mich ein, in Geſellſchaft ſeiner Dame mit ihm im Gaſthofe zum Wilden zu ſpeiſen. Die Schöne, von der ich mehr geſehen, wie das Angeſicht, erregte meine Neugier; ich nahm das Anerbieten an, und während ihr Begleiter ſich entfernt, um die Beſtellung zu machen, bleibe ich allein mit ihr zurück.

Meine Liebesanträge wollte ich nicht aufſchieben. Ich bot alſo meine Opernloge an. Auch meine Dienſte während der Zeit des Marktes, ſofern die Schöne mich nicht umſonſt wolle ſchmachten laſſen, kamen in Antrag. Sind Sie grauſam, fügte ich hinzu, dann wünſche ich ein offenherziges Geſtändniß, und zwar auf der Stelle.

Mit wem, erwidert die Unbekannte, glauben Sie Bekanntſchaft gemacht zu haben?

Mit einer liebenswürdigen Frau, gleichviel, ob Prinzeß oder weß Standes ſonſt. Bleibe ich

nach dem Essen noch ohne Beweise von Gunst, so muß ich mich Ihnen empfehlen. —

Nach Ihrem Belieben; nur bitte ich, ändern Sie den Ton. Ihr bisheriges Betragen macht Sie keineswegs beliebt. Nach längerer Bekanntschaft vielleicht sind Aeußerungen, wie die Ihrigen, erlaubt. Sollten Sie das nicht fühlen? —

Wohl fühle ich Alles; doch man sieht sich ungern hinter das Licht geführt. —

Und darum wollen Sie Aermster da anfangen, wo man schließt? —

Ich erbitte heute ja nur ein Aufgeld, und ich will bescheiden, folgsam und verschwiegen seyn. —

Sie lieben den Scherz sehr; aber mäßigen Sie sich! —

Wir waren nun zum Wilden gekommen und fanden dort den Officier unser wartend vor der Thür. Nachdem wir eingetreten, schien die Dame, der Maske entledigt, mir noch schöner, wie gestern. Mein Benehmen gehörig einzurichten, mußte ich wissen, ob der Officier ihr Mann, ihr Freund, ihr Verwandter oder ihr Begleiter

war. Ein Abenteuer gab es nun einmal; ich war neugierig, wie dies sich machen würde.

Wir speisten, plauderten, und beide Personen benahmen sich so, daß ich, behutsam vorzuschreiten, mich genöthigt sah. Ihm also bot ich meine Loge an, und das Anerbieten ward angenommen. Nun hatte ich mich schnell unter irgend einem Vorwande zu entfernen, um die Loge, die noch fehlte, anzuschaffen. Ich nahm sie für die Opera buffa, wo Lasqui und Pertici mit Auszeichnung spielten. Dann bewirthete ich meine neuen Bekannten mit einem Abendessen und führte sie in meiner Gondel nach Hause. Begünstigt von der schönen Nacht, wurde mir so viel gestattet, als sich in Gegenwart eines Dritten, der geschont werden muß, erwarten ließ. Bei der Trennung sagte mir der Officier, ich würde morgen von ihm hören. Ich frage, wo und wie? Er aber meint, ich solle deshalb außer Sorgen seyn.

Am andern Tage früh wird mir ein Officier gemeldet. Es war der von gestern. Nachdem ich ihm für seine Güte gedankt, bitte ich ihn, mir seinen Namen und seine Verhältnisse

zu sagen, weil es mich freue, seine Bekanntschaft gemacht zu haben.

Ohne mich anzusehen, aber sich gut ausdrückend, sagt er: Ich heiße P. C. Mit meinem Vater, reich und bei der Börse angesehen, stehe ich nicht im besten Verhältniß. Ich wohne auf dem Quai von St. Marc. Die Dame, welche Sie sahen, ist eine geborne D., Frau des Wechslers C. Ihre Schwester ist an den Patrizier P. M. verheirathet. Madame C. hat sich meinetwegen mit ihrem Manne, und ich habe mich ihretwegen mit meinem Vater verfeindet. Diese Uniform trage ich in Folge eines Patents als Hauptmann in der österreichischen Armee, obwohl ich niemals gedient habe. Die Lieferung der Ochsen für die Republik, die ich aus Steyermark und Ungarn kommen ließ, war mein Unternehmen. Ich gewinne bei dem Geschäft jährlich reine zehntausend Gulden; aber ein unvermuthetes Ereigniß, ein betrügerischer Banquerott, der mit unerwarteten Ausgaben zusammentrifft, bedrängen mich für den Augenblick. Als ich vor vier Jahren zuerst von Ihnen hörte, war es auf der Stelle mein Wunsch, Ihre Bekanntschaft zu

machen. Nun hat der Himmel selbst, wie Sie sehen, mir vorgestern dies Glück verschafft. Ich trage kein Bedenken, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, die uns eng vereinigen wird. Sie sollen mir helfen, ohne Gefahr zu laufen. Nehmen Sie diese drei Wechsel von mir an, doch nicht, um sie zur Stelle zu bezahlen, denn ich cedire Ihnen drei andere Wechsel, die längst bezahlt sind, bevor die Ihrigen fällig werden. Außerdem verpfände ich Ihnen meinen gesammten Bestand an Ochsen. Zahle ich nicht, so können Sie in Triest Beschlag darauf legen; denn von einer andern Seite her die Sendung nach Venedig zu schaffen, ist unmöglich.

Im höchsten Grade verwundert über diese Worte und über den lustig scheinenden Vorschlag, der mich in tausend verhaßte Unannehmlichkeiten verwickeln konnte, bewunderte ich den sonderbaren Gedanken des Mannes, sich einzubilden, ich würde auf dergleichen eingehen. Weshalb gab er mir vor Tausenden, die er wählen konnte, den Vorzug? Unumwunden antwortete ich, die drei Wechsel könne ich nicht acceptiren. Nun wollte er mich mit verdoppelter Beredtsamkeit

überzeugen. Aber sein Muth ward sehr gedämpft, als ich ihm meine Verwunderung nicht barg, daß er mich vor tausend Andern zu wählen für gut befunden.

Ihm sey von meiner Klugheit gesagt worden, ward mir zur Antwort, und deshalb habe er jeden Einwand von meiner Seite für unmöglich gehalten.

Da irrten Sie sich also, versetze ich; denn für dergleichen Geschäfte geht mir alle Fähigkeit ab; ich würde übel anlaufen.

Er entschuldigte sich und ging, indem er mir noch sagte, er wolle in Gesellschaft mit Madame C. mich Abends auf dem Marcusplatze sehen. Auch seine Wohnung hinterließ er mir, ein Zeichen, daß er meinen Besuch erwartete. Wäre ich doch so klug gewesen, diese vermeintliche Verpflichtung unerfüllt zu lassen!

Mißmuthig über den Plan, welchen der Herr auf mich gemacht, wollte ich auch den meinen auf Madame C. aufgeben. Ich glaubte ein Complott zu bemerken und fürchtete, mich geprellt zu sehen. Das veranlaßte mich, die Promenade auf S. Marcus zu vermeiden. Erst am

folgenden Tage machte ich meinen Besuch; eine Höflichkeit, von der ich keine üblen Folgen fürchtete.

Kaum hatte mir der Domestik das Zimmer des angeblichen Officiers geöffnet, als dieser mich umarmte. Ich hörte tausend verbindliche Vorwürfe wegen meines gestrigen Außenbleibens. Dann wurden mir unter Gesprächen über die bekannte Angelegenheit Stöße von Papieren vorgelegt, die mich langweilten. P. C. bot mir nochmals an, sein Compagnon in dem Unternehmen der Ochsenlieferung zu werden, wenn ich die drei Wechsel acceptiren wollte. Durch dieses seltnere Freundschaftszeichen, meinte er, würde er mich jährlich um fünftausend Gulden bereichern. Statt aller Antwort bat ich ihn, dieser Sache mit keinem Worte ferner zu gedenken. Ich wollte mich nun empfehlen, doch P. C. machte Miene, mich zuvor seiner Mutter und Schwester vorzustellen, deshalb verließ er das Zimmer.

Nach einer Minute erscheint mein Mann wieder, begleitet von den Damen. Ich sehe eine achtbare Frau von ziemlich ungezwungnem We-

sen und ein sehr junges Mädchen, ein Wunder von Schönheit. Jene, die Mutter, beurlaubt sich nach einer Viertelstunde, und das Mädchen bleibt. Eine halbe Stunde war mehr, denn zuviel. In kürzerer Zeit hätte das anmuthige Wesen mich durch Gestalt, Gesicht und durch eine Fülle aufblühender Reize bezaubern können. Vor allen fesselte mich des Mädchens lebhafter Geist, den ich auf eine mir ganz neue Weise gepaart fand mit Milde und mit Reinheit der einfachsten und erhabensten Gefühle, mit einem himmlisch unschuldigen Frohsinn und mit etwas Unbeschreiblichem im ganzen Wesen, das meiner Seele das köstliche Bild der reinsten Tugend vorzauberte. Und jedesmal hat diese den kräftigsten Eindruck auf mich gemacht, wenn es galt, mich ganz dem Gegenstande zu unterjochen, in welchem ich jene Gaben zu erblicken glaubte.

Mademoiselle C. C. ging nie anders, denn in Gesellschaft ihrer frommen und sehr wohlwollenden Mutter, aus. Gelesen hatte das köstliche Mädchen keine andern Bücher, als die, welche sie aus der Hand des Vaters empfangen, und dieser lebte die Romane nicht. Venedig zu se-

hen, brannte sie vor Neugier. Ihr Haus ward von Niemand besucht; kein Mensch hatte dem holden Kinde gesagt, daß sie ein Wunder der Natur sey. Die kurze Zeit, welche ich, während der Bruder schrieb, mit ihr zubrachte, verging mit Beantwortung der Fragen, die sie mir vorlegte. Um ihr befriedigend entgegenzukommen, mußte ich die noch unentwickelten Vorstellungen, die dem seltnen Wesen angeboren waren, mit neuen verknüpfen, deren sie ohne jene Verbindung nicht empfänglich gewesen wäre; denn ihre Seele befand sich im ersten Aufgähren. Daß sie schön sey; daß sie mich über alle Maßen bezaubre, wagte ich nicht ihr zu sagen. Eben weil es Wahrheit im vollen Sinne des Worts war, und weil ich über diesen Punct gegen andre Frauen und Mädchen der Lüge Raum gegönnt, fürchtete ich, diesem Wesen verdächtig zu werden.

Bekümmert, träumerisch und fast zu sehr von den seltnen Eigenschaften bewältigt, die ich an dem Mädchen entdeckt, verließ ich das Haus. Ich gelobte mir selbst, sie nie wieder zu sehen; es schmerzte mich, nicht im Stande zu seyn, bei ihrem Vater um sie anhalten zu dürfen. Ich

glaubte, nur diese, keine sonst, würde mein Glück zu machen im Stande seyn.

Ich hatte Madame Manzoni noch nicht wieder gesehen und machte ihr meinen Besuch. In nichts hatte sich ihr Betragen gegen mich geändert. Sie erzählte mir, jene Therese Imen, wegen der ich vor dreizehn Jahren vom alten Senator Malpieri ausgehauen worden, sey aus Baireuth, wo sie sich glücklich verheirathet, eingetroffen. Sie wohnte gegenüber, und Madame Manzoni, um sich an ihrer Ueberraschung zu belustigen, ließ sie einladen. Sie kam nach einer Viertelstunde in Gesellschaft eines reizenden kleinen Jungen. Es war ihr einziger Sohn, von dem Tänzer Pompenti, der sie geheirathet hatte, aber in Baireuth geblieben war, ihr geschenkt.

Unsre Verwunderung, uns wieder zu sehen, war nicht geringer, als unsre Freude bei Erinnerung an die Kinderzeiten; denn über Kindereien hatten wir uns ja nicht hinaus verstiegen. Ich gratulirte zu dem Glück, das Therese gemacht, und sie schien mir eine Erwiderung schuldig zu seyn, denn mein Ansehn brachte ihr eine gute Meinung bei. Therese hätte sich eine glück-

lichere Zukunft gründen können wie ich, wenn sie besonnen gehandelt hätte. Ihr Eigensinn übertraf den meinen. Noch fünf Jahren werde ich davon erzählen können. In der Musik hatte sie hübsche Fortschritte gemacht, aber nicht jenes Talent allein war die Grundlage ihres Glücks gewesen. Auch die Reize des Körpers hatten das Ihrige gethan. Sie erzählte mir viel von ihren Abenteuern und verschwieg natürlich alle diejenigen, deren Mittheilung die Selbstliebe verbot. Die Zusammenkuft schloß mit einer Einladung zum Frühstück von ihrer Seite auf morgen. Sie gab mir zu verstehen, der Markgraf lasse sie beobachten; doch als alter Bekannter sey ich nicht weiter verdächtig. Das ist eine Redensart aller galanten Frauen. Für den Abend beschied sie mich in die Oper nach der Loge von Mr. Papasava, ihrem Pathen. Ich stellte mich ein und stattete meinen Besuch am folgenden Morgen sehr zeitig ab.

Noch mit ihrem Söhnchen im Bett, gab Therese diesem einen Wink, und der Knabe entfernte sich. Ich blieb drei Stunden bei ihr; die Folgen des Besuchs werde ich nach fünf Jahren

erzählen. Während ihres vierzehntägigen Aufenthalts in Venedig sah ich sie noch einmal und bei der Abreise versprach ich sie in Baireuth zu sehen; aber ich hielt nicht Wort.

Zwei Tage nach dem Besuch bei P. C. begegnete ich diesem Mann auf der Straße. Er erzählte mir, seine Schwester wisse von nichts Anderm, denn von mir zu sprechen; sie habe eine Menge von Dingen behalten, welche ich ihr erzählt, und die Mutter freue sich dieser Bekanntschaft. Er fügte hinzu, das Mädchen wäre eine gute Partie für mich; sie brächte mir zehntausend Ducaten zu. Eine Einladung auf den folgenden Tag zum Caffee bei ihr und der Mutter ward Schuld, daß ich, trotz meines Gelübdes, nachgab. Der Mensch entschließt sich gar leicht, sein Wort zu brechen.

Ein dreistündiger Besuch entließ mich in solchem Grade entflammt, daß ich meine Heilung bezweifelte. Als ich beim Weggehen dem schönen Mädchen sagte, ich beneide das Schicksal dessen, dem sie zu Theil werden solle, überströmte das innre Glühen ihrer Seele sie von Kopf bis zu Fuß. So viel hatte ihr noch Niemand gesagt.

Im Zurückgehen untersuchte ich meine aufkeimende Leidenschaft und fand sie grausam. Denn weder als redlicher Mann, noch als Verführer mich der C. C. gegenüberzustellen, war mir möglich. Zur Frau durfte ich sie nicht begehren, und auf ihre Verführung sinnen, glich mir einem Mordgedanken. Zerstreuung führte mich in ein Spielhaus. Das Spiel dämpft oft die Qualen der Verliebten.

Ich hatte etwa hundert Zechinen gewonnen, als mir in einer abgelegnen Straße ein Mann begegnete, den die Last seiner Jahre beugte. Ich erkannte den Grafen Bonafede. Nach einem kurzen Eingange schilderte er mir seine Bedrängniß und die Verzweifelung, welcher die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie erhalten zu müssen, ihn entgegenführe. Ich erröthe nicht, sagte er, Sie um einen Ducaten anzusprechen, denn fünf Tage bringe ich mich wieder damit durch.

Ich gab ihm sechs Ducaten und kam Dankſagungen zuvor, die den Mann erniedrigt hätten. Aber seine Thränen konnte ich nicht hindern. Als Gipfel seiner Leiden schilderte er mir die Lage seiner Tochter. Ein Wunder von Schön-

heit, konnte sie sich nicht entschlirßen, ihre Tugend der Noth zu opfern; und wie sollte er ihr das belohnen, wie sie in diesen Grundsätzen bestärken? —

Ich glaubte zu verstehen, erbat mir die Anzeige seiner Wohnung und versprach einen Besuch. Meine Neugier war erwacht, zu erfahren, was aus einer Tugend geworden seyn könne, an die ich schon vor zehn Jahren — so lange hatte ich das Mädchen nicht gesehen — wenig glaubte.

Am folgenden Morgen machte ich meinen Besuch. Ich fand die junge Gräfin in einer von Meublen fast leeren Wohnung allein und ohne den Vater, was mich eben nicht befremdete. Sie hatte mich kommen gesehen und war mir bis zur Treppe entgegengetreten. Ihre Kleidung war anständig, sie selbst schön und lebhaft, wie auf dem Fort St. Andrä. Der Vater hatte mit ihr von mir gesprochen, und sie nahte mir mit einer Umarmung, wie sie nur der zärtlichst Geliebte erwarten konnte. Mich in ihr Zimmer führend, erklärte sie mir, daß Krankheit ihre Mutter das Bett zu hüten nöthige. Dann überließ sie sich

von neuem dem Entzücken, das, wie sie sagte, die Freude, mich wieder zu sehen, ihr errege. Die Strom von Liebkosungen, die unter dem Vorwande der Freundschaft gewechselt wurden; bemeisterte sich so schnell der Sinne, daß die erste Viertelstunde gewährte, was die Regeln eines guten Anstandes vielleicht erst beim Schlusse des Besuchs erlaubt hätten. Nun war unsre natürliche oder künstliche Rolle die, daß wir gegenseitig uns unser Erstaunen bezeigten. Gute Sitte gebot mir, der arme Gräfin zu versichern, alles, was geschehen, sey Vorläufer einer dauernden Neigung gewesen, und sie schien es in jenem ersten Augenblicke wirklich zu glauben. Nachdem wir uns beruhigt hatten, sprach sie vom Elend der Ihrigen, namentlich der Brüder, die gleich Bettlern durch die Straßen von Venedig umher gingen, denn der Vater könne ihnen einmal nichts geben.

Haben Sie denn keinen Geliebten? fragte ich. —

Einen Geliebten? Wer möchte dessen Rolle in solchem Hause übernehmen? Und sollte ich mich für eine Kleinigkeit hingeben? Auf die nur

könnte ich meiner äußern Lage nach Anſpruch machen, und ich will mich nicht preisgeben. —

Nun vergoß ſie Thränen, die mir Armen Herz und Seele lähmten. Der Anblick des Elends iſt erſchreckend, ja empörend für die Liebe. Nur gegen das Verſprechen, ſie öfter zu ſehen, ward ich entlaſſen. Als ich dem armen Mädchen zwölf Zechinen gab, war ſie außer ſich vor Erſtaunen über ſolche Summe; ſo reich hatte ſie ſich noch niemals geſehen.

Am folgenden Morgen beſuchte mich ſehr früh P. C. und ſagte mir mit der freundſchaftlichſten Miene: ſeine Mutter habe erlaubt, daß er die Schweſter in die Oper führen dürfe, und dieſe ſchwämme in Freude, weil ſie noch niemals ein Theater geſehen. Wir könnten uns alſo irgendwo treffen, wenn es mir Freude mache, Theil zu nehmen. —

Und weiß Ihre Schweſter, daß ich von der Partie ſeyn werde? —

Allerdings; das macht ihr die Sache erſt zum Feſte. —

Aber was weiß Ihre Mutter darüber? —

Nichts. Sollte ſie auch etwas davon erfah-

ren; es thut nichts; Sie haben ihr Achtung eingeflößt. —

So werde ich eine Loge miethen. —

Wohl, wir erwarten Sie zur ein und zwanzigsten Stunde bei den Aposteln. —

Von Wechseln sprach der Gaudieb kein Wort ferner. Er hatte bemerkt, daß seine Schöne mir gleichgültig geworden, weil seine Schwester mich fesselte. Gewiß legte er es darauf an, diese mir zu verkaufen. Ich beklagte die Mutter, die ihm das Mädchen anvertraute, und das Mädchen, die sich in den Händen eines solchen Bruders sah. Aber die Gelegenheit abzuweisen, dazu war ich nicht tugendhaft genug. Ich glaubte, meine Liebe könne das holde Geschöpf gegen andre Fehltritte schirmen. Der Bruder möchte, wenn ich entsagte, einen andern Verführer ausmitteln. Der Gedanke war meine Seele Gift, und ich bildete mir ein, von mir habe C. C. keine Gefahr zu besorgen.

Ich miethete eine Loge in der opera seria auf S. Samuel; und ohne an das Mittagsessen zu denken, verfügte ich mich zur bestimmten Zeit an den verabredeten Ort. Die C. C. bezauberte

auch in der Maske. Ich bat Bruder und Schwester, in meine Gondel zu steigen. Denn P. C. konnte in seiner Uniform erkannt werden. Gleich hätte sichs vielleicht verbreitet, daß die reizende Maske seine Schwester wäre. Er bat mich, ihn bei seiner Geliebten abzusetzen, die sich nicht wohl befände. Dabei versprach er, sich in unserer Loge, deren Nummer ich ihm gesagt, einzufinden. Daß C. C. nicht das geringste Bedenken trug, mit mir in der Gondel allein zu fahren, fiel mir denn doch auf. Des Bruders Bereitwilligkeit konnte nicht befremden; seine Absicht, zu gewinnen, lag am Tage.

Ich schlug nun der schönen C. C. vor, bis zum Schauspielhause hin die Wasserfahrt fortzusetzen und die Maske abzunehmen; sie that es auf der Stelle. Ich hatte mir ein tadelloses Betragen zur Pflicht gemacht; denn edle Zuversicht war ihr auf den Gesicht gemalt, aus den Augen aber strahlte das schönste Vertrauen und alle Freude der Seele. Da mußte meine Liebe wohl zum Riesen werden.

Schwankend, was ich ihr sagen sollte — denn nur von Liebe konnte ich sprechen, und der

Gegenstand war gefährlich — heftete ich meine Augen ausschließlich auf das Gesicht. Von der werdenden Brust entfernte ich jeden Blick; ich fürchtete, die Schaam des holden Geschöpfs durch diese Kühnheit zu erregen. Denn weil ich um Vieles größer war, wie sie, so konnte ich durch den Spitzenbesatz ihres Corsets die schwellenden Knospen der Brust gewahr werden. Nur einen Moment hatten sie meine Augen gesehen, und erschreckt wagten sie nicht, zu dem Anblick zurückzukehren.

Sagen Sie mir doch etwas! — begann das Mädchen. Sie thun nichts, denn mich ansehn, und sprechen auch nicht ein Wort. Sie haben sich heute gewiß um meinetwillen aufopfern müssen. Mein Bruder hätte Sie vielleicht zu seiner Geliebten gebracht; die soll schön und geistreich seyn, wie ein Engel. —

Ich kenne Ihres Bruders Geliebte. Aber ich habe sie niemals besucht und werde sie niemals besuchen. Ich opfre Ihnen wahrlich nichts auf. Mein Verstummen aber ist eine Folge meines Glücks und des schönen Vertrauens, wodurch Sie mich entzücken. —

Man kann nicht glückseliger seyn, wie ich es bin. Und wie sollte ich Ihnen nicht vertrauen? — Wahrlich, bei meinem Bruder dürfte ich nicht zwangsloser und sichrer seyn. Sogar meine Mutter gibt Ihnen das günstigste Zeugniß. Freilich sind Sie unverheirathet. Danach habe ich meinen Bruder zuerst gefragt. Wissen Sie noch, wie Sie sagten, Sie beneideten den, der mich zur Gattin haben würde? Da sagte ich mir, das Mädchen, das Sie einst heirathen würden, wäre das glücklichste Geschöpf in ganz Venedig. —

Diese Worte, mit der Unbefangenheit eines Engels ausgesprochen, zu hören und den Mund nicht küssen zu dürfen, der sie entlassen, goß in meine stille Wonne einen Schmerz, so wunderbar, daß ich jeden Leser bedauern muß, der ihn nicht empfunden hat.

So werden wir denn, sagte ich, in der Uebereinstimmung der Gedanken unser Glück finden. Aber ich könnte Ihr Vater seyn.

Mein Vater? Wissen Sie, daß ich vierzehn Jahr alt bin? —

Und ich bin acht und zwanzig. —

Welcher Mensch von Ihrem Alter hat aber eine Tochter von meinen Jahren aufgezogen? Ich muß lachen. Wenn mein Vater Ihnen gliche, so würde er mir doch niemals Furcht einjagen, und ich würde doch ihm gegenüber nicht schüchtern seyn.

Endlich stiegen wir aus, und ganz bemächtigte das Schauspiel sich des reizenden Kindes. In der Dämmerung nahmen wir Gefrornes zu uns, und beim dritten Act fand sich der Bruder ein. Darauf lud ich meine Gesellschaft nach einer Restauration zum Abendessen. Die Freude, das junge Mädchen so froh zu sehen, machte, während sie mit dem besten Appetit sich es wohlschmecken ließ, mich vergessen, daß ich nicht zum Mittag gespeiset. Kaum ein Wort sprach ich. Die Liebe machte mich krank. Sie versetzte mich in einen Zustand von Anspannung, der unmöglich dauern konnte. Ich mußte Zahnschmerzen vorgeben. Nun beklagte man mich und ließ mich bei meinem Stillschweigen.

Nach dem Essen sagte P. seiner Schwester: ich sey verliebt, und ein Kuß von ihr würde mich heilen. Ohne zu antworten, bot sie mir

ihren lächelnden Mund. Weigerung von meiner Seite wäre Unhöflichkeit gewesen. Eine ziemlich kalte Umarmung, ein Kuß auf die Wange war Alles. Mich hinderte Scheu, durch einen feurigen Kuß die Unschuld zu verletzen.

Was ist das für ein Kuß? sagte der Verworfene. Nochmal einen recht verliebten Kuß!

Ich blieb sitzen, des Lästigen und seines Benehmens überdrüßig. Da wandte seine holde Schwester den schönen Kopf nach ihm hin und sagte: treibe ihn nicht an; Du siehst, ich gefalle ihm nicht. —

Diese Auslegung empörte mich, ging mir ans Herz und änderte meinen Entschluß. Wie? sagte ich, Sie halten mein Zurückhalten nicht für das, was es ist, Folge dessen, was ich für Sie fühle? Sie glauben, mir nicht zu gefallen? Sie irren, himmlisches Mädchen! Und wenn es denn eines Kusses bedarf, Sie von meiner Liebe zu überzeugen, nun, hier ist einer, wie diese Lippen ihn fordern, um damit besiegelt zu werden.

Mit diesen Worten preßte ich sie an meine Brust und gab ihr den Kuß, welchen sie ver-

diente, und den zu geben ich lechzte. Aber die Art dieſes Kuſſes enthüllte der holden Taube, daß ſie ſich in den Krallen des Geiers befand. Ganz in Flammen und erſtaunt, auf dieſem Wege meine Liebe entdeckt zu haben, verließ ſie meine Arme. Der Bruder klatſchte Beifall. Das Mädchen aber griff zum Maske und rüſtete ſich zum Weggehen. Ich fragte, ob ſie nun glaube, mir zu gefallen? Die Antwort war, daß ich ſie überzeugt habe, aber ich möchte nun auch nicht ſie beſtrafen, um ſie zu enttäuſchen. Dieſe Antwort, die das reinſte Gefühl meiner Geliebten eingeflößt hatte, betrachtete ihr Bruder wie eine Albernheit. Ich führte ſie in ihre Wohnung und ging ſodann nach Hauſe, ſehr zufrieden, aber auch ſehr traurig.

Am dritten Tage brachte P. C. mit triumphirender Miene mir die Nachricht, ſeine Schweſter habe der Mutter unſere Liebe, und daß die Verbindung mit mir ihr höchſtes Glück ſeyn würde, geſtanden. —

Ich bete das Mädchen an; doch Ihr Vater gibt ſie mir ſchwerlich.

Freilich muß ich es bezweifeln. Aber er iſt

alt. Lieben Sie während dessen meine Schwester! Meine Mutter freut sich, heut in unsrer Aller Gesellschaft die opera buffa zu besuchen. —

So gehen wir denn in die Oper. —

Aber ich muß Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten. —

Befehlen Sie! —

Es ist jetzt trefflicher Cyperwein zu verkaufen. Gegen eine Promesse, nach sechs Monaten zahlbar, kann ich den Wein erstehen. Des augenblicklichen Wiederverkaufs und eines bedeutenden Gewinns bin ich versichert. Aber der Kaufmann verlangt Bürgschaft, und Ihre Caution genügt ihm. Wollen Sie dies unterschreiben?

Mit Vergnügen. —

Ich unterschrieb. Welcher Verliebte hätte in solchem Augenblicke die Unterschrift dem verweigert, der es in seiner Gewalt hatte, ihn unglücklich zu machen, um sich zu rächen? — Wir verabredeten die zwanzigste Stunde, und ich eilte, eine Loge zu miethen. Eine Viertelstunde nachher begegne ich P. C. in einem ganz neuen Anzuge und mit der Maske. Ich lobe es, daß er die Uniform abgelegt hat, und bezeichne ihm die

Nummer der Loge. Darauf trennen wir uns. Ich ging, ein Dutzend weiße Handschuh, eben so viel weiße seidne Strümpfe und ein Paar in Gold gestickte Kniebänder mit goldnem Schloß zu kaufen, die ich mir sogleich selber über die Strümpfe befestigte. Ich stellte mir es als ein Fest vor, meiner Angebeteten das erste Geschenk zu machen.

Nun eilte ich, denn die verabredete Stunde war gekommen, nach dem verabredeten Platze und sah meine Gesellschaft schon dort, mich mit den Augen suchend. P. C. sagte mir, daß Geschäfte ihn abriefen, doch würde er mich in der Loge finden; er wisse ja die Nummer. Ich schlug der Schwester bis dahin eine Spazierfahrt zu Wasser vor; allein sie hatte den Garten della Zuecha im Sinn, und ich willigte ein. Da wir Beide nicht zu Mittag gegessen, ließ sich dort Alles nachholen, und die Ueberfahrt konnte in einer Gondel geschehen.

Es geschah, und ich führte meine Schöne in einen Garten zu St. Blasius. Hier war ich bekannt, und für einen Ducaten ward er mir ausschließlich auf den ganzen Tag eingeräumt.

Wir bestellten eine Mahlzeit nach unserm Appetit, gingen in das gemiethete Zimmer, legten dort die Masken ab und machten uns nun zu einem Spaziergange auf. Ein Leibchen von Taffet und ein Röckchen von demselben Zeuge waren der ganze Anzug des jungen Mädchens. Auch diese Bekleidung nahmen meine verliebten Gedanken noch hinweg. Ich seufzte und vermaledeite alle Pflichten und Empfindungen, die das Walten der Natur im goldnen Zeitalter nicht hemmten.

Kaum hatten wir den langen Baumgang erreicht, als die C. C., die sich nie so frei gefühlt, hin und her rannte, bis ihr der Athem verging: gleich einem Füllen, das, mehrere Tage eingesperrt, nun plötzlich auf die Wiese hinausgelassen wird, sich freudig der jugendlichen Lust hingebend, und unaufhaltsam rechts und links der Länge und der Breite nach den Gang auf- und abläuft, mit jedem Augenblick zu den Füßen seines Herrn zurückkehrend, gleich als müsse es ihm danken, daß er ihm so viel Thorheiten nachgelassen hat. Sie lachte über mein Erstaunen, während ich unbeweglich dastand, sie zu

beobachten; und nachdem sie sich etwas erholt und den Schweiß von der Stirn getrocknet, wollte sie mich gleichfalls zum Wettlaufe herausfordern. Mir war es recht; aber es sollte eine wirkliche Wette werden. Wer verliert, sagte ich, muß das thun, was der Sieger von ihm fordert.

Der Vorschlag ward angenommen, und wir setzten uns das Thor nach der Lagune hin zum Ziel. Wer zuerst hier anlangte, galt für den Sieger. Ich war meines Siegs gewiß; aber ich wollte verlieren. Meine Neugier wollte wissen, was C. C. mir auferlegen würde. Wir nehmen den Anlauf; sie rennt, so schnell sie nur kann, doch ich schone mich, und meine Nebenbuhlerin kömmt, mir etwa fünf Schritte voraus, beim Ziel an. Nun sammelt sie sich, denkt auf eine Buße für mich und versteckt sich hinter Gebüsche. Dann kömmt sie wieder und verurtheilt mich, ihren Ring, den sie bei sich versteckt habe, zu finden. Suchen dürfe ich, wo ich wolle, und wenn ich ihn nicht fände, würde sie mich sehr gering achten, hatte sie gesagt.

Besser konnte ich mir es nicht wünschen. Einige Arglist war wohl dabei, aber sie bezau-

berte. Uebrigens durfte ich nicht zu weit gehen, denn ihre Unbefangenheit mußte nicht eingeschüchtert werden. Wir setzen uns also auf den Rasen nieder. Ich durchsuche die Taschen, die Falten im Rocke, das Leibchen, die Schuhe; endlich schlage ich langsam und mit Anstand das Röckchen bis zu den Kniebändern zurück. Ich binde diese auf und finde nichts. Ich binde sie wieder zu und schlage das Röckchen anständig über die Beine. Da mir Alles erlaubt war, suchte ich auch unter den Schultern nach. Mein Kitzeln wird durch ein Lachen erwidert. Endlich fühle ich den Ring, aber um seiner habhaft zu werden, mußte ich das Leibchen aufschnüren und mit der Hand über den schönen Busen fahren. Da fällt der Ring hinunter bis zum Gürtel des Röckchens; dort mußte ich ihn haschen, und so wurden mit meinen Augen auch meine Hände beglückt, über deren Erzittern das Mädchen verwundert schien. —

Weshalb zittern Sie? fragte sie. —

Aus Freude, daß ich den Ring gefunden; aber nun müssen Sie mir Revanche geben. —

Sie werden mich nicht überwinden. —

Wir wollen sehen.

Die reizende Läuferin begann ihren Lauf nicht zu schnell, und ich war auch nicht zu hastig, ihr zuvorzueilen. Ich wollte gegen das Ende erst mich in Lauf setzen. So glaubte ich gewiß die Thür früher, denn sie, zu berühren. Ich konnte nicht glauben, daß sie gleich listig seyn würde; aber sie war es wirklich. Etwa dreißig Schritte vom Ziel entfernt, nahm sie einen Anlauf; ich verlor, wenn ich nicht meine Zuflucht zu einer List nahm, die mich retten mußte. Ich fiel vorsätzlich und rief aus: o weh! o weh! C. C. sieht sich um, fürchtet, ich könne Schaden gelitten haben, und tritt hin zu mir. Durch ihre Hülfe richte ich mich auf, indem ich mich beklage und thue, als ob ich mich auf einem Fuße nicht aufrecht halten könne. Das gute Kind fängt nun an, sich zu beunruhigen. Kaum aber habe ich vor ihr einen Schritt voraus, so sehe ich sie an, lache, laufe auf die Thür los, ergreife das Ziel zuerst und rufe: Sieg!

Das reizende Mädchen, ganz verstört, konnte nichts begreifen. Sie haben sich also nicht Schaden gethan? fragte sie. —

Nein, sagte ich, denn vorsätzlich bin ich gefallen. —

Vorsätzlich? Mich zu betrügen, weil Sie auf meine Gutmüthigkeit rechneten? Dessen hätte ich Sie nicht fähig geglaubt! Betrug gilt bei keiner Wette, und Sie haben nicht gewonnen. —

Ich habe gewonnen, denn ich berührte zuerst die Thür. List gegen List. Sie wollten mich auch anführen. —

Auf erlaubte Weise. Aber Ihre List war keine erlaubte; sie ist unerhört. —.

Aber sie hat mir den Sieg verschafft.

Ob Glück, ob List auch mag zum Siege leiten;
Preiswürdig bleibt doch immer sein Erstreiten.

Den Ausspruch habe ich wohl von meinem Bruder, doch niemals van meinem Vater gehört. Aber gut; ich will besiegt seyn. Bestimmen Sie die Strafe, ich werde mich fügen. —

Setzen wir uns; ich will auf eine Strafe denken. — Sie müssen, fuhr ich dann fort, mit mir die Kniebänder tauschen. —

Die Kniebänder? Sie haben die meinigen gesehen. Sie sind alt und häßlich; sie taugen nichts. —

Wenn auch. Ich werde in ihrem Besitz zweimal täglich an das geliebte Wesen denken, das sich mir vor die Seele stellt. —

Der Gedanke ist artig und mir schmeichelhaft. Nun vergebe ich Ihnen, daß Sie mich betrogen haben. Hier sind meine häßlichen Kniebänder. —

Und hier sind die meinigen. —

Ach Sie lieber Betrüger, wie die schön sind! Das ist ein Geschenk. Das wird meiner Mutter gefallen. Gewiß hat man Ihnen diese Strumpfbänder geschenkt; denn sie sind noch ganz neu. —

Nein, nicht geschenkt; ich habe sie gekauft und ich habe gesonnen und gesonnen, ein Mittel zu finden, Ihnen dies Geschenk darzubringen. Da wies mir die Liebe eine Gelegenheit durch das Wettrennen. Nun denken Sie sich meinen Kummer, als ich Sie auf dem Puncte sah, zu gewinnen. Doch mir zeigte die Liebe ein Mittel, das Ihnen nur zur Ehre gereichen konnte; denn Ihr Herz wäre nicht wohlwollend gewesen, wenn Sie nicht bei mir verweilt hätten. —

Und Sie würden schwerlich Ihre Zuflucht

zu der Liſt genommen haben, wenn Sie ahnen konnten, was ich dabei litt. —

So bin ich Ihnen nicht gleichgültig? —

Alles will ich thun, Sie zu überzeugen, daß Sie es mir nicht ſind. Und dieſe Strumpfbänder ſollen nie von den Knieen; die laſſe ich mir von meinem Bruder nicht ſtehlen. —

Wäre er deſſen fähig? —

Wenn das hier Gold iſt, ganz gewiß. —

Allerdings iſt es Gold; aber ſagen Sie Ihrem Bruder, es ſey Kupfer und übergoldet. —

Aber Sie müſſen mir zeigen, wie ich die Kniebänder durch das Schloß befeſtige. Die meinen, ſehen Sie wohl, waren ganz einfach. —

Wohlan; doch erſt wollen wir einen Mundbiſſen genießen.

Die kleine Mahlzeit that uns noth. Meine Schöne ward luſtiger, ich verliebter, und deshalb, wegen der Pflicht, die ich mir auferlegt, nur beklagenswürdiger. E. E., ungeduldig, ihre Kniebänder anzulegen, bat mich, daß ich helfen möchte; und das geſchah mit höchſter Gutmüthigkeit, ohne Arg, ohne irgend einen verführeriſchen Plan. Ein unſchuldiges Mädchen, die bis zu ihrem

vierzehnten Jahre nicht geliebt, auch nicht unter andern Mädchen gelebt hat, kennt weder die Gewalt der Begierden, noch weiß sie, wodurch solche erregt werden, am wenigsten, was ein tête à tête vermag. Erwacht aus Trieb die Liebe zu einem Mann in ihr, dann hält sie ihn ihres unbedingten Vertrauens würdig. Sie glaubt nur dadurch ihm ihre Liebe zu bekunden, daß sie kein Zurückhalten gegen ihn beobachtet. C. C. hob sich das Röckchen bis zu den Knieen auf, und als sie ihre Strümpfe zu kurz fand, um sie bis über die Kniee hinaufziehen zu können, sagte sie, sie wolle, wenn sie längere Strümpfe angezogen, sich die Kniebänder anlegen. Nun gab ich ihr das gekaufte Dutzend seidne Strümpfe. Ueberströmend vor Dankbarkeit, setzte sie sich auf meinen Schooß und gab mir alle die nämlichen Küsse, die sie auch ihrem Vater, wenn dieser sie beschenkt hätte, würde gespendet haben. Ich mußte, um sie ihr zu erwidern, mit Gewalt das Feuer meiner Begierden unterdrücken. Ich sagte ihr, daß diese Küsse für mich den Werth eines Königreichs hätten.

Nun zog sich C. C. ein Paar von den

erhaltenen Strümpfen an; sie gingen ihr bis zur Hälfte des Schenkels. Da das Mädchen meine Liebe vermuthete, glaubte sie, der Anblick würde mich freuen, und zugleich, daß ich sie für eine Närrin halten würde, wenn ihr beikommen sollte, irgend einen Werth darauf zu legen. Je mehr ich sie unschuldig fand, um so weniger konnte ich etwas gegen sie unternehmen.

Wir gingen nochmals zum Garten, sodann nach der Oper, stets in der Maske bleibend. Weil das Theater klein war, hätte man uns vielleicht erkannt. C. C. hielt sich überzeugt, wenn ihr Vater wüßte, daß sie ein Schauspiel sähe, würde er ihr nie wieder gestatten, auszugehen.

Daß P. C. sich nicht sehen ließ, war uns Beiden befremdlich. In der Nebenloge links befand sich der spanische Gesandte, Montallegre, mit seiner Geliebten, Demoiselle Bola. Rechts bemerkten wir zwei maskirte Personen, Mann und Frau, die so beharrlich, wie wir, die Maske vorbehielten. Sie sahen fortwährend nach uns hin, ohne daß C. C. es bemerken konnte; sie wandte ihnen nämlich den Rücken zu. Während

des Ballets legte das Mädchen ihr Opernbuch auf die Logenlehne, und ich sah die männliche Maske mit der Hand darnach langen. Es mußte ein Bekannter seyn, und C. C., die ich darauf aufmerksam machte, erkannte ihren Bruder. Die Dame mußte die C. seyn. Da sie die Nummer meiner Loge wußten, hatten sie die benachbarte genommen. Ich sah voraus, P. C. würde uns zum Abendessen mit seiner Geliebten einladen. Dies verdroß mich; indeß war nur durch einen Bruch auszuweichen, und mein Herz schmachtete.

Nach dem zweiten Ballet kamen beide Masken in unsre Loge. Die Einladung erfolgte, und die beiden Damen, nachdem sie die Larven abgenommen, umarmten sich. Die C. überschüttete die Anmuth meines Engels mit Lobeserhebungen. Während des Abendessens behielt die C. das Ansehen bei, als überhäufe sie meine Geliebte mit Huld und Gnade, und diese, unbekannt mit der Welt, blieb in der holdesten Demuth. Aber mir entging die Eifersucht der C. auf die jungen Reize meiner Gefährtin, welche mich von ihr entfernten, keinesweges. P. C., ausgelassen in seiner Lustigkeit, erregte das La-

chen seiner Dame, aber auch keines Zweiten. Ich blieb ernst, und die C. C., jene Scherze nicht verstehend, schwieg. Die Gesellschaft war nicht aufgelegt.

Halb berauscht fing der Lästige an, seiner Geliebten Zärtlichkeiten zu erweisen, und forderte mich zur Nachahmung auf. Ich erwiderte, dazu müsse ich erst Rechte über das Herz seiner Schwester erworben haben, und sie dankte mir dafür. Er antwortete zweideutig, und seine Dame gebot ihm Schweigen. Nun zog ich meine Handschuh aus der Tasche, gab dieser sechs Paar und sechs Paar meiner Geliebten. Indem ich selbst die Handschuh über den Arm zog, küßte ich denselben, gleich als sey dies die erste Gunst, die ich von ihr erwürbe. Der Bruder spöttelte und verließ den Tisch.

Nun fielen zwischen ihm und seiner Dame Scenen vor, deren Anblick meinem holden Kinde zu entziehen, ich alles Mögliche versuchte. Ihre Verlegenheit zu verbergen, sprach sie beständig von den schönen Handschuhen. Grenzenlose Qual stand ich dabei aus, das unschuldige Wesen solchen Anblicken ausgesetzt zu sehen; und er dachte gewiß, mir einen Beweis von Freund-

schaft abzulegen. Ich führte die Gesellschaft nach Hause und hoffte vom Schlafe Beruhigung meines Zornes.

Aber ich erwachte nicht minder empört. Welche schändliche Absichten wollte der Nichtswürdige durch die Reize seiner Schwester erreichen? Und welch ein Weg, meine Freundschaft zu gewinnen? — Ich hörte von seiner Verschuldung, von dem Bankerott, den er in Wien gemacht, von seiner Verführung der C., die seitdem ihrem Manne nicht wieder nahen durfte, und die von P. C. keine Zechine zu erwarten hatte. Seiner Mutter hatte er alles Vermögen durchgebracht, und ich sah neuen Anforderungen von ihm entgegen. Aber mein Entschluß stand fest, ihm Alles abzuschlagen; weder sollte er mich ruiniren, noch seiner Schwester Verderber werden.

Von der Liebe geleitet, besuchte ich ihn am andern Morgen, sagte, daß ich seine Schwester aus den reinsten Absichten liebe, und hielt ihm sein gestriges Betragen vor. Dabei erklärte ich ihm, daß ich das unschuldige Mädchen nie wieder in seiner Gesellschaft sehen würde, auch wenn

mich das ganz von ihr trennen sollte. Zugleich würde ich zu verhindern wissen, daß sie mit ihm ausginge, und daß er sie irgend einem Andern verkaufe.

Er entschuldigte sich, indem er Alles auf den Rausch schob, erklärte für unmöglich, daß ich seine Schwester lieben könne, ohne den Genuß ihrer Liebe zu wünschen, und umarmte mich unter Thränen. In dem Augenblicke trat die Mutter an der Seite ihrer Tochter ein, in der Absicht, mir für die schönen Geschenke ihren Dank zu sagen. Der guten Frau sagte ich, in der Hoffnung, sie würde mir das herrliche Kind nicht versagen, nähre ich meine Liebe. Sobald ich mir ein angemessenes Einkommen verschafft, würde ich meine Anwerbungen nach Gebühr bei dem Vater anbringen. Dies sagte ich, der Mutter meiner Geliebten die Hand küssend, indem ich zugleich Thränen vergoß, welche ihr die Augen näßten. Sie erklärte mir ihre Dankbarkeit für die Reinheit meiner Gefühle, ging und ließ mich allein mit ihrer Tochter und ihrem Sohne, der in Marmor verwandelt schien.

Die Welt ist voll von Müttern dieser Art.

Ehrlich und im Besitze aller Tugenden, die von Gutmüthigkeit abstammen, werden sie die Beute derjenigen, denen sie aus Glauben an Rechtschaffenheit ihr Vertrauen schenken.

Mein Gespräch mit der Mutter setzte die Tochter in Erstaunen, und dies wuchs, als ich wiederholte, was ich früher ihrem Bruder gesagt. Nach einem kurzen Besinnen erklärte sie diesem, wie, bei minderer Rechtschaffenheit von meiner Seite, sie unglücklich geworden wäre. P. C. weinte; doch der Schelm hatte die Thränen in seiner Gewalt.

Er lud mich, weil während der Feiertage die Theater geschlossen waren, wieder am gewöhnlichen Orte ein und versprach, seine Schwester mitzubringen. Unter dem Vorwande, die C. nicht allein lassen zu dürfen, entfernte er sich und gab mir den Hausschlüssel mit der Bitte, nach dem Abendessen sie nach Hause zu führen.

P. C. ging, nachdem er mir den Schlüssel gegeben, den auszuschlagen, ich zu schwach war. Aber ich ging unmittelbar nach ihm und verabredete mit der C. C., daß wir uns am folgenden Morgen im Garten della Zuecca sehen wollten.

Ich holte meine Geliebte ab, bestellte eine Loge und ging mit ihr nach dem Garten. Wir fanden ihn, weil es Feiertag war, angefüllt, aber die Zimmer des Casino unbesetzt. Wir beschlossen daher, dort ein Abendessen einzunehmen und erst nach dem zweiten Ballet in das Theater zu gehen. So hatten wir sieben Stunden vor uns.

Langeweile wird uns nicht drücken, sagte meine Geliebte und stürzte sich, die Maske mit allem Zubehör von sich werfend, in meine Arme. Sie dankte mir mein schonendes Betragen bei den bewußten Abendessen; doch unsre Unterredungen wechselten mit Liebkosungen, und je mehr wir uns versicherten, die Frucht der Liebe nicht vor unsrer Verbindung brechen zu wollen, um so inniger näherten wir uns.

C. C. verlangte von mir die Uebersetzung der zwei französischen Verse auf ihren Kniebändern, die ich nicht bemerkt hatte. Erst jetzt, nachdem sie sich einen derselben gelöset, las ich die Worte, um die ich mich früher hätte kümmern sollen:

En voyant tous les jours le bijou de ma belle,
Vous lui direz, qu'amour veut qu'il lui soit fidèle.

Lachen mußte ich über die etwas burlesken Verse, um so mehr, als ich den Sinn derselben erklären sollte. Dazu bedurfte es eines Commentars, der, uns Beiden gefährlich, die Sinne entflammte. C. C. sagte mir mit erröthendem Angesicht, es bedürfe jener Warnung der Kniebänder keineswegs; sie wisse, was ihres künftigen Gemahls ausschließliches Eigenthum sey; nur werde sie das theure Geschenk niemand Fremdem zeigen dürfen. Sie sah mich nachdenklich und fragte nach der Ursache meines Nachdenkens. Ich gestand ihr, mich unglücklich zu fühlen, daß ich nicht an der Stelle jener Kniebänder sey, und daß ich leicht vor Verlangen sterben könne. Sie gestand, sich in gleicher Lage zu befinden, und meinte, wir könnten auf der Stelle das Eheversprechen wechseln, da der Vater einwilligen müsse. Das gestand ich ihr als richtig zu, erklärte aber, aus Achtung gegen ihren Vater mich erst an diesen wenden zu müssen; in acht Tagen könne unsre Einrichtung getroffen seyn.

So schnell? fragte sie und fügte hinzu: Gewiß wird mein Vater sagen, ich sey noch zu jung.

Vielleicht hat er Recht, verſetzte ich.

Nein, gab ſie zur Antwort; denn nichts hindert, daß ich Deine Frau ſeyn kann.

Ich brannte, ich konnte dem Drange meiner Natur kaum widerſtehen. Biſt Du meiner Liebe gewiß? Gewiß, daß ich Dich nie verlaſſen werde? Und biſt Du gewiß, nie die Verbindung mit mir zu bereuen? —

Alles ſagte ſie mir zu, und nun wechſelten wir das Eheverſprechen im gegenſeitigen Vertrauen auf einander und in der Ueberzeugung, uns wechſelsweiſe beſtimmt zu ſeyn. C. C. verſprach, von dem Augenblick an bis zum Tode meine treue Gattin bleiben zu wollen und das ihrem Vater, dem Prieſter, der uns trauen würde, ſo wie aller Welt anzugeloben. Ich gab die nämlichen Verſicherungen, ſchloß ſie in meine Arme und ſagte: Nun laß uns der Liebe huldigen! —

Sie hatte den Augenblick ihres Glücks nicht ſo nahe geglaubt. Der Wirthin erklärte ich, wir wollten einige Stunden ausruhen, und ſie möchte uns, bis wir das Abendeſſen verlangen würden, ungeſtört zu laſſen.

Zum ersten Mal nun genoß ich den vollen Anblick meiner Schönen. Weiß, wie Alabaster, war sie groß und zart gebaut. Der Fülle und Form ihrer schönen Schenkel und Hüften schämte sie sich beinahe. Augen und Haar waren schwarz, aber ein Blick der Freude funkelte unter den lieblichsten Brauen hervor. In das zarte Roth der Wangen, den Triumph für den Marmor ihrer Glieder, senkten sich zwei Grübchen, deren Umfang sich beim Lächeln um ein Weniges erweiterte, um die Corallen der beiden Lippen zu öffnen, welche zwei Reihen Zähne zeigten, die, blendend, wie der Busen, nicht durch Weiße, sondern nur durch Ungewöhnlichkeit des Glanzes sich von diesem unterschieden.

Nach einigen Stunden ließ ich das Abendessen bringen. Der Oper entsagten wir, und den Schlüssel zur Loge überließ ich der Wirthin mit ihrer Tochter, einem Mädchen, welche durch die Blicke, so sie mir zuwarf, die Lobpreisungen widerlegte, welche die Mutter ihrer Tugend und Unerfahrenheit angedeihen ließ.

Nichts dagegen glich der Unbefangenheit, die, aus den Augen meiner Geliebten, trotz der

sichtbarsten Ermattung strahlend, die Vorboten eines veränderten Zustandes überfunkelte. Wir bestellten auf den nächstfolgenden Mittag eine ausgesuchte Mahlzeit und stiegen, um der Neugier der Gondoliere zu entgehen, beim St. Sophienplatz aus. Dann trennten wir uns zufrieden, glücklich und unsrer dauernden Verbindung gewiß. Ich legte mich mit dem Gedanken nieder, Bragadin durch ein untrügliches Orakel dahin zu vermögen, daß er mich mit dem geliebten Mädchen verbände. Dann schlief ich bis Mittag, speiste im Bett und spielte am Abend mit Unglück und bedeutendem Verlust.

Drittes Capitel.

Demoiſelle C. C. in einem Kloſter zu Muran.

Am folgenden Morgen trat P. C. in mein Zimmer. Munter und im Ton durchaus verändert, ſagte er mir: nun ſey ich bei ſeiner Schweſter glücklich geweſen. Trotz ihres Läugnens laſſe er ſich das nicht ausreden, und es freue ihn; er wolle mich heute zu ihr führen.

Ich dankte, ſprach von meiner Liebe und von meiner Abſicht, bei dem Vater mir auf eine Weiſe ihre Hand zu erbitten, der kein Verweigern folgen könne.

Ich will wünſchen, daß Sie ſich nicht irren, erhielt ich zur Antwort; aber ich hege noch meine

Zweifel. Einstweilen können Sie mir abermals einen Dienst erweisen. Es ist mir möglich, gegen einen Wechsel auf sechs Monat einen Ring von zweihundert Zechinen Werth zu kaufen, und ich würde ihn sogleich für die nämliche Summe in das Geld setzen. Aber der Kaufmann verlangt Ihre Bürgschaft. Sie erzeigen mir wohl diese Gefälligkeit. Ich weiß, daß Sie gestern dreihundert Zechinen verloren haben. Von dem gelösten Gelde für den Ring gebe ich Ihnen sogleich hundert Zechinen. Diese erstatten Sie mir beim Einziehen des Wechsels.

Wie konnte ich den Elenden sein Gesuch abschlagen? Ich willigte ein, erklärte aber, daß von seiner Seite es nicht recht sey, meine Neigung zu seiner Schwester auf solche Weise zu misbrauchen. Wir gingen zum Juwelenhändler und machten das Geschäft ab. Der Mann, mir ganz unbekannt, glaubte mir eine Artigkeit zu erweisen, indem er sagte: gegen meine Bürgschaft wolle er P. C. sein ganzes Vermögen überlassen. So bemühte sich der Schelm, mir überall Credit in Venedig zu verschaffen, der mir doch gänzlich fehlte. Dadurch ward die C. C.,

die mein Glück hatte machen sollen, die Ursache meines Verderbens.

Der Vater des Mädchens war in Geschäften nach Treviso gereist, und P. C. bestimmte mir den Mittag zur Zusammenkunft mit seiner Schwester. Zum Beweise seiner Rechtlichkeit gab er mir die verbürgte Schuldverschreibung wegen des Cyperweins zurück. Die versprochenen hundert Zechinen sollte ich bei andrer Gelegenheit erhalten.

Im Garten della Zuecca speiste ich mit meiner Geliebten unter einer Weinlaube. Sie schien mir an Schönheit gewonnen zu haben. Zur Liebe hatte sich Freundschaft gesellt. Es stand uns auf der Stirn geschrieben, wie glücklich wir uns fühlten. Wir beschlossen, auch die Nacht hier zuzubringen, und C. C. fragte mich, welche Bewandtniß es mit den hundert Zechinen habe, von denen ihr Bruder gesprochen. Nachdem ich ihr alles erklärt, bat sie mich, ihm dergleichen künftig jedesmal zu verweigern. Er stecke in Schulden und würde auch mich darein verwickeln.

Unsre Genüsse waren diesmal gemäßigter; wir wechselten mit Gesprächen und Betrachtun-

gen. Sie entdeckte mir ihren Wunsch, baldigst guter Hoffnung zu werden. Das würde ihrem Vater einen Grund abgeben, in unsre Verbindung zu willigen.

Mit dem Morgenschimmer kehrten wir nach Venedig zurück, sahen uns noch einmal am Freitage und verabredeten die letzte Zusammenkunft auf Montag, als den letzten günstigen Tag; denn mit Montag wurden die Masken abgelegt.

Pünctlich erschien ich an der verabredeten Stelle. Die erste Stunde des Wartens erträgt sich noch zur Noth auch bei großer Ungeduld. Aber auch die zweite, dritte, vierte und fünfte verfloß, ohne daß Bruder und Schwester kamen, auf die ich wartete. Hatte sie Hinderungen gehabt, so mußte doch der Bruder mich benachrichtigen. Meine Unruhe ward grenzenlos; dennoch durfte ich mich nicht nach ihrem Hause begeben, um sie nicht unterwegs zu verfehlen.

Endlich schlug die Glocke das Angelus, und C. C. maskirt, aber ganz allein, näherte sich wir. Ich dachte wohl, Dich hier zu treffen, sagte sie, und nun mag meine Mutter beginnen, was sie will. Genug, ich bin hier. Du mußt

halb todt seyn vor Hunger. Auch mir thut Noth, etwas zu genießen und mich durch die Liebe für alle Leiden des heutigen Tages trösten zu lassen.

Nach diesen Worten eilte ich, ohne mich weiter in Fragen einzulassen, trotz des heftigen Sturms auf einer einruderigen Gondel zum bewußten Garten. C. C., mit der Gefahr, worin wir schwebten, unbekannt, tändelte und schaukelte sich, so daß das Fahrzeug beinahe umgeworfen hätte. Ich sagte dem muthwilligen Mädchen, sie möchte ruhig seyn; der Gondolier aber donnerte uns entgegen, wir wären verloren, wenn wir uns nicht ruhig hielten. Endlich landeten wir, und der Schiffer lachte, als er sich vierfach bezahlt sah. Uns wurden sechs glückliche Stunden zu Theil, die nur der Gedanke trübte, daß mit dem Schlusse des Carnavals die Gelegenheit, uns zu sehen, ihr Ende erreichte. Ich versprach, am dritten Tage sie bei ihrem Bruder zu besuchen.

Nachdem ich der Besitzerin des Gartens gehörigen Dank gespendet, brachte ich C. C. nach

ihrer Wohnung und ward gegen Mittag mit der Nachricht geweckt, de la Haye und sein Zögling Calvi seyen angekommen. Ich glaubte, in Gespräch und Geberden einen zweiten kleinen de la Haye zu sehen. Es war mir unmöglich, dem Erzieher zu verschweigen, daß er seinem Lehrling ein andres Wesen beibringen müsse, denn diese Aefferei sey zu lächerlich. Auch Bavois, der bald darauf zum Besuche kam, war meiner Meinung. Aber der arme junge Mensch starb in drei Monaten, und de la Haye, wüthend auf das Erziehen, verschaffte sich bald einen neuen Zögling im Chevalier Morosini.

Meine Liebe ließ mir nun nicht Ruhe, bis mir Bragadin mit seinen beiden Freunden eine Audienz von zwei Stunden zugesichert hatte. Ohne Umschweif und ohne allen Vorbericht erklärte ich ganz bestimmt meine Liebe zu C. C. und meinen Entschluß, das Mädchen zu entführen, wenn ich nicht in den Stand gesetzt würde, sie zu heirathen. Es kömmt darauf an, sagte ich, mir ein lebenslängliches Einkommen auszusetzen und für eine Mitgabe von zehntausend

Ducaten, die meine Geliebte besitzt, Bürgschaft zu leisten.

Sie antworteten, das Alles solle geschehen, wenn Paralis die nöthige Anweisung dazu gebe. Mehr wollte ich nicht. Zwei Stunden lang wurden alle nöthigen Pyramiden zusammengesetzt. Der Schluß war: Bragadin, auserſehen, mit allem seinen jetzigen und künftigen Vermögen die Caution wegen der Mitgift zu stellen, müsse in Person um die C. C. anhalten. Da der Vater des Mädchens auf dem Lande war, versprach ich, den Tag seiner Rückkehr allen dreien anzugeben; denn alle drei mußten gemeinschaftlich die Bewerbung übernehmen.

Froh über diesen guten Anfang gehe ich am folgenden Morgen zu P. C. Eine Alte, die ich dort antreffe, sagt mir, er sey nicht zu Hause, doch seine Mutter werde mich unverzüglich sehen. Gleich darauf erscheint sie mit der Tochter, Beide höchst bekümmert. C. C. sagt mir, ihr Bruder sey Schulden halber verhaftet und würde bei der Beträchtlichkeit der Schuldsumme nicht so leicht entlassen werden. Unter Thränen klagte sie mir die Unmöglichkeit, den Sohn im Gefängnisse zu

erhalten, und zeigte mir seinen Brief, der eine versiegelte Einlage an die Tochter enthalten hatte. Ich frage, ob ich den Einschluß lesen dürfe, und ich finde, daß P. C. seine Schwester bittet, ihn mir zu empfehlen. Ich bat, sie möchte ihm schreiben, daß ich keine Hülfe zu leisten im Stande sey, gab aber der Mutter zehn Zechinen mit dem Rathe, wöchentlich zwei ihrem Sohne zu seinem Unterhalte zu übersenden. Nur auf Bitten der Tochter ward das Geld angenommen.

Nachdem diese Trauerscene überstanden, erzähle ich, welche Schritte durch mich geschehen, die Verbindung mit C. C. vorzubereiten. Die Mutter lobt mein Verfahren, nimmt mir jedoch alle Hoffnung, weil ihr Mann seine Tochter nicht vor dem achtzehnten Jahre und nur an einen Kaufmann verheirathen wolle. C. C. steckte mir beim Weggehen ein Briefchen zu. Das Blatt sagte mir, ich könne, mit dem Hausschlüssel versehen, sie um Mitternacht im Zimmer ihres Bruders besuchen.

Meine Freude war grenzenlos; denn ich nährte, trotz allem Zweifel der Frauenzimmer, Hoffnung. Da der Vater von C. C. heute noch

eintreffen ſollte, ſo unterrichtete ich Bragadin augenblicklich davon. Dieſer ſchrieb in meiner Gegenwart einen Brief, worin er jenen bat, ihm die Stunde anzugeben, um welche er ihn einer Sache von Wichtigkeit wegen ſprechen könne. Ich bat, den Brief erſt am folgenden Morgen abzuſenden.

Um Mitternacht empfing mich meine Geliebte mit offnen Armen, ſagte, ihr Vater ſey eingetroffen, und wir hätten nichts zu fürchten. So überließen wir uns der Liebe. Aber C. C. zitterte, als ich ihr ſagte, am folgenden Tage würde ihr Vater den bewußten Brief erhalten. Sie geſtand mir ihre Beſorgniß und hatte Recht. Mein Vater, ſagte ſie, hat mich bis jetzt nur als Kind betrachtet; der Brief öffnet ihm die Augen, und wer weiß, zu welchen Schritten ihn das führt. Hier ſind wir glücklicher, wie in unſerm Garten. Wir können unſre Nächte theilen. Aber wer weiß, was mein Vater beginnt, wenn er hört, daß ich einen Geliebten habe!

Was kann er beginnen? Schließt er Dich ein, ſo bleibt mir noch übrig, daß ich Dich ent-

führe, und der Patriarch kann uns den ehelichen Segen nicht versagen. —

Das und nicht mehr verlange ich. Du siehst mich zu Allem bereit. Nur kenne ich meinem Vater, und ich fürchte. —

Nach zwei Stunden verließ ich die Theure und versprach, den Besuch in nächster Nacht zu wiederholen. Mittags sandte Bragadin seinen Brief an den Vater des Mädchens ab, und dieser ließ antworten, er würde am nächsten Morgen die Befehle des Patriziers in seinem eignen Hotel empfangen. Als ich dies in der Mitternachtstunde meiner Geliebten erzählte, sagte sie mir, wie höchst gespannt ihr Vater auf das sey, was Bragadin ihm könne mittheilen wollen. Die Ungewißheit, die Furcht und Erwartung, worin wir diese letzten Stunden zubrachten, thaten der Lebendigkeit unsrer Liebe Eintrag. Ich war überzeugt, daß Herr C. nach dem Besuche bei Bragadin viel mit seiner Tochter sprechen würde. Auch sie erwartete das und war daher in einiger Unruhe. Ihr Zustand durchschnitt mir das Herz. Aber ich konnte ihr keine Anleitung geben. Ich wußte nicht, wie ihr Vater die Sache nehmen

würde. Sie mußte ihm verbergen, was ihrer Ehre nachtheilig war, und doch sich als gehorsame Tochter unterwürfig bezeigen. Dies überlegend, fing ich an, meine Schritte zu bereuen; die Folgen derselben konnten zu ernsthaft werden. Dies machte mich unruhiger, wie ich meine Geliebte fand. Dieser ihrer Ruhe wegen hoffte ich, sie in nächster Nacht wieder zu sehen; das Gegentheil schien mir ganz unmöglich.

Am folgenden Tage Nachmittags machte Hr. C. seinen Besuch bei Bragadin. Ich ließ mich nicht sehen. Da er sich erst nach zwei Stunden entfernte, die er mit Bragadin und dessen Freunden zugebracht, ahnete ich, es würde eingetroffen seyn, was die Mutter meiner Geliebten besorgte. Es war geschehen, aber mit einem mir sehr bittern Zusatze. Die Tochter sollte die vier Jahre bis zum Zeitpuncte ihrer Verheirathung in einem Kloster zubringen, und dann würde er mir seine Tochter vielleicht geben, wenn ich meinem Leben eine feste Bestimmung gegeben haben würde. Diese Antwort machte mich trostlos. Nach ihrem Inhalte konnte ich mich nicht wundern, die kleine Thür, durch welche

ich mich einschlich, verriegelt zu finden. Nicht todt und nicht lebendig, kehrte ich in meine Wohnung zurück. Mein Zustand war der jener Dumpfheit, wenn in wichtigen Lebensmomenten uns die Fähigkeit mangelt, einen Entschluß zu fassen.

Die Entführung war mir nun erschwert, und die Gefangenschaft des P. C. hinderte jeden Briefwechsel mit meiner Geliebten, der ich die Stärke zutraute, vor einem Notar und in der Kirche sich mit mir zu verbinden. Am dritten Tage beschloß ich, der Madame C. einen Besuch abzustatten. Nachdem ich die Glocke gezogen, meldet mir eine Magd, ihre Herrschaft sey auf das Land gereist, und man wisse noch nichts von ihrer Rückkunft. Nun schien meiner Verzweiflung nichts weiter übrig zu bleiben. Alle Wege, Nachricht zu erhalten, waren wir benommen. Ich spielte in Gegenwart meiner drei Freunde den Gleichgültigen; aber ich war der elendeste aller Menschen. Um wenigstens etwas zu hören, mußte ich mich zu einem Besuche bei P. C. in seinem Gefängniß entschließen.

Mein Erscheinen verwunderte ihn, und er

ſtattete ſeinen Dank dafür ab. Dann ſprach er mir vom Zuſtande ſeiner Schulden, meinte, in etwa zehn Tagen würde er das Gefängniß verlaſſen, und entſchuldigte ſich, mir die hundert Zechinen noch nicht bezahlt zu haben. Mit erzwungner Kälte frage ich nach den Seinigen. Er behauptet, es ſey nichts vorgefallen, und ich habe Unrecht, wenn ich ſeine Schweſter und Mutter nicht beſuche. Ich verſprach, es zu thun, gab ihm zwei Zechinen und ging.

Nun dachte ich alle Möglichkeiten über das Schickſal meiner Geliebten durch. Ich ſagte mir, ſie müſſe unglücklich geworden ſeyn; ich betrachtete mich als den Urheber ihres Elendes. Das machte mich troſtlos. Mir ſelbſt feindſelig, kam ich dahin, daß ich nicht mehr ſchlief, auch keine Speiſen genoß.

Zwei Tage nach der unglücklichen abſchläglichen Antwort reiſten Bragadin und ſeine Freunde auf vier Wochen nach Padua zur Meſſe des heil. Antonius. Meine Seele war zu ſehr zerrüttet, als daß ich ſie hätte begleiten können. Ich wohnte nun allein in dem großen Hotel; aber nur die Nächte brachte ich dort zu. Den

Tag über spielte ich, verlor, versetzte, blieb schuldig. Nur durch meine Freunde in Padua war Rettung möglich. Aber ich schämte mich, an sie zu schreiben.

In diesem Zustande, dem Selbstmorde nahe — es war am dreizehnten Junius, dem heiligen Antoniustage — wird mir, während des Rasirens, eine Frau gemeldet, die mich zu sprechen verlangt. Sie tritt ein, einen Brief in der Hand, und fragt, ob ich die Person sey, an welche die Adresse lautet. Ich sehe den Brief mit einem Petschaft gesiegelt, das ich der C. C. geschenkt hatte, und denke, ich soll todt hinstürzen. In der Hoffnung, ich werde mich sammeln, sage ich der Frau, sie möchte warten, und will fortfahren, mich zu rasiren. Aber die Hand zittert mir; ich lege das Messer weg, wende der Frau den Rücken zu, entsiegle und lese Folgendes:

„Bevor ich ausführlich schreibe, muß ich mich der Ueberbringerin dieser Zeilen versichern. Ich befinde mich in einem Kloster in Kost und fühle mich trotz dessen, was ich erleiden müssen, vollkommen wohl. Der Aebtissin ist es streng anbefohlen, mich Niemand sehen zu lassen, auch

unbedingt mir jeden Briefwechsel zu untersagen. Aber schon hege ich Hoffnung, trotz des Verbots mich schriftlich mit Dir unterhalten zu dürfen. An Deiner Treue zweifle ich nicht, mein theurer Verlobter; zweifle auch Du weder an der meinigen, noch an meiner Bereitwilligkeit, Alles, was Du verlangst, zu thun; denn ich bin unbedingt die Deine. Antworte mir in der Kürze, so lange, bis wir der Ueberbringerin vollkommen gewiß sind. Muran, am 12. Junius."

Dieser Brief — treu, gleich allen übrigen, übersetzt, denn ich habe sämmtliche Briefe aufbewahrt — zeugte von einem seltnen Fortschritte in der Weisheit, welche meine Geliebte in drei Monden gemacht. Die Liebe war ihre Lehrmeisterin gewesen, und die Liebe thut Wunder.

Wird der Mensch von der Todesgefahr dem Leben zurückgegeben, so ist das die Krise eines Augenblicks. Auch ich brauchte nur einige Minuten, um mich zu setzen und meinen natürlichen Zustand wieder anzunehmen.

Ich fragte die Frau, ob sie lesen könne. — Ach mein Herr, sagte sie, was wäre es mit mir, wenn ich nicht lesen könnte? Wir sind unser

sieben Frauen, zum Dienste der Nonnen des . . . Klosters zu Muran bestimmt. Der Reihe nach macht jede an einem Tag in der Woche den Gang nach Venedig. Mein Tag ist Mittwoch. Also heute über acht Tage kann ich die Antwort auf den heutigen Brief abholen, sofern Sie nicht augenblicklich sollten schreiben wollen. Unser Hauptgeschäft ist das Austragen der Briefe. Könnten wir nun nicht die Aufschriften lesen, was wollte man mit uns anfangen? Die Nonnen wollen sicher gehen, und sie haben recht. Wenn sie an Petrus schreiben, dürfen wir den Brief nicht an Paulus bringen. Dergleichen Versehen nicht zu begehen, das wird uns täglich eingeschärft. Also heut über acht Tage zur nämlichen Zeit sehen Sie mich. Befehlen Sie aber, daß man Sie wecke, wenn Sie noch schlafen sollten; denn uns mißt man die Zeit auf der Goldwage zu. Lassen Sie sich lieb seyn, mit mir zu thun zu haben; denn auf mich können Sie sich verlassen. Wäre ich nicht verschwiegen, so verlöre ich mein Brot, und was wollte ich dann anfangen? Ich bin Wittwe und habe einen Sohn von acht Jahren und drei hübsche

Töchter, die älteſte ſechzehn, die jüngſte dreizehn Jahr alt. Sie ſollen die Mädchen ſehen, wenn Sie nach Muran kommen. Ich wohne zehn Schritte von der Brücke, neben der Kirche, nach der Seite der Allee zu, und gehe niemals aus, es ſey denn, daß mein Botentag iſt, oder daß ich am Sprachgitter bin. Die Demoiſelle, deren Namen ich nicht weiß — denn erſt ſeit acht Tagen iſt ſie im Kloſter, aber vollkommen geſund, dabei ein Wunder von Schönheit — hat mir den Brief recht geſchickt zugeſteckt. Sie muß einen ſeltnen Verſtand beſitzen; denn drei Nonnen, die zugegen waren, haben nichts gemerkt. Sie gab mir den Brief eingeſchloſſen in einem Schreiben an mich, das Sie gleichfalls leſen können, und empfahl mir Verſchwiegenheit. Das arme Kind! Schreiben Sie ihr ja, daß ſie ſich auf mich verlaſſen könne, und ſagen Sie gut für mich, damit ſie ſich an keine Andre wendet. Denn, wenn gleich ich alle Aufwärterinnen im Kloſter für ehrlich halte — ich mag von keinem Menſchen Böſes denken — ſo plaudern ſie doch zuweilen mit ihrem Beichtvater. Aber ich weiß, daß ich nur meine Sünden zu beichten habe;

und den Brief eines Christen zu einem andern Christen bringen, das ist keine Sünde. Auch ist mein Beichtvater ein alter Mönch, den ich für taub halte; denn er antwortet mir niemals das Mindeste. Aber mag er es seyn; ich habe mich nicht darüber zu kümmern.

So schwatzte die Frau, der ich wohlweislich nicht in die Rede fiel, in der Absicht, mich von Allem zu unterrichten, was mir zu wissen nöthig seyn möchte, blos damit ich mich ihrer und keines Andern in diesem Handel bedienen möchte.

Ich wollte meiner Geliebten in fünf bis sechs Zeilen antworten; aber mir fehlte die Zeit, einen kurzen Brief zu schreiben. Ich füllte vier Seiten an und sagte vielleicht weniger, wie sie auf einer Seite mir gesagt hatte. Ich schrieb, ihr Brief habe mir das Leben wiedergegeben; denn ich wäre ungewiß gewesen, ob sie noch lebe oder nicht längst gestorben sey. Ich fragte, ob sich denn gar keine Hoffnung zeige, sie, wo nicht zu sprechen, doch zu sehen. Ferner sagte ich, daß ich der Ueberbringerin einen Ducaten gegeben, und daß sie unter dem Siegel des Briefes ein zweites Goldstück finden würde, auch ich ihr

so viel Geld senden wolle, als sie fordre, wenn sie glaube, daß es ihr nützlich seyn könne. Noch bat ich, daß sie mir ja an jedem Mittwoch schreiben möchte, und ich verlangte recht ausführliche Briefe, damit mir kein Umstand aus ihrem Leben entginge. Ich wollte erfahren, ob es nicht möglich sey, ihre Fesseln zu brechen und die Hindernisse zu besiegen, die sie mir entzogen. Zugleich empfahl ich, sich die Liebe nicht nur aller Nonnen, sondern auch aller Kostgängerinnen zu erwerben, ohne ihnen irgend etwas anzuvertrauen oder ihnen merken zu lassen, wie unangenehm ihr der dortige Aufenthalt sey. Vorzüglich ermahnte ich zur Behutsamkeit in unserm Briefwechsel und empfahl, alle meine Briefe zu verbrennen. Schlüßlich bat ich sie, mir keine ihrer Qualen zu verschweigen, weil, wie ich ihr versicherte, mir diese noch wichtiger wären, wie ihre heitern Stunden.

Nachdem ich den Ducaten dergestalt eingesiegelt, daß er unter dem Siegellack nicht zu bemerken war, gab ich einen zweiten der Ueberbringerin mit der Versicherung, daß ihr dies Geschenk bevorstehe, so oft sie mir einen Brief von

derselben Hand brächte. Vor Dankbarkeit weinte die Frau. Sie sagte mir, da sie außer der Clausur sey, so würde sie den Brief abgeben, sobald sie das schöne Mädchen allein sähe. Der Brief, in welchem meine Geliebte der Frau ihr Schreiben übergeben hatte, lautete also:

„Der Himmel ist Ursache, meine gute Frau, daß ich mich Ihr vor allen Andern anvertraue. Gebe Sie den Brief nach der Aufschrift ab und bringe Sie mir denselben zurück, wenn sich die Person nicht ausmitteln läßt. Der Brief muß in die eignen Hände gegeben werden. Da ich gewiß sogleich eine Antwort erhalten werde, so gebe Sie mir diese, sobald Sie mich allein sieht."

Die Liebe ist nur dann unbesonnen, wenn sie ungeduldig dem Genusse entgegeneilt. Soll ein verlornes Glück schonend zurückgeführt werden, ein Glück, das traurige Verhältnisse gestört haben, dann blickt sie scharf und sieht bedachtsam alles Künftige vorher. Der Brief von meiner Geliebten überschüttete mich mit Freude, und ein Augenblick stürzte mich aus einem Extrem in das andre. Ihre Entführung hoffte ich zu voll-

bringen, und wenn die Mauern des Klosters mit Artillerie bewaffnet gewesen wären. Mein erster Gedanke war, wie ich die acht Tage bis zum Empfange eines zweiten Briefes recht schnell hinbringen wollte. Nur vom Spiele hoffte ich Zerstreuung und alle Welt war in Padua. Gleich ließ ich meinen Koffer packen, machte mich auf den Weg nach Fusine und war um drei Uhr vor dem Palaste, worin Bragadin wohnte, der eben eintrat, um zu Mittag zu speisen. Er umarmte mich, und da ich außer Athem war, sagte er lächelnd, ich scheine keine Eile zu haben. Meine Antwort war, daß ich vor Hunger zu sterben fürchte.

Ich brachte Heiterkeit in die Gesellschaft, und diese steigerte sich nach meiner Erklärung, daß ich sechs Tage verweilen würde. Nach dem Essen schloß sich Dandolo mit de la Haye ein. Zwei Stunden später erschienen Beide wieder, und Dandolo sagte mir, ich sey zur rechten Zeit gekommen, um eine wichtige Angelegenheit, ihn betreffend, zu entscheiden. Er legte mir sogleich die Frage vor und wollte wissen, ob er gut thun würde, in einen Antrag einzugehen, welchen de

la Haye ihm gemacht. Ich gab die Antwort, daß er den Antrag verwerfen ſolle. Dandolo, verwundert, bereitete eine zweite Frage vor. Sie forderte die Gründe zur Verwerfung der erſtern. Ich gab ihm zu verſtehen, er möchte antworten, ihm habe nöthig geſchienen, mich um Rath zu fragen, und weil ich mich gegen die Sache erklärt, wolle er darüber nicht ferner ſprechen. Dandolo, zufrieden, die Urſachen der Verweigerung ganz auf mich ſchieben zu können, entließ mich. Der Gegenſtand ſelbſt war mir unbekannt, und ich ſpürte nicht die mindeſte Neugier. Mir kam es nur darauf an, darzuthun, daß de la Haye erfahren ſollte, Alles, was Dandolo betraf, müſſe durch mich gehen.

Maskirt eilte ich nach der Oper, darauf ſpielte ich und verlor Alles. Das Glück wollte mir zeigen, daß es nicht unbedingt mit der Liebe Schritt halte, und ich verſuchte, meinen Verdruß durch Schlaf zu begraben.

Am andern Morgen trat de la Haye mit heiterm Geſichte an mein Bett, mich zu fragen, weshalb ich Dandolo von ſeinem Vorſatz abgerathen.

Von welchem Vorsatz? —

Sie kennen ihn. —

Ich weiß nichts von der Sache. —

Doch hat er selbst mir gesagt, Sie hätten ihm abgerathen. —

Nicht abgerathen, aber auch nicht zugeredet; denn wenn er einen Vorsatz gefaßt hätte, würde er mich nicht erst um Rath gefragt haben. —

Gut! Aber dann sagen Sie mir Ihre Gründe. —

Erst sagen Sie mir, worauf es ankömmt. —

Das hat Ihnen Dandolo gesagt, wie ich denke. —

Wenn schon; so muß ich die Sache doch aus Ihrem Standpuncte mit allen Details hören, denn er sprach kurz und geheimnißvoll. Ich muß, wie Sie selbst mir oft gerathen haben, in solchen Fällen behutsam gehen, damit er nicht überrascht werde. —

Ich überrasche keinen Freund. Indeß billige ich Ihren Grundsatz. Vorsicht ist gut; und die Sache ist diese: Madame Tiepolo, der Dandolo beim Leben ihres Gemahls zehn Jahre lang den Hof gemacht, ist Wittwe geblieben. Sie ist

schön, jung, wohlerhalten, verständig, wohlwollend, und will ihn heirathen. Das hat sie mir vertraut, und ich, der ich die Sache, weltlich und geistlich betrachtet, billigen muß — denn wir sind, wie Sie wissen, allesammt Menschen — bin mit Vergnügen in den Plan eingegangen. Mir schien Dandolo sogar geneigt, als er mir auf heute die Antwort versprach. Daß er Sie um Rath fragte, hat mich nicht verwundert; denn ein Verständiger bespricht sich gern mit einem klugen Freunde, bevor er sich zu einem wichtigen Schritte entscheidet. Aber ich bin erstaunt, wie Sie solche Verbindung mißbilligen können. Ich wünsche die Gründe zu kennen, aus denen Ihre Ansicht von der meinigen abweicht. —

Erfreut, Alles entdeckt zu haben und noch zur guten Zeit dazwischen getreten zu seyn, — denn mein Freund war die Güte selbst — eine lächerliche Heirath zu hindern, sagte ich: Dandolo sey mein Freund, und sein Temperament mir bekannt genug, um einzusehen, daß jene Verbindung sein Leben abkürzen würde. Sie werden mir folglich eingestehen, sagte ich, daß als Freund ich abrathen mußte. Von Ihnen selbst

hörte ich, daß aus gleichem Grunde Sie sich niemals verheirathet hätten. Sie sprachen sonst zu Parma stets im Tone eines Anwalts der Eheloſen zu mir. Erwägen Sie zugleich, daß jeder Mensch seinen Theil Egoismus besitzt, daß eine Gemahlin Dandolo's einen Theil seines Zutrauens erwerben muß, und daß dieser Theil von Zutrauen mir entzogen wird. Es liegt daher in der Sache, daß ich gegen einen Schritt warne, der mir nachtheilig werden muß. Können Sie mir zeigen, daß meine Gründe eitel oder sophistisch sind, so reden Sie; ich will mich ergeben und Dandolo die Palinodie anstimmen. Madame Tiepolo soll seine Frau werden, sobald wir wieder in Venedig sind. Aber ich ergebe mich nur, sofern Sie mich überzeugen. —

Dazu fühle ich in mir nicht die Stärke; ich werde der Tiepolo schreiben, sie möge sich an Sie wenden. —

Das schreiben Sie ihr nicht: sie möchte es für Spott von Ihrer Seite nehmen. Halten Sie die Frau für so einfältig, daß sie glauben sollte, ich würde je für die Heirath sprechen? Sie weiß, daß ich sie nicht liebe. —

Wie kann sie das wissen? —

Da ich nie Dandolo ersucht, mich zu ihr zu führen, sehr leicht. Uebrigens müssen Sie wissen, daß, so lange ich lebe, keiner der drei Freunde heirathen wird. Sie mögen heirathen, wen Sie wollen; dagegen werde ich nichts thun. Aber wenn wir Freunde bleiben wollen, so geben Sie den Plan auf, mir diese Männer abwendig zu machen. —

Sie sind heute scharf und bitter. —

Ich habe gestern Abend all mein Geld verspielt. —

So habe ich denn meine Zeit übel gewählt. Leben Sie wohl! —

Seit dem Tage ward de la Haye mein geheimer Gegner; nicht durch Verleumdungen, denn deren war er unfähig, aber durch frömmelnde Aeußerungen gegen andre Frömmler. Wer die Frömmler liebt, den bitte ich, diese Memoiren nicht zu lesen. — Von der Heirath war übrigens nach unsrer Rückkehr nach Venedig keine Rede ferner. Dandolo fuhr fort, der Wittwe täglich seinen Besuch zu machen; ich ließ mir

das Drakel verbieten, den Fuß in ihr Haus zu ſetzen.

Antonio Croce, ein junger Mailänder, den ich zu Reggio als Spieler kennen gelernt, ein Mann, welcher dem Glücke nachhalf, kam zu mir, indem de la Haye mich verließ. Da er mich mein Geld verlieren geſehen, machte er mir den Vorſchlag, mit ihm in Geſellſchaft eine Bank anzulegen und in ſeiner Wohnung zu ſpielen, wo ich ſechs bis ſieben Fremde treffen würde, die ſeiner Frau den Hof machten. Er verlangte dreihundert Zechinen, die ich in die Bank legen ſollte; auch ſollte ich ſein Croupier werden. Er ſelbſt beſaß nur dreihundert Zechinen baar und hielt die Summe für unzulänglich. Ich ſollte bei ihm ſpeiſen, die Geſellſchaft kennen lernen und Freitag, weil dann die Oper ausfiel, die Bank mit ihm eröffnen. Er verſprach mir bedeutenden Gewinn; ein Schwede, Gilenpetz, ſollte vielleicht allein zwanzigtauſend Zechinen verlieren können.

Ich war nicht gewiſſenhaft genug, den Antrag zurückzuweiſen. Nur wie ich zum Gelde kommen ſollte, war ſchwierig. Einſtweilen wollte

ich die Gimpel und die Göttin kennen lernen, der sie ihre Huldigungen darbrachten. Wir gingen nach dem prato della valle, wo wir Madame Croce, von Fremden umringt, beim Caffee fanden. Sie war hübsch. Ein Secretair des Grafen Rosenberg, der nicht von ihr wich, machte jedem Nobili unmöglich, in ihr Gefolge zu treten. Mich interessirten der Schwede Gilenpetz, ein Hamburger und ein englischer Jude, Mendey, dessen ich schon gedacht, nebst noch einigen andern Fremden, auf die Croce rechnete. Wir begaben uns zu diesem, bei ihm zu speisen, und nach dem Essen gingen Alle den Wirth an, Bank aufzulegen. Er entschuldigte sich, und das konnte ich nicht begreifen. Wenn er seine Sache verstand, mußten ihm dreihundert Zechinen genügen. Aber meine Zweifel schwanden, als Croce mich in sein Cabinet führte und mir funfzig schöne Dublones da ocho vorwies, die etwa dreihundert Zechinen betragen konnten. Ich versprach, die verlangte Summe zu schaffen, und nun lud mein Wirth die Gesellschaft auf den nächsten Tag ein. Als Bedingung ward festgesetzt, daß vor meiner Abreise der Gewinn getheilt werden müsse; fer-

ner, daß Niemand gestattet würde, auf Credit zu spielen.

Bragadin, dessen Casse nie voll war, mußte durch einen jüdischen Wucherer mir tausend venetianische Ducaten auf einen Monat gegen 5 pr. Ct. monatlichen Zins, die vorweg genommen wurden, verschaffen. Nun ging ich zu meinem Freunde, und nach dem Abendessen begann das Spiel. Auf jeden fiel ein Gewinn von achthundert Zechinen. Am folgenden Tage verlor Gilenpetz zweitausend Zechinen, und der Jude tausend. Sonntag war Ruhetag; am Montage gewann die Bank viertausend Zechinen. Dienstag gab Croce ein Mittagessen, denn ich mußte nach Venedig eilen. Nach dem Essen ward Bank aufgelegt, und folgender Umstand störte beim Anbruche der Dunkelheit das Spiel. —

Der Adjutant des Podesta verlangte, in Auftrag des letztern, Croce heimlich zu sprechen. Sie gingen hinaus, und nach zwei Minuten kam unser Wirth zurück, der Gesellschaft mit etwas verstörter Miene zu sagen, daß ihm verboten worden, in seiner Wohnung Bank zu machen. Madame entfernte sich unter dem Vorwand eines

Uebelbefindens, und die Spieler verschwanden. Auch ich ging, nachdem der Geldbestand getheilt worden war. Croce sagte mir, in Venedig würden wir uns wiedersehen; ihm sey befohlen worden, die Stadt binnen vier und zwanzig Stunden zu räumen. Ich merkte nun, daß dieser Mann sehr berüchtigt seyn müsse. Vielleicht wollte man auch bewirken, daß die Spieler ihr Geld im Saale des Schauspielhauses verlören, wo die Banquiers mehrentheils Nobili von Venedig waren.

Ich reiste nun als Courier mit dem Einbruche der Nacht bei sehr schlechtem Wetter ab. Mich zurückzuhalten, wäre unmöglich gewesen, denn ich hatte am folgenden Morgen einen Brief der C. C. zu erwarten.

Sechs Meilen von Padua schlugen meinem Pferde die Flanken dergestalt, daß es niederstürzte, und mein Fuß lag unter demselben. Ich fürchtete einen Beinbruch, denn ich war ohne Reitstiefeln. Der Postillon, der vorausgeritten war, eilte herbei, riß mich in die Höhe, und ich entdeckte, daß ich unbeschädigt geblieben. Aber das Pferd hatte sich Scha-

den zugefügt. Nun mache ich von meinem Rechte Gebrauch und schwinge mich auf den Gaul meines Postillons; doch der unverschämte Kerl packt das Gebiß und will mich nicht reiten lassen. Ich erkläre ihm sein Unrecht; doch er beharrt in seinem Unverstande. Nun schieße ich die Pistole gegen ihn ab; darauf geht er, und ich verfolge meinen Weg. Zu Dolo laufe ich in den Stall und sattle mir selbst dasjenige Pferd, welches die Postillone, denen ich einen Thaler gegeben hatte, mir als den besten Läufer lobten. Daß mein Postillon zurückgeblieben, befremdete nicht. Es war um Mitternacht, ein Gewitter hatte den Weg verdorben, und nichts kam der Finsterniß gleich. Mit dem ersten Morgenschimmer langte ich zu Fusina an.

Ein zweites Unwetter drohte; aber ich machte den Beherzten, nahm einen Vierrudrer und kam frisch und gesund, nur hart vom Sturm und Regen mitgenommen, zu Venedig an. Nach einer halben Stunde brachte die bewußte Frau aus Muran mir einen Brief von C. C., auf den sie die Antwort in zwei Stunden abholen wollte.

Dieser Brief enthielt ein Tagebuch von sie-

ben Seiten, und ich beschränke mich darauf, einen Auszug daraus zu liefern.

Der Vater meiner Geliebten war kaum von Bragadin zurückgekehrt, als er das Mädchen mit der Mutter in sein Zimmer berufen hatte, um sie mit vieler Güte zu fragen, wie die Bekanntschaft entstanden sey. C. C. hatte geantwortet, daß sie mich vier- oder fünfmal im Zimmer ihres Bruders gesehen; ich habe sie zur Frau verlangt, und ihre Antwort sey gewesen, daß sie von ihrem Vater und ihrer Mutter abhänge. Nun war vom Vater erklärt worden: sie sey noch zu jung zum Heirathen, und mir fehle ein festes Auskommen. Darauf hatte er sich nach dem Zimmer des Bruders begeben und hier Alles, so wie auch die kleine Thür nach der Straße verschlossen, im Uebrigen angeordnet, daß, wenn ich einen Besuch sollte machen wollen, erklärt würde, Alles sey auf dem Lande.

Nach zwei Tagen, als C. C. am Bett ihrer kranken Mutter saß, war ihr von ihrem Vater erklärt worden, daß ihre Tante sie nach einem Kloster führen würde, woselbst sie als Kostgängerin so lange bleiben solle, bis der Vater ihr

den Gemahl bestimmen werde; gehorsam hatte sie geantwortet, daß sie sich fügen müsse. Nun hatte der Vater versprochen, nach der Genesung der Mutter sie mit dieser zu besuchen. Nach einer Viertelstunde stieg C. C., von der Tante, der Schwester ihres Vaters, begleitet, in eine Gondel und kam bei dem Kloster an, worin sie sich befand. Bett und Kleidungsstücke folgten nach; mit ihrem Zimmer war sie zufrieden, eben so mit der Nonne, an die sie gewiesen worden, und von der sie abhing. Von dieser war das Verbot, Besuch anzunehmen und Briefe zu wechseln, ausgegangen. Aber dieselbe Nonne hatte meiner Geliebten Bücher mitgetheilt und Schreibgeräthe, wenn sie sich die Stellen abschreiben wolle, welche ihr gefallen möchten. Die Nacht benutzte das theure Geschöpf, ihre Briefe an mich zu schreiben, und sie fing an, der Ueberbringerin Verschwiegenheit und Treue zuzutrauen. Vier Zechinen monatlich mußten dieser ein wichtiger Gegenstand seyn. Für die Zechine, die ich überschickt hatte, dankte sie und wollte mir es melden, wenn ihre Bedürfnisse ein Mehreres erfordern würden.

Noch erzählte sie mir, wie die schönste aller Nonnen des Klosters sie zärtlich liebe, ihr wöchentlich zweimal Unterricht im Französischen gebe und sie gegen allen Umgang mit den übrigen Kostgängerinnen gewarnt habe. Diese Schwester war zwei und zwanzig Jahr alt, reich und von allen Mitschwestern geachtet. Ihre Neigung zu C. C. wurde mir fast als leidenschaftlich geschildert.

Den Entführungsplan zu Stande zu bringen, hielt C. C. nicht für unmöglich; nur sollte ich warten, bis sie mich wegen aller Oertlichkeiten würde unterrichtet haben. Dann beschwor sie mich, ihr treu zu bleiben, weil von der Treue im Lieben die Beständigkeit abhange. Zum Schluß erbat sie sich mein Bildniß in einem Ringe, doch so angebracht, daß es Niemand in die Augen fiele. Ihre Mutter, die täglich allein zur Messe gehe, würde dies Geschenk überbringen können, auch sich freuen, mich zu sprechen. In einigen Monaten endlich hoffte sie sich in einem Zustande zu sehen, der, wenn sie im Kloster bliebe, dessen Ruf nicht begünstigen würde.

Ich antwortete zur Stelle und schloß erst,

als Laura, so hieß die Briefträgerin, sich zur Abholung einstellte. Sie erhielt ihre Zechine und ein Päckchen mit feinem Papier, Siegellack u. s. w. Beim Weggehen sagte sie mir, jeden Tag würde meine Cousine schöner. C. C. hatte mich für ihren Vetter ausgegeben, und Laura that, als ob sie das glaube.

Unbeschäftigt in Venedig, rief mich meine Ehre nach Padua. Ich mußte alle Nachreden wegen meines plötzlichen Verschwindens niederschlagen. In Person löse ich also, nachdem ich nur ein wenig Suppe genossen, einen Postpaß. Ich fürchtete nämlich die Unwillfährigkeit der Postmeister, nachdem ich ein Pferd zu Schanden geritten und einen Postillon vor den Kopf geschossen. Mit einem Passe versehen, mußten die Posten mich befördern. Uebrigens wußte, ich daß ich den unverschämten Postillon verfehlt hatte; aber auch, wenn er geblieben wäre, konnte mir nichts widerfahren.

In Fusina nahm ich, weil ich ermüdet war, einen Zweirudrer; aber in Dolo erkennt man mich und verweigert die Pferde. Der Postmeister verlangt den gefallenen Gaul bezahlt, oder

er will mich arretiren lassen. Ich antworte, wenn das Pferd liegen geblieben sey, würde ich dem Postmeister zu Padua dafür verantwortlich werden, und zeige meinen Paß. Er erwidert, da ich einen Postillon beinahe todt geschossen, wolle keiner von seinen Leuten mich fahren. Dann müsse er selbst in Person das Geschäft übernehmen, entgegne ich, und der Postmeister lacht mir in das Gesicht. Nun wende ich mich an einen Notar, lasse ein Protokoll aufnehmen und dem Schelm zehn Zechinen Strafe androhen, wenn er mir Pferde verweigern sollte.

Dies bewegt meinen Postmeister, zwei wüthend wilde Pferde vorführen zu lassen, und ich sehe die Absicht, mich in das Wasser zu stürzen, mit ziemlicher Deutlichkeit. Ganz ruhig sage ich also dem Postillon, im Augenblicke, wo er mich umwürfe, schösse ich ihn todt. Darauf geht der Postillon hinein und erklärt dem Postmeister, er würde mich nicht fahren. Im Moment aber trifft ein Courier aus Padua ein und bestellt sechs Postpferde für eine Berline und zwei Reitpferde. Nun sage ich dem Postmeister, wenn ich nicht vor der Berline abgefertigt würde, so flösse Blut,

und zeige meine Piſtolen. Der Mann flucht und geht in das Zimmer; alle Umſtehenden geben mir Recht.

Nach fünf Minuten erſcheint Croce in einer ſchönen Berline mit ſechs Pferden, ſammt Frau, Kammermädchen und Livreebedienten. Ihn ſelbſt ſehe ich in ſtattlicher Uniform. Er ſteigt aus, wir umarmen uns, und ich beklage, daß er nicht vor mir abreiſen würde. Ich führe den Grund an; er findet ihn triftig, macht Lärm und ſetzt alle Welt in Schrecken. Der Poſtmeiſter hat ſich davon gemacht, aber die Frau kömmt und befiehlt, man ſolle mich bedienen. Croce lobt meinen Vorſatz, mich in Padua zu zeigen, um die Nachrede zu widerlegen. Wir beſprachen, daß wir in der folgenden Woche uns in Venedig ſehen wollten. Dieſer Mann, der mir hier wie aus den Wolken gefallen kam, hatte in viermaligem Spiel zehntauſend Zechinen gewonnen, und davon fielen viertauſend neunhundert auf mich. Nun konnte ich meine Schulden bezahlen, Alles einlöſen, was ich verſetzt hatte, und behielt noch ein Anſehnliches übrig.

Bei meiner Ankunft zu Padua

meine Freunde in Bewegung; nur Bragadin, bei dem ich meine Casse gelassen hatte, war ruhig. Man glaubte, einem Gerüchte nach, das sich verbreitet hatte, auch mir wäre der Befehl geworden, mich zu entfernen. Doch eine solche Ordre konnte der Podesta von Padua mir, einem Venetianer, nicht ertheilen. Also, statt mich niederzulegen, kleide ich mich gehörig an und gehe ohne Maske in die Oper, nachdem ich meinen Freunden erklärt, daß ich alle Gerüchte widerlegen müsse, die über mich ausgesprengt worden. De la Haye erklärte, wie sehr er sich freue, wenn alle umlaufenden Nachreden grundlos seyn sollten; aber mir legte er die Schuld bei, daß sie entstanden. Das übereilte Wegreisen habe mir den Streich gespielt. Das Publicum, wenn seine Neugier nicht befriedigt wird, pflegt zu erfinden. Indeß haben Sie dem Postillon an das Leben gewollt, fuhr er fort. Danken Sie dem Himmel, daß der Schuß gefehlt hat. —

Auch das ist Verleumdung! Glauben Sie, daß ein Schuß, wie meiner, würde gefehlt haben, wenn er zu treffen bestimmt gewesen wäre? —

Aber das Pferd ist geblieben, und Sie werden es bezahlen. —

Keineswegs. Der Postillon ritt mir vorauf. Kennen Sie die Postgesetze? — Uebrigens mußte ich eilen, um mit einer Dame noch am Vormittag zu frühstücken, der ich das versprochen hatte.

Es schien de la Haye zu verdrießen, daß nach dieser Unterredung ich ihm alles Geld wiedergab, das er mir zu Venedig geliehen. Auch daß man Geld habe, ist nöthig zum treffenden Raisonnement, wofern nicht die Macht einer Leidenschaft allein zur Beredtsamkeit hinreißt. Bragadin lobte meinen Entschluß, unmaskirt in die Oper zu gehen.

Alles war verwundert, als ich mich im Parterre zeigte; jedermann, den ich sprach, bezeugte mir seine Freude, sie mochte wahr oder verstellt seyn. Nach dem ersten Ballet ging ich zum Spielsaal und gewann in vier Taillen fünfhundert Zechinen. Müde und hungrig zog ich im Triumph nach Hause. Freund Bavois borgte mir fünfhundert Zechinen ab und zahlte sie nicht

zurück; indeß habe ich ihm das Geld auch niemals abgefordert.

Ausschließlich mit der C. C. beschäftigt, ließ ich mich nun von einem geschickten Maler aus Piemont, der zur Messe nach Padua gekommen war und in Venedig viel Geld verdiente, in Miniatur malen und bestellte zugleich ein Gemälde der heiligen Catharina von gleicher Größe bei ihm. Ein sehr geschickter Juwelier setzte beide Bildnisse in einen schönen Ring. Man sah die Heilige; aber wenn ein fast unsichtbar kleiner blauer Punct in der Einfassung mit einer Nadel berührt ward, so wendete sich die Fläche um, und mein Bild zeigte sich. Der Juwelier lieferte mir den Ring vier Tage später ab, als er versprochen hatte.

Am Freitage, wir wollten eben vom Tische aufstehen, ward mir ein Billet übergeben. Es war von P. C., und er bat mich dringend, ihn sogleich im Stern, dem Gasthofe der Post, zu besuchen. Ich sollte eine wichtige Neuigkeit hören, und weil ich an seine Schwester dachte, ging ich sogleich zu ihm.

Ich fand den Abenteurer, wie ich mir vor-

gestellt hatte, mit der C., wünschte Glück zu seiner Befreiung und wollte die angekündigte Nachricht vernehmen. Er sagte mir, er sey gewiß, daß seine Schwester sich in einem Kloster befände, und er wolle mir dessen Namen sagen, sobald wir wieder in Venedig wären. Ich bat ihn, das ja zu thun, und merkte bald, weshalb er mich unter jenem Vorwande zu sich beschieden. Er hatte auf drei Jahre seinen Lieferungscontract für funfzehntausend Gulden cedirt, und er war durch den Uebernehmer des Geschäfts, der sogleich sechstausend Gulden in Wechseln gezahlt, aus dem Gefängnisse losgekauft worden. Er zeigte mir die Wechsel, angenommen durch ein Haus, das ich nicht kannte, das er aber sehr rühmte. Nun wollte P. C. sogleich für sechstausend Gulden Seidenwaaren aus einer Fabrik in Vicenza kaufen und die Zahlung in jenen Wechseln leisten. Er hoffte zehn Procent zu gewinnen. Ich sollte mit ihm nach Vicenza gehen und für zweihundert Zechinen Seidenwaaren annehmen; dadurch gedachte er seine Schuld an mich abzutragen.

Der Wunsch, zu meinen zweihundert Zechi-

nen zu gelangen, verleitete mich, in den Vorschlag einzugehen. Ich beschloß mitzureisen, denn es war nöthig, daß ich beim Einkauf zugegen war und die Stoffe sogleich wieder verhandelte. Also ich versprach, mich am folgenden Morgen einzufinden. P. C. zeigte mir Empfehlungsschreiben an angesehene Häuser in Vicenza vor, und eine mir sonst nicht eigne Geldlust verleitete mich, in Alles einzugehen.

In aller Frühe bin ich im Stern, vier Pferde werden angespannt, der Wirth übergibt die Rechnung, und P. C. bittet mich, zu bezahlen. Die Summe betrug fünf Zechinen, von denen der Wirth viere vorgeschossen hatte, damit der Fuhrmann bezahlt werden konnte. P. C. war, ohne einen Pfennig Geld zu besitzen, von Venedig abgereist. Ich lächle und zahle. Dann steigen wir ein, und in vier Stunden ist Vicenza erreicht. Wir steigen im Gasthofe zum Hut ab. P. C. bestellt ein ausgesuchtes Mittagessen und läßt mich mit der C. allein, denn er will zu seinen Seidenhändlern gehen.

Die C. fängt an, mir Vorwürfe über die Verachtung zu machen, womit ich sie behandle,

sagt, sie liebe mich seit achtzehn Jahren; wir wären beide Kinder von neun Jahren gewesen, als wir uns zuerst in Padua gekannt. Ich besinne mich und erkenne die Tochter des alten Antiquar, des Freundes von Grimani, wieder, der mich bei der Slavonierin in Pension gegeben hatte.

Bald darauf kommen Ladenburschen mit Zeuchen an. Die C. freut sich darüber, und in zwei Stunden ist das Zimmer angefüllt von Stoffen. P. C. kömmt nun auch. Er bringt zwei Kaufherren mit und ladet sie zu Tische. Die C. kokettirt mit ihnen, man ißt und man trinkt noch mehr. Nach dem Essen werden abermals Seidenwaaren gebracht. P. C. macht nach den Preisen seinen Ueberschlag und verlangt noch mehrere Stücke. Sie sollen am folgenden Tage, obgleich es ein Sonntag ist, gebracht werden.

Am Abend finden sich mehrere Grafen ein; in Vicenza heißen alle Edelleute Grafen. P. C. hatte ihnen seine Empfehlungsbriefe übergeben. Es waren liebenswürdige Männer, und sie luden uns mit sich nach einem Casino ein, wo der Adel sich zu versammeln pf Die C. glänzte,

und wie zwei Stunden verflossen sind, bittet P. C. die ganze Gesellschaft zum Abendessen. Neue Ausgelassenheit und Verschwendung! Aber mich langweilte das Alles; ich sprach nicht, und Niemand redete mit mir. So gehe ich nach einem Zimmer im dritten Stock und lege mich nieder.

Als ich am folgenden Morgen mich zum Frühstück einfinde, sind so viel Stoffe angekommen, daß ich denke, endlich werde P. C. deren genug erhalten haben. Er aber sagt, erst am nächsten Morgen würde Alles abgemacht seyn; wir wären übrigens zu einem Ball geladen, wo wir den gesammten Adel treffen würden. Die Kaufherren, mit welchen die Geschäfte gemacht worden, speisten ohne Ausnahme bei uns, und jedesmal herrschte der größte Ueberfluß bei der Tafel.

Während des Balles aber ging mir die Geduld aus. Alle Welt unterhielt sich mit der C. und mit P. C., über dessen Lippen kein gescheidtes Wort kam. Auf mich hörte Niemand. Ich fordre eine Dame zur Menuet auf; sie tanzt mit mir, sieht sich aber immer rechts und links um-

Ein Contretanz kömmt zu Stande, und ich werde ausgeschlossen. Die Dame, die sich mir versagt, tanzt mit einem Andern. In andrer Stimmung hätte ich das nicht geduldet. Aber heute zog ich vor, nach meinem Gasthofe zurückzugehen und mich niederzulegen. Ich begriff nicht, weshalb der Adel von Vicenza mich auf solche Weise behandeln konnte. Vielleicht, weil ich in den Empfehlungsbriefen nicht mit genannt war? Aber man mußte doch die Anstandsgesetze kennen. Da jedoch die Abreise auf morgen feststand, beruhigte ich mich.

Am folgenden Tage schlief das ermüdete Paar bis Mittag. Nach dem Essen ging P. C. aus, um die ausgesuchten Zeuche zu bezahlen. Am Dienstag mußten wir bei guter Zeit abreisen. Die Grafen, welche die C. bezaubert hatte, fanden sich zum Abendessen ein. Ich lasse sie, ungeduldig der Abreise auf morgen entgegensehend, denn Mittwoch früh mußte ich in Venedig seyn.

Kaum ist es Tag, so wird mir gemeldet, daß das Frühstück im untern Zimmer warte. Ich zaudre einen Augenblick, und der Kellner kömm

zurück, mir zu sagen, meine Frau Gemahlin lasse mich bitten, zu eilen. Kaum hat aber der Unglückliche das Wort Gemahlin ausgesprochen, so wettert ihm meine Hand ins Gesicht, und ein Tritt, welchen ich ihm gebe, schleudert ihn bis zur Treppe, die er mit Gefahr, sich den Hals zu brechen, hinunterstolpert.

Wüthend folge ich und trete in das Zimmer mit der Frage an P. C., wer der Galgendieb gewesen, der mich für den Mann der C. ausgegeben. Indem er mir antworten will, es nicht zu wissen, stürzt aber auch zugleich der Wirth, ein blankes Messer in der Hand, herein und fragt, weshalb ich seinen Neffen die Treppe hinuntergeworfen. Ich, eine Pistole in der Hand, frage, wer ihm gesagt, daß ich der Mann jener Frau sey. — Das hat der Herr Capitain P. C. selbst gethan, indem er den Anmeldezettel dictirte, erhielt ich zur Antwort. Nun packe ich meinen Capitain und drücke ihn gegen die Wand. Nur der Wirth, sein Messer wegwerfend, hindert mich, ihn vor den Kopf zu schießen. Madame, wie gewöhnlich, wird halb ohnmächtig. Der Schurke aber wußte nichts anzufangen,

denn zu schreien: Es ist nicht wahr! es ist nicht wahr! Der Wirth aber ist während dessen hinuntergegangen, kömmt mit dem Fremdenbuche zurück und fordert den Schuft, indem er ihm das Blatt vor die Augen hält, heraus, zu gestehen, daß er dictirt habe: „P. C., kaiserlicher Hauptmann, mit Herrn und Madame Casasanova.“ — Aber P. C. behauptet, der Wirth habe falsch gehört, und nun wirft dieser ihm das Buch in das Gesicht. Als ich den feigen Menschen, obwohl er Uniform und Degen trug, diesen Schimpf ruhig hinnehmen sah, mußte ich das Zimmer verlassen. Dem Aufwärter im Gasthofe, der mir auf der Treppe begegnete, trug ich auf, zur Stelle Pferde nach Padua zu bestellen. Zugleich stopfte ich im höchsten Zorn alle meine Habseligkeiten eiligst in einen Reisesack zusammen und sah zu spät ein, welchen unverzeihlichen Fehler ein Mann von Ehre begeht, wenn er sich mit Schurken einläßt. Madame C., die zu mir kam, bat ich dringend, sich zu entfernen; denn schwerlich würde mein Zorn mich von Beleidigungen zurückhalten, gegen die ihr Ge-

Sie warf sich in einen Armsessel, beschwor unter Thränen ihre Unschuld und betheuerte, nicht zugegen gewesen zu seyn, als der freche Mensch die Meldung dictirt habe. Die Wirthin, welche hinzugekommen war, bestätigte die Aussage. Da fing denn endlich mein Zorn an, in Worten zu verdunsten, und der Wagen rollte vor. Ich wollte meine Rechnung bezahlen, aber der Wirth weigerte sich, Geld zu nehmen, weil ich nichts bestellt hätte, und in dem Augenblicke trat Graf Velo ein.

Ich wette, Graf, Sie haben die Dame hier für meine Frau gehalten! sagte ich.

Mit der ganzen Stadt habe ich sie dafür gehalten. —

Wie ist das möglich, da Sie wußten, daß ich hier allein wohne, und da ich die Dame bei der Gesellschaft ließ? —

Es gibt nachsichtige Ehemänner. —

Doch ich gehöre nicht zu diesen; und Sie scheinen wenig von der Ehre zu wissen. Aber ich will Sie in die Lehre nehmen. —

Der Graf ging, und die C. schluchzte, verfehlte aber, mich dadurch zu rühren. Ohne Be-

zahlung wollte ich nicht abreisen, um jede Nachrede zu verhindern. Widerholentlich fordre ich also die Rechnung, um die Hälfte des Betrags zu bezahlen. Während der Wirth sich entfernt, um alles aufzusetzen, wirft die C. sich mir zu Füßen und erklärt weinend, sie wäre verloren, wenn ich sie verließe, entblößt von Geld und von Effecten, die sie verpfänden könne.

Haben Sie denn nicht für viertausend Thaler Stoffe? frage ich.

Die Stoffe sind sämmtlich wieder abgeholt worden. Wir glaubten, sie mit den Wechseln bezahlen zu können. Aber die Kaufleute lachten uns wegen des Gedankens aus und ließen ihre Waaren unverzüglich zurückholen. Wer hätte das vermuthen können?

Nun merkte ich wohl, der Schelm hatte alles vorausgesehen und deshalb gerade mich mitgenommen. Kein Wort sagte ich, mich zu beklagen. Wenn ich eine Dummheit begangen hatte, wollte ich kein Bekenntniß derselben ablegen.

Die Rechnung betrug vierzig Zechinen, für

den sich auch Vorschüsse angesetzt. Ich merkte wohl, daß der Wirth alles von mir bezahlt verlangte. Sogleich erlegte ich den vollen Betrag und ließ mir eine Quittung, bescheinigt durch zwei Zeugen, ertheilen. Dem Aufwärter gab ich zur Entschädigung für die Mißhandlungen zwei Zechinen, und der C., welche mich durch die Wirthin um die nämliche Summe bitten ließ, schlug ich Alles ab.

So endete die häßliche Geschichte, die mir eine Warnung gab, deren ich nicht hätte bedürftig seyn sollen. Einige Wochen später sorgte Graf Trento für die Abreise jener Elenden, mit denen ich nichts weiter zu thun haben mochte. Nach einem Monat kehrte P. C. in sein Gefängniß zurück, denn sein Bürge hatte fallirt. Der Freche scheute sich nicht, mich in einem langen Briefe um einen Besuch zu bitten. Aber weder ihm antwortete ich, noch der C., die gleichfalls in den elendesten Zustand versetzt worden war.

In Padua nahm ich meinen Ring in Empfang und speiste bei Bragadin; dann machte ich mich nach Venedig auf den Weg.

Der Brief der C. C., welchen mir Laura

abermals regelmäßig überbrachte, enthielt nichts Neues. Ich erzählte in der Antwort den Streich, welchen ihr Bruder mir gespielt, und gab ihr Nachricht, daß sie den begehrten Ring erhalten würde, auch wie sie solchen zu behandeln habe.

Der erhaltenen Anweisung nach, erwartete ich eines Morgens die Mutter meiner Geliebten am Eingange der Kirche, und, ihr zur Seite knieend, bat ich sie, mir wenige Worte zu vergönnen. Sie verfügte sich darauf nach dem Klostergitter, und ich sprach ihr Trost ein, indem ich versicherte, bis zum Tode würde ich der geliebten Tochter die Treue erhalten. Dann fragte ich, ob sie meine Geliebte besuche, und erfuhr, daß sie nächsten Sonntag ihr einen Besuch machen wolle. Sie bedauerte, mir das Kloster nicht nennen zu dürfen. Ich erklärte, nicht neugierig zu seyn, bat, das Mädchen nur meiner Treue zu versichern und ihr den Ring zu übergeben, den ich in der Hand hatte. Hier, sagte ich, ist das Bildniß ihrer Heiligen, ohne deren Schutz ich niemals in den Besitz der Theuren gelangen werde. Sie soll diesen Ring Tag und Nacht am Finger behalten und ihm täglich ein Paternoster

und ein Ave beten. Ich würde dagegen dem heiligen Jacob täglich ein Credo weihen.

Erfreut, der Tochter so fromme Aeußerungen überbringen zu können, nahm die Mutter den Ring und versprach, ihn abzugeben. Ich fügte zwei Zechinen hinzu für mögliche kleine Bedürfnisse des Mädchens. Sie nahm das Geld, erklärte aber, daß ihrer Tochter nichts abgehe.

Der Brief, welchen ich am nächsten Mittwoch von meiner Theuren erhielt, theilte mir die ganze Blüthe ihrer Liebe mit. Sie war, wie sie mir sagte, keinen Augenblick allein, ohne sogleich mit der Nadel mein Bild aus dem Ringe hervorzuzaubern und es in Küssen zu verschlingen. Sie fuhr mit dem holden Geschäft auch dann noch fort, wenn jemand Fremdes dazu kam. Denn das Gemälde ließ sich in der Schnelle unter dem der Heiligen verbergen. Die Nonnen bewunderten das Vertrauen der C. C. zu ihrer Patronin, deren Gesichtszüge zufällig den ihrigen gleichen sollten. Deshalb, nicht aus Liebe zur Heiligen, denn deren Leben hatte die Schwester gelesen, welche der C. C. Unterricht im Fran-

zösischen gab, und hatte darüber gespöttelt, bot jene ihr funfzig Zechinen für den Ring.

Die zwei Zechinen, welche ich geschickt hatte, waren der C. C. höchst willkommen gewesen, vorzüglich deshalb, weil ihre Mutter das Geld vor aller Augen übergeben hatte. Nun war es begreiflich, wie C. C. hin und wieder eine kleine Ausgabe bestreiten konnte, ohne daß bedenkliche Deutungen erfolgten, und sie machte gern ihren Mitschwestern kleine Geschenke. Ihre Mutter hatte meine gottesfürchtigen Gesinnungen gelobt. Zum Schluß ward ich ersucht, des Bruders nicht ferner zu gedenken.

Drei bis vier Wochen hindurch las ich in allen Briefen die Angst meiner Geliebten wegen der heiligen Catharina, wenn irgend eine Nonne den Ring in der Hand hielt und, kurzen Gesichts wegen, das Gemälde unzweckmäßig behandelte. Was soll ich anfangen, fragte sie mich einstmals, wenn das Gemälde in die Höhe springt und sich ein Bild zeigt, das wahrlich keinem Heiligen gleicht? Gieb mir einen Rath!

Einen Monat nach der Verhaftung von P. C. mußte ich den Schuldschein über die zwei-

hundert Zechinen für den bewußten Ring bezahlen. Zwanzig Zechinen wurden mir erlassen, und ich schickte das Papier dem Elenden, der unaufhörlich Almosen von mir verlangte.

Von Croce, der sein Spiel in Venedig fortsetzte, fing ich an mich zurückzuziehen. Nachdem seine Frau entbunden worden, war ich zum letzten Mal als Taufzeuge in seinem Hause.

Gegen Ende des Julius ward ich bei Tagesanbruch von meinem Diener mit der Nachricht geweckt, daß Laura mich sogleich sprechen müsse, und mit trauriger Miene gab sie mir einen Brief von meiner Geliebten.

Diese meldete mir einen unstillbaren Blutverlust, bat mich, sie mit sehr vieler Leinwand zu versehen, und schloß, wenn sie sterben sollte, würde jedermann im Kloster von der Ursache ihres Todes Kenntniß haben. Aber sie gedenke meiner allein und zittre vor Sorgen. Was wirst Du in Deinem Schmerz anfangen, mein Geliebter? sagte sie mir. Himmel, welch ein Unglück! —

Schnell kleide ich mich an und frage Laura näher über die Krankheit aus. Sie gibt mir zu

verstehen, mit welchem Ereignisse der Zustand meiner Geliebten zusammenhängen könne, und verlangt einzig und allein Tücher und Leinwand, indem die Ehre der Demoiselle gerettet sey. Gleich nehme ich einen fremden Ruderer auf meine Gondel und fahre mit Laura nach dem Ghetto. Hier kaufe ich von einem Juden wenigstens zweihundert Servietten, packe sie zusammen und fahre mit Laura nach Muran. Unterwegs schreibe ich mit Bleifeder einige Worte an meine Geliebte und versichre sie, ich würde Muran nicht verlassen, bis ich ihrer Rettung gewiß wäre. Laura machte mir den Vorschlag, in ihrer Wohnung zu bleiben. Sie führte mich in ein Zimmer des Erdgeschosses, worin ich eine Menge von Schränken und zwei Betten sah. Die gute Frau aber ging mit so viel Linnen, als sie nur verbergen konnte, zur Kranken, die sie seit dem Anbruche der vorigen Nacht nicht gesehen. Ich hoffte, sie werde meine Geliebte außer Gefahr finden, und konnte nicht erwarten, Nachricht von ihr zu erhalten.

Nach einer Stunde kam Laura wieder. Kein Nachlassen des kranken Zustandes, vielmehr der

höchste Grad der Schwäche sey eingetreten, und man müsse das Mädchen Gottes Fürsorge empfehlen. Wenn es noch vier und zwanzig Stunden so bleibe, dann sey sie verloren. Laura blieb dabei, das Geheimniß sey gesichert, und beschrieb mir, wie die Arme beim Lesen meines Briefes himmlisch gelächelt, das Blatt geküßt und ihr gesagt habe, nun, da ich ihr so nahe sey, werde sie nicht sterben.

Sie wollte mit einem neuen Vorrath von Leinwand zur Kranken eilen, aber sie mußte mir zuvor auf mehrere Fragen Antwort geben. Ich lief zu einem Arzt und ließ ein langes Recept schreiben; doch ich fand für gut, keinen Gebrauch davon zu machen. Nach einer halben Stunde erhielt ich folgende Worte von meiner Geliebten:

„Die Kraft, Dir zu schreiben, mein theurer Freund, schwindet mir. Es ist beim Alten, und keine Hülfe. Nun, wie der Himmel es will! Meine Ehre ist gerettet. Es tröstet mich, zu wissen, daß Du mir nahe bist."

Was ich von der Fortdauer der Krankheit hörte und sah, raubte mir alle Hoffnung. Ich betrachtete mich als den Henker dieser Unschuld-

Völlig aufgelöst, blieb ich sechs Stunden lang, ohne ein Wort zu sprechen, auf dem Bette sitzen. Laura kehrte mit neuen, fürchterlichen Zeugnissen der Krankheit zurück. Sie durfte, da die Nacht angebrochen war, vor dem nächsten Morgen sich nicht zur Kranken wagen. Ohne zu schlafen und ohne etwas zu essen, verblieb ich regungslos. Die recht hübschen Töchter der Laura, die mich auskleiden wollten, wies ich zurück. Ich betrachtete sie als die Zeugnisse meines frevelhaften Wankelmuths, der mich diesen verkörperten Engel hatte hinopfern lassen.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als Laura, mit trauriger Miene eintretend, mir die Nachricht, meine C. C. blute nicht ferner, brachte, als wollte sie mich auf die Nachricht ihres Todes vorbereiten. Sie ist so schwach, fuhr die gute Frau fort, daß sie ihre Augen nicht offen zu erhalten vermag. Bleich wie Wachs liegt sie da, kein Puls läßt sich fühlen.

Dies schien mir gut. Ich empfahl, für gelinde Nahrung zu sorgen, und erfuhr, daß man einen Arzt berufen. Laura zweifelte, daß die Kranke

sich ihm entdecken würde, und hatte ihr in das Ohr geflüstert, sie möchte nichts einnehmen.

Nun war ich, wenn sie nicht bis morgen vor Schwäche starb, ihrer Rettung gewiß; die Natur ward ihr bester Arzt.

Auch meiner gedachte ich endlich wieder. Ich bestellte mir zu essen und schrieb an C. C.

Die Momente der Reue sind trübselig. Kaum konnte ich Laura's Rückkehr erwarten, um den Ausspruch des Arztes zu hören. Wie wenig ich sonst auf dergleichen Orakel gebe, so wollte ich heute doch hören, ob es günstig ausfallen würde.

Den größten Theil meiner Mahlzeit verzehrten die Töchter der Laura, indem sie mich durch ihren Wolfshunger belustigten. Die älteste, ziemlich vierschrötig, sah mich kaum an; die jüngern schienen zwangloser.

Endlich brachte mir Laura die Nachricht, daß die Erschöpfung der Kranken fortdaure, und daß der hohe Grad ihrer Schwäche den Arzt in Staunen gesetzt, da er nicht wisse, worauf er sie schieben solle. Er hatte leichte Brühen verordnet und, wenn sich Schlaf einstellte, Besserung versprochen. Man sollte bei ihr wachen,

und sie hatte nach Laura verlangt. Auch ihre Mutter hatte sie besucht, und das freute mich. Wenn Schlaf kam, so hoffte ich ihre Wiederherstellung. Lauren gab ich sechs Zechinen und jeder ihrer Töchter eine Zechine. Darauf nahm ich ein Abendessen zu mir und legte mich, trotz der schlechten Betten, ausgekleidet schlafen.

Am andern Morgen meldete mir Laura mit heitrer Miene, daß C. C. gut geschlafen habe, und sie ihr sogleich eine Suppe bereiten würde. Indeß blieb die Entscheidung so lange noch ungewiß, als das arme Kind nicht ihre Kräfte wieder erhalten. Ich verweilte also noch acht Tage an meinem geheimen Aufenthaltsorte, bis C. C. in einem Briefe von vier Seiten mir beinahe befahl, ihn zu verlassen. Laura weinte vor Freuden, als ich ihr alle Servietten ließ.

In Venedig erneuerte ich die frühere Lebensweise. Aber ohne eine Liebe, die mein Herz erfüllte und mein Verlangen befriedigte, gab es einmal kein Leben für mich. Mittwochs ein Brief von meiner Geliebten, der, statt mich zur Entführung aufzufordern, mich trösten sollte, das war alle meine Freude. Laura sagte mir, C. C.

sey viel schöner geworden. Ich brannte vor Verlangen, sie zu sehen.

Am Schlusse des August endlich erzählte mir die Vertraute von einer Einkleidung, die das ganze Kloster in Bewegung setze, und nun beschloß ich die Gelegenheit wahrzunehmen, meinen holden Engel zu sehen. Die Sprachgitter mußten überfüllt seyn, und wenn die Nonnen am Eingange des Klosters Besuch annahmen, so wurden doch hoffentlich die Kostgängerinnen, und unter ihnen C. C., sichtbar. Ich aber konnte an einem Tage, der so viele Fremde und Unbekannte versammelte, doch nicht vor allen übrigen Personen erkannt werden. Ohne also Laura ein Wort zu sagen oder C. C. in einem Briefe zu benachrichtigen, verfügte ich mich nach dem Kloster.

Zu sterben glaubte ich vor Freude, als ich die Holdselige vier Schritte von mir über meinen Anblick erschrecken sah. Sie war größer, ausgewachsener und, was ich für unmöglich gehalten hätte, im Gesichte schöner geworden. Einzig und allein für sie hatte ich Augen. Erst das

Schließen der Thore jagte mich zurück nach Venedig.

Der Brief, den mir die Geliebte nach einigen Tagen schrieb, war so überfüllt mit Zeugnissen des Glücks, welches sie durch meinen Anblick genossen, daß ich sinnen mußte, ihr diese Freude zu erneuern. Ich schrieb ihr, sie würde mich alle Festtage in der Messe sehen, und sogleich fing ich an, diese Zusage zu erfüllen. Zwar sah ich selbst sie nicht, aber das Gefühl beglückte mich, daß ihre Augen auf mir ruhten. Zu fürchten schien nichts zu seyn. Wer wollte mich in einer Kirche erkennen, die fast nur Bürger und Bürgerinnen von Muran besuchten? — Ich hatte zwei Messen angehört, als ich in einer Gondel übersetzte, deren Steuermann mich schwerlich kennen konnte. Trotz dem war ich auf meiner Huth. Der Vater der C. C., wenn er einen geheimen Verkehr besorgte, hätte seine Tochter in ein andres Kloster geben können, wo alle Art von Verbindung abgeschnitten war. So raisonnirte ich, unbekannt mit der ganz eignen Art von Neugier der Klosterschwestern. Auch brachte ich nicht in Anschlag, daß, wenn sie mich ihre

Kirche mit einer gewissen Beharrlichkeit besuchen sahen, sie Alles aufbieten würden, den Grund davon zu erforschen.

Nach sechs Festtagen schrieb mir C. C., ich sey das Räthsel aller Schwestern und Kostgängerinnen geworden. Das gesammte Chor wartete nur auf mein Eintreten. Man gab sich einen Wink, wenn ich das Weihwasser nahm, und man hatte bemerkt, daß ich nie nach dem Gitter sah, hinter welchem sich die Nonnen befanden, noch nach den Frauen und Mädchen, welche die Kirche besuchten und verließen. Die älteren Nonnen schrieben mir einen tiefen Kummer zu, den ihre Heilige mir nehmen sollte. Die jüngeren Schwestern hielten mich für einen Misanthropen, der die Welt vermiede.

Meiner Geliebten, die mich durch die Mittheilung alles dessen belustigte, schrieb ich: wenn sie Gefahr besorge, wolle ich meine Besuche einstellen. Aber sie antwortete, das würde sie sehr unglücklich machen. Da ich von dieser allgemeinen Neugier über mich in Kenntniß gesetzt war, durfte ich Laura nicht besuchen. Ich wurde mager und elend. In diesem Zustande konnte ich

nicht bleiben. Ich bedurfte einer Geliebten, mit der ich meine Stunden theilte. Gelangweilt, wie ich war, gewann ich faſt täglich; aber das heiterte mich nicht auf. Nach dem Gewinn der fünftauſend Zechinen in Padua hatte ich, Bragadins Rathe folgend, ein Caſino gemiethet, wo ich Bank auflegte, aber in Genoſſenſchaft mit einem Manne, vermittelſt deſſen ich gegen die Verfolgungen einer gewiſſen ariſtokratiſchen Tyrannei geſichert war, die in meinem Vaterlande zu Hauſe gehörte.

Viertes Capitel.

Bekanntschaft mit der Nonne M. M. im Kloster zu Muran.

Kaum hatte ich am Tage aller Heiligen die Messe gehört, als ich, im Begriff, eine Gondel zur Rückfahrt nach Venedig zu besteigen, einer Frau begegnete, die, mich an Laura erinnernd, einen Brief dicht vor mir niederfallen ließ und dann weiter ging. Ich hob das Billet auf, die Frau aber, sich umsehend, verrieth, daß sie dies gewollt habe, und setzte ihren Weg fort. Der Brief, ohne Aufschrift, aber versiegelt, hatte folgenden Inhalt:

„Eine Nonne, die seit zwei und einem halben Monat Sie an allen Feiertagen in ihrer

Kirche sieht, wünscht Ihre Bekanntschaft. Eine Schrift, die Sie verloren, und die in die Hände derer, die dies schreibt, gerathen ist, bekundet, daß Sie der französischen Sprache mächtig sind. Aber auch in italienischer Sprache dürfen Sie antworten, denn der Wunsch ist auf einen deutlichen und bestimmten Ausdruck gerichtet. Sie werden nicht eingeladen, jene Nonne sich an das Sprachgitter berufen zu lassen; denn Sie sollen, bevor Sie mit ihr sprechen, sie sehen. Deshalb soll Ihnen ein Frauenzimmer angezeigt werden, welches Sie zum Sprachgitter führen wird, aber Sie nicht kennen soll, so daß Sie nicht nöthig haben, sich zu nennen, wenn Sie unbekannt bleiben wollen."

„Behagt Ihnen dies nicht, so kann die Nonne, welche diesen Brief schreibt, Ihnen auch hier zu Muran ein Casino anzeigen, wo Sie solche um die erste Stunde der Nacht an dem von Ihnen zu bestimmenden Tage antreffen werden. Sie haben die Wahl, mit ihr zu Abend zu speisen, oder, wenn Sie Geschäfte haben sollten, sie nach einer Viertelstunde zu verlassen."

„Ziehen Sie aber vielleicht vor, der Schrei-

berin dieser Zeilen ein Abendessen zu Venedig zu geben, so bezeichnen Sie den Tag, die Stunde der Nacht und den Ort, wo sie sich einfinden soll, und sie wird maskirt aus einer Gondel steigen, wenn Sie sich ihr am Ufer allein, ohne Dienerschaft, mit einer Kerze in der Hand zeigen sollten."

„Ihrer Antwort gewiß und ungeduldig darauf, ersucht man Sie, solche morgen derselben Frau zu übergeben, durch welche Sie dies erhalten. Diese Frau wartet morgen eine Stunde vor Mittag in der bewußten Kirche am dritten Altare rechts."

„Erwägen Sie, daß, wenn man Ihnen nicht alles Gute zutraute, dieser Schritt, der gewiß ein ungünstiges Urtheil veranlassen könnte, nicht wäre unternommen worden."

Dieser wörtlich abgeschriebne Brief kam mir seltsamer vor, wie die Sache selbst. Ich vergaß die Geschäfte, welche mich abriefen, und eilte nach Hause, um auf der Stelle zu antworten. Es lag mehr denn Abenteuerlichkeit in dem Schritte der Dame, doch zeugte er von einer gewissen Würde. Anfangs rieth ich auf die

Nonne, welche der C. C. Unterricht im Französischen gab; sie war schön, reich und schien eben nicht spröde. Vielleicht hatte meine Geliebte sich übereilt. Von dem Schritte der Unbekannten nicht unterrichtet, konnten Mittel und Wege gefehlt haben, mich gehörig in Kenntniß zu setzen. Aber je angenehmer mir dieser Argwohn war, um so entschiedner verwarf ich ihn. Hatte mir C. C. doch geschrieben, daß, nächst ihrer Freundin, auch noch andre Klosterschwestern des Französischen mächtig wären. Alles stritt gegen die Offenherzigkeit und Verschwiegenheit meiner Geliebten. Die Nonne, welche den Brief geschrieben, konnte ja Freundin der C. C. und doch eine andre Person seyn. Mich behutsam auf Alles gefaßt machend, schrieb ich folgende Worte:

„Höffentlich, Madame, nimmt dieser Antwort die französische Sprache keineswegs diejenige Klarheit und Bestimmtheit, welche Sie verlangen und von der Sie selbst mir ein schönes Vorbild gegeben haben, als Sie mir schrieben."

„Die Angelegenheit ist höchst anziehend für mich, und die Umstände, welche sie begleiten, geben ihr ein gewisses Interesse. Ich

ſoll antworten, ohne zu wiſſen, wem ich antworte. Sie werden begreifen, daß ich, ſchon um mich gegen den Verdacht zu ſchützen, ich ſey ein Geck, keiner Verlachung entgegengehen darf. Diesmal verpflichtet mich die Ehre, behutſam zu verfahren."

„Hat mir eine Edeldenkende geſchrieben, die, mir gleich edle Geſinnung beimeſſend, mir nur Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſo muß eben dieſe verlangen, daß ich nur dasjenige antworte, was die nachſtehenden Zeilen enthalten."

„Wenn Sie, dem äußern Scheine folgend, mich ſchon einer nähern Bekanntſchaft würdig achten, ſo muß ich Ihnen gehorſamen, geſchähe es auch nur, um Sie aus Ihrem Irrthume zu reißen, wenn ich Sie nämlich in Irrthum ſollte gelockt haben."

„Von den drei Möglichkeiten eines Zuſammentreffens, die Sie mir großmüthigſt vorgeſchlagen, wähle ich die erſtere, doch nur unter den Bedingungen, die Ihr eigner klarſehender Geiſt mir angedeutet hat. Ich werde diejenige Dame, deren nähere Bezeichnung ich erwarte, und die mich nicht kennen darf, zum Sprachzim-

mer begleiten. Von Vorstellung wird also keine Rede seyn. Gönnen Sie den ganz besondern Gründen Nachsicht, welche mich zur Verschwiegenheit verpflichten. Ich gebe dafür mein Ehrenwort, daß, wenn ich Ihren Namen einst in Erfahrung bringe, es nur geschehen seyn soll, damit er meine Huldigungen empfange."

„Sollten Sie sich veranlaßt sehen, mir irgend ein Wort zu sagen, so wird meine Antwort sich auf die tiefsten Ehrfurchtsbezeugungen beschränken."

„Noch gönnen Sie mir die Hoffnung, Sie am Sprachgitter allein zu finden, und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich Venetianer und im vollsten Sinne des Worts frei bin. Die andern zwei Vorschläge anzunehmen, durch welche Sie mich wahrhaft beehren, hat mich die Furcht vor einer unerwünschten Ueberraschung abgehalten. Aber sobald Sie mich näher kennen, sobald jeder Zweifel aus meiner Wahrheit liebenden Seele gewichen ist, würde nichts unsre beglückenden Zusammenkünfte hindern. In höchster Ungeduld auch meiner Seits, werde ich morgen

seyn, um Ihre Antwort in Empfang zu nehmen."

Der Frau, die ich an der angegebnen Stelle traf, gab ich meinen Brief; eine Zechine fügte ich hinzu. Am folgenden Tage fand ich mich abermals an dem Orte ein, woselbst ich gestern gewartet. Bald zeigte sich die Erwartete. Die Zechine stellte sie mir zurück und überreichte einen Brief. Sie bat, abseits gehend möchte ich ihn lesen und dann zurückkehren, ihr zu sagen, ob sie auf eine Antwort warten dürfe. Ich ging, las und gab die Antwort, daß ich nichts zu antworten habe. Folgendes war der Inhalt des Briefes meiner Nonne:

„Ich hoffe, mein Herr, in keiner Art mich geirrt zu haben. Gleich Ihnen bin ich Feindin jeder Lüge, sobald Folgen daraus zu besorgen sind. Aber ich halte für Scherz eine Unwahrheit, die niemand Schaden bringt. Sie haben unter meinen drei Vorschlägen denjenigen gewählt, der Ihrem Geiste vor allen Ehre bringt. Die Gründe, Ihren Namen zu verschweigen, achtend, bitte ich Sie, den Inhalt des inliegenden Schreibens an Gräfin S. zu lesen, dann dies Schrei-

ben zu versiegeln und es der genannten Dame zukommen zu lassen. Ein andrer Brief wird diese vorbereiten. Gehen Sie zu ihr, wenn es Ihnen bequem ist. Sie wird Ihnen eine Stunde bestimmen, und zu dieser Stunde begleiten Sie meine Freundin in einer Gondel hieher. Keine Frage wird an Sie geschehen. Auch Sie haben Niemandem Auskunft zu geben. Einer Vorstellung bedarf es nicht. Meinen Namen kennend, hindert Sie nichts, ganz nach Ihrem Belieben in Auftrag der bewußten Gräfin mich an das Sprachgitter fordern zu lassen. Auf diesem Wege kömmt unsre Bekanntschaft zu Stande, ohne daß Ihnen die Stunden der Nacht gekürzt werden, die Sie vielleicht ungern verschwenden. Auch wird meine Freundin, die Gräfin, Ihre Antwort abwarten, weil Sie vielleicht, von ihr gekannt, die Vermittlung dieser Dame abwenden möchten. Dagegen werden Sie, wenn die Wahl Ihnen behagt, der Dienerin sagen, es bedürfe keiner Antwnrt. Dann bringt diese der Gräfin meinen Brief, und Sie geben ihr nach Bequemlichkeit den Ihrigen."

Kaum hatte ich mich überzeugt, daß ich den

Namen der in die Intrigue hineingezognen Gräfin niemals gehört, als ich der Dienerin sagte, ich habe nichts zu antworten. Der Brief aber, den ich weiter zu befördern hatte, enthielt Folgendes:

„Ich bitte Dich, meine theure Freundin, besuche mich, sobald Du Zeit hast. Dem Ueberbringer bestimme die Stunde, wo er Dich begleiten darf. Er wird pünctlich seyn; und Du verpflichtest Deine liebe Freundin."

Die Adresse war an Gräfin S. auf dem Quai Rosamaria. Ich fand das Billet entzückend. Es verrieth einen ungemeinen Geist für die Intrigue, und es lag in der ganzen Verfahrungsart etwas Ungewöhnliches. Ich sollte eine Person vorstellen, der eine Gnade zugedacht war. Alles das durchschaute ich.

Die Nonne hatte, unbekümmert um meinen Namen, in ihrem letzten Briefe meine Wahl gebilligt und wollte das Ansehen behaupten, als sey ihr die nächtliche Zusammenkunft gleichgültig. Aber sie rechnete darauf, ja sie hielt sich versichert, daß ich nach dem ersten Sehen sie zur Unterredung einladen würde. Diese Gewißheit

reitzte meine Neugier noch mehr. Die Unbekannte hatte Recht, wenn sie jung und hübsch war.

Nichts hinderte mich, die Zusammenkunft drei bis vier Tage zu verschieben, um durch die C. C. zu erfahren, wer die Schwester wohl seyn mochte. Aber eine Falschheit, wie diese, lag mir fern, auch wollte ich das Abenteuer nicht verderben und mir selber Anlaß zur Reue schaffen. Die Gräfin sollte ich nach meiner Bequemlichkeit besuchen. Natürlich durfte sie nicht dringend scheinen; aber sie wußte, daß ich nicht zögern würde. Alles dies verrieth eine so ungemeine Geschicklichkeit in galanten Intriguen, daß ich die fromme Schwester unmöglich für einen unerfahrnen Neuling halten durfte. Ich fürchtete daher in einzelnen Momenten, meine Zeit zu verschwenden. So bereitete ich mich schon auf das Lachen vor, wenn ich vielleicht von einer abgelebten Schönheit überrascht werden sollte. In der That hätte ich auch meinen Gang schwerlich angetreten; aber ich wollte die Erfahrung machen, wie sich ein Frauenzimmer dieses Standes, die mich zu einem Abendessen in Venedig bat, mir gegenüber benehmen würde. Auch setzte

mich die Freiheit in Erstaunen, mit welcher die heiligen Schwestern sich dem klösterlichen Verschluß entziehen durften.

Nachmittags drei Uhr überbrachte ich der Gräfin S. mein Billet. Nach einer Minute verließ sie ihr Zimmer und die dort versammelte Gesellschaft, um mir zu sagen, es würde sie freuen, mich morgen um diese Zeit zu sehen. Dann, nach einer verbindlichen Verbeugung, entfernte sie sich. Sie war hübsch, jedoch schon ein wenig im Abnehmen.

Am folgenden Morgen ging ich, sorgfältig angekleidet, zur Messe. Schon verschuldete meine Phantasie gegen die geliebte C. C. eine Untreue. Denn es war mir darum zu thun, daß die unbekannte Nonne mich sah, sie mochte nun jung oder alt seyn.

Nachmittags bin ich in der Maske zur bestimmten Stunde bei der Gräfin. Wir machen uns auf den Weg, besteigen eine große, zweirudrige Gondel und treten, nachdem wir von nichts denn von dem schönen Herbst gesprochen, bei dem *** Kloster an das Land. Meine Begleiterin läßt M. M. rufen, und ich verwundre

mich. Jenes war der Name einer berühmten Schönheit. Ein kleines Sprachzimmer öffnet sich, und nach fünf Minuten erscheint M. M. am Gitter. Durch ein Ressort, worauf gedrückt wird, öffnet sie eine Art von Fensterchen und umarmt ihre Freundin. Die Oeffnung, welche durch jenen Kunstgriff entstand, mochte achtzehn Zoll haben, und ein Mann von meiner Statur konnte sich hindurchzwängen. Meine Gräfin und die Nonne setzten sich gegenüber, ich nahm den dritten Platz ein, die ungemeine Schönheit des drei und zwanzigjährigen Mädchens genau zu betrachten. Mir blieb kein Zweifel, es war jene Freundin meiner C. C., von welcher diese letztere französisch lernte, und deren Lob ich schon sonst gehört hatte.

Bewunderung bemächtigte sich dergestalt meiner, daß ich auch nicht ein Wort des Gesprächs vernahm. Die Nonne aber richtete weder eine Sylbe noch einen Blick an mich. Sie war eine vollendete Schönheit zu nennen: der Wuchs prächtig, das glänzende Weiß ein wenig blaß, der Ausdruck edel und entschlossen, aber nicht frei von schüchternem Zurückhalten, und eine Fülle

der herrlichsten Bläue quoll in den großen Augen. Der Ausdruck von Sanftheit im Gesichte ward zum holden Lächeln, und die Lippen, mit dem Thau der Rose angefeuchtet, verhüllten und enthüllten abwechselnd zwei glänzende Perlenreihen. Der Nonnenanzug verbarg ihre Haare, aber sie mußten, wenn sie ihr noch nicht genommen waren, vom hellsten Castanienbraun seyn; das sagten die Wimpern. Ueber Alles hatte ich die Hand und den bis zum Ellbogen sichtbaren Arm zu bewundern. Es ließ sich nichts Vollkommneres denken. Keine Spur von Adern, und statt der Muskeln sah man sanfte Wellchen. Trotz dem war ich zufrieden, die beiden Zusammenkünfte ausgeschlagen zu haben, welche ein Abendessen krönen sollte. Die Holdselige ward in wenigen Tagen ja doch mein. Nun wollte ich ihr den Genuß gewähren, mich in Besitz zu nehmen, wenn mein Verlangen seinen Gipfel erreicht hatte. Sie am Gitter allein zu sehen, konnte ich kaum erwarten. Es schien mir ein Verbrechen, bis morgen zu zaudern, bis ich ihr Gerechtigkeit widerfahren ließ. Sie setzte ihren Vorsatz durch,

keinen Blick auf mich zu werfen; und auch das gefiel mir zuletzt.

Mit einem Male gab eine Bewegung der Damen, deren Köpfe sich näherten, mir zu verstehen, daß ich überflüßig sey. Ich verließ also das Sprachgitter und betrachtete ein Gemälde. Nach einer Viertelstunde umarmten sich die beiden Freundinnen durch das bewegliche Fenster und sagten sich Lebewohl. Die Nonne wendete mir den Rücken zu, so daß ich nicht einmal mich ihr verbeugen konnte. Die Gräfin aber sagte während der Rückfahrt zu mir: M. M. ist schön, ihr Geist aber noch seltner.

Das Eine sah ich, das Andre will ich glauben, gab ich zur Antwort. —

Sie sprach kein Wort zu Ihnen. —

Da ich nicht vorgestellt seyn wollte, mußte sie meine Anwesenheit übersehen. Sie hat mich dadurch gestraft.

Die Gräfin antwortete nichts, und stumm erreichten wir ihre Wohnung. Ich verließ sie an der Thür, denn dort empfing ich das verbindliche Zeichen, welches mir meine Entlassung ankündigte. Träumend von dem köstlichen Aben-

teuer, auf deſſen Folgen ich neugierig war, ſtrich ich umher.

Daß M. M. kein Wort zu mir geſprochen, war mir ganz recht. Ich war zu ſehr hingeriſſen, um antworten zu können, wie ſie es verdiente. Ich wußte nun, daß ich kein beleidigendes Weigern zu fürchten hatte. Aber doch gehörte Muth dazu, daß eine Frau in ihrer Lage dergleichen wagte. Dieſe Kühnheit in ihrem Alter ſetzte mich in Erſtaunen, und die Freiheit, welche ſie genoß, war mir unbegreiflich. Ein Caſino zu Muran! die Möglichkeit, nach Venedig zu gehen! Es mußte, ſo ſagte ich mir, irgend ein Angeſehener Gründe haben, ihr dies Glück zu verſchaffen. Dieſer Gedanke zügelte meinen triumphirenden Stolz. Der C. C. untreu zu werden, hatte ich den erſten Schritt gethan; doch kein Bedenken hemmte mich. Ich bildete mir ein, Untreue dieſer Art könne, wenn ſie auch meiner Geliebten kund würde, dieſer nicht mißfallen. Ich blieb ja dadurch in Athem, und gerade das erhielt mich ihr.

Am folgenden Morgen machte ich der Gräfin Coroſini, die ſich zu ihrem Vergnügen

Justinenkloster aufhielt, einen Besuch. Diese betagte Dame war ziemlich in alle bedeutende Liebeshändel von Europa verwickelt gewesen. Nun hatte sie sich aus Ueberdruß zurückgezogen. Durch eine Nonne, eine Verwandte Dandolo's, war ich ihr vorgestellt worden. Einst schön und geistvoll, hatte diese Frau ihren Talenten, nachdem sie Prinzen nicht mehr beschäftigten, durch die frivolen Tagsneuigkeiten ein Feld geöffnet. Sie wußte, was ohngefähr sich zutrug, und wollte, sehr begreiflich, gerade deshalb noch mehr wissen. Alle Gesandten besuchten ihr Sprachgitter. Folglich wurden ihr sämmtliche Fremden vorgestellt; ehrwürdige Patrizier statteten ihr lange Besuche ab. Gewöhnlich war Neugier von beiden Seiten im Spiel, und ich hoffte von dieser wohlunterrichteten Dame Einiges über meine Nonne zu hören.

Von den Klöstern im Allgemeinen anfangend, kamen wir auf eine Nonne, Namens Celsi, die, obwohl häßlich, doch Ruf und Einfluß erworben hatte, zu sprechen. Dann gedachten wir einer gewissen Micheli, und mehrere galante Schönen nennend, erwähne ich auch der M. M.

aber mit dem Zusatz, es sey bei ihr doch noch einiges Räthsel im Spiel.

Nicht für jedermann, sagte die Corosini lächelnd; doch sollte es eigentlich so seyn. Das größte Räthsel bleibt immer, wie die M. M., schön, reich, gebildet, sogar ein wenig Freigeist, eigensinnig genug seyn konnte, den Schleier zu wählen. Weder ein körperlicher noch ein geistiger Anlaß zu diesem Schritte ist denkbar. Eigensinn, nichts anders, muß jenen Entschluß hervorgebracht haben. —

Ob die M. M. sich wohl glücklich fühlt? —

Warum nicht? Hoffentlich hat sie ihren Schritt noch nicht bereut und wird ihn auch nicht bereuen. —

Diese geheimnißvollen Worte belehrten mich, meine Unbekannte müsse einen Geliebten haben. Den Sorgen darüber ein Ende zu machen, gehe ich nach dem Essen in der Maske nach Muran, ziehe die Glocke am Klosterthor und erbitte im Namen der Gräfin S. mir den Besuch der M. M. mit klopfendem Herzen. Das kleinere Sprachzimmer war verschlossen; man weiset mich in ein anderes. Die abgenommene Maske an den Hut

heftend, setze ich mich und warte auf meine Göttin. Schon gerieth mein Blut in Unruhe; sie kam noch immer nicht. Dieses Säumen, statt mich zu verdrießen, gefiel mir. Ich bangte vor dem Augenblicke der Zusammenkunft, ja vor ihren Folgen. So verfließt eine Stunde. Ich finde das Zögern noch immer nicht ungewöhnlich. Man hatte sie vielleicht nicht gleich benachrichtigt. Ich nehme also meine Maske abermals vor, gehe nach dem Klosterthor und frage, ob der Schwester M. M. meine Bestellung ausgerichtet worden. Eine Stimme bejahet meine Frage und ermahnt mich, zu warten. Ein wenig nachdenkend, verfüge ich mich zurück in mein Sprachzimmer. Nach einigen Minuten tritt eine widerwärtige Alte ein. „Die Schwester M. M. ist für den ganzen Tag beschäftigt." Diese wenigen Worten sind kaum ausgesprochen, so geht sie.

Auf so grausame Momente muß der Mensch sich gefaßt machen, wenn er Abenteuer der Liebe bestehen will. Nichts gleicht ihren Qualen. Sie demüthigen, zerreißen, tödten uns. Empört und herabgewürdigt zugleich, ward Selbstverachtung mein erstes Gefühl; ich schien mir entehrt. Der

zweite Hohn, bitter und entehrend, mit einem Urtheil, wie sie solches zu verdienen schien, begleitet, fiel auf die Nonne. Wahnsinnig, elend, schamlos mußte ich sie nennen, um nur mich selbst zu trösten. So konnte sie nur gehandelt haben als das ehrloseste aller Weiber, so nur gehandelt haben, wenn keine Ader von Vernunft in ihr schlug. Ich besaß zwei Briefe, mittelst deren ich ihren Ruf an den Pranger stellen konnte, sofern ich mich rächen wollte. Und was sie gethan, das forderte Rache. Aber diese Rache, wie konnte sie mich dazu herausfordern, wenn sie nicht mehr denn unbesonnen, wenn sie nicht rasend war? Man mußte die Unterredung mit der Gräfin S. angehört haben, um die Unbekannte nicht für wahnwitzig zu halten.

Aber ich erhob mich aus dem Tumult von Scham und Zorn, der meine Seele niederbeugte, während einzelner heller Momente, die mir anbrachen. Deutlich begann ich zu durchschauen. Was war denn eben geschehen, wenn ich die Fähigkeit behielt, darüber zu spotten, daß die Reize und Künste der Nonne mich verblendet, sogar entzündet hatten? Selbst das Vorurtheil

durfte sich in das Spiel mischen; immer war wenig geschehen. Ich konnte mir das Ansehen geben, darüber zu lachen, und kein Mensch errieth, daß die Rolle, welche ich spielte, falsch war.

Aber beleidigt fühlte ich mich denn doch einmal; Rache blieb unerläßlich. Dennoch sollte der Uebermüthigen, die Spott mit mir zu treiben gedacht hatte, nicht der mindeste Triumph bleiben; nicht den leisesten Verdruß durfte ich ihr verrathen. Sie sey beschäftigt, hatte sie mir sagen lassen. Das war sehr einfach. Nun blieb meine Sache, den Gleichgültigen zu spielen. Sie war dann bei der nächsten Veranlassung gewiß nicht gleichgültig; ich aber fiel zum zweiten Male nicht in die Schlinge. Sie mußte überführt werden, daß die ganze Kette ihrer künstlichen Veranstaltungen mir nur ein Lachen erregt. Zuerst also war nöthig, daß sie die Urschrift ihres Briefes zurückerhielt, und ein Schreiben von mir, kurz und zweckmäßig, mußte der Ueberbringer werden. Am unangenehmsten ward mir der Umstand, daß ich die Messe in ihrer Kirche nicht ferner besuchen durfte. Sie wußte ja nicht, daß ich um der C. C. willen mich einfand; sie konnte

glauben, ich setze meine Besuche fort, in Hoffnung, ihre Entschuldigungen und Aufforderungen zu einem neuen Besuche zu empfangen. Aber ihr sollte einmal kein Zweifel über meine Verachtung bleiben.

Ueber diesen Gedanken brütend, schlief ich um Mitternacht ein; früh Morgens beim Erwachen war mein Plan gereift. Ich schrieb einen Brief, und vier und zwanzig Stunden mußten ablaufen, ehe ich ihn wieder las. Jede Spur von Unmuth gekränkter Liebe sollte daraus vertilgt seyn.

Diese Vorsicht war zweckmäßig gewesen. Am nächsten Morgen beim Wiederlesen fand ich den Brief meiner unwürdig. Schnell zerriß ich ihn. Einzelne Wendungen stellten mich schwach, feige, verliebt dar; sie konnten Lachen erregen. In andern Stellen glühte Zorn; noch andre verriethen Aergerniß über die Nothwendigkeit, mich der Hoffnung des Besitzes zu berauben.

Ich schrieb also einen zweiten Brief, nachdem ich C. C. benachrichtigt, daß wichtige Gründe mir den Besuch der Messe in ihrer Kirche untersagten. Aber auch diesen Brief fand ich nach

abermaligen vier und zwanzig Stunden albern; er ward zerrissen. Nun bemerkte ich, daß es noch überhaupt nicht Zeit zum Schreiben war, und so ließ ich zehn Tage verfließen. Auch hierin that ich recht. Der Eindruck, den M. M. auf mich gemacht, war von der Art, daß nur das abstracteste aller Wesen, die Zeit, ihn auslöschen konnte.

Wohl zehnmal wollte ich, immer noch in Thorheit versunken, zur Gräfin S. gehen und mich beklagen. Aber ich kam, dem Himmel sey Dank! nie weiter denn bis zu ihrer Thür.

Endlich überlegte ich, wie das thörichte Geschöpf vielleicht in Sorgen wegen ihrer Briefe lebte, mit denen ich ihren Ruf vernichten, dem Kloster aber einen großen Schimpf anhängen konnte, und ich beschloß, ihr solche zu übersenden, von einem Briefe begleitet, der folgende Worte enthielt:

„Setzen Sie, Madame, es auf Rechnung meiner Unachtsamkeit, daß ich Ihnen die einliegenden Briefe nicht zur Stelle zurückgeschickt habe. Nie war es mein Gedanke, durch feige Rache mir selbst untreu zu werden. Es versteht

sich, daß ich Ihnen die beiden Uebereilungen verzeihe, die Sie begangen haben, entweder aus Mangel an Ueberlegung, oder weil Sie meiner spotten wollten. Aber ich möchte wohl rathen, den Versuch nicht gegen Andre zu erneuern, denn nicht alle Männer sind mir gleich. Ich weiß Ihren Namen; aber seyn Sie versichert, das ist eben so gut, als ob ich ihn nicht wüßte. Ich sage Ihnen dieses auf den Fall sogar, daß meine Verschwiegenheit Ihnen gleichgültig wäre. Beklagen indessen müßte ich Sie in dem letztern Falle."

„In Ihrer Kirche sehen Sie mich nicht ferner, und das ist kein Opfer für mich. Ich besuche jetzt eine andre und glaube Ihnen den Grund davon sagen zu müssen. Sie haben vielleicht auch noch die dritte Uebereilung begangen: Sie haben vielleicht gegen Ihre Klostergenossinnen mit Ihrem kleinen Feldzug auf mich geprahlt. Aus diesem Grunde zeige ich mich nicht."

„Endlich erlauben Sie mir das Bekenntniß, daß ich, obwohl fünf oder sechs Jahr älter, wie Sie, keineswegs alle und jede Vorurtheile mit Füßen getreten. Es gibt Vorurtheile, die der

Mensch nicht erschüttern soll. Verachten Sie mich nicht wegen dieser kleinen Belehrung, nachdem Sie mir eine so bedeutende gegeben haben, blos damit ich lachen sollte. Seyn Sie überzeugt, daß ich Zeitlebens Nutzen davon ziehen werde."

Durch diesen Brief glaubte ich die Thörin mit der allergrößtem Milde behandelt zu haben. Nun ging ich in der Maske aus, und einem Manne aus Forli, der mich verlarvt, wie ich war, schwerlich erkennen konnte, gab ich mein Schreiben, in welchem sich die zwei Briefe der M. M. befanden. Ich zahlte ihm sogleich vierzig Sous unter der Bedingung, daß er den Brief unverzüglich an die Thürsteherin des bewußten Klosters zu Muran zur Abgabe nach der Adresse überbringen und sich zur Stelle entfernen müsse. Noch vierzig Sous sollte er empfangen, wenn er zurückkäme, mir Nachricht zu geben, daß er seinen Auftrag gehörig ausgerichtet. Aber ich hätte einen Fehler begangen, wenn ich diese Rückkehr abwarten wollte. Die Menschen aus Forli sind in Venedig so zuverlässig, wie vor zehn Jahren die Savoyarden in Paris waren.

Etwa sechs Tage verflossen, als ich, die Oper verlassend, meinen Briefträger aus Forli, die Laterne in der Hand, wieder sehe. Ich rufe ihn und frage, ohne daß ich die Maske abnehme, ob er mich noch kenne. Nach langer Betrachtung meiner Person erfolgt ein Nein. Nun frage ich weiter, ob er meinen neulichen Auftrag in Muran gehörig ausgerichtet. Da heißt es: dem Himmel sey Dank, daß ich Sie wieder sehe, mein Herr! Wichtiges muß ich Ihnen sagen. Ihren Brief habe ich abgegeben und ich ging, obwohl die Pförtnerin verlangte, daß ich warten möchte. Sie traf ich nicht wieder, doch das kümmerte mich nicht. Am andern Morgen in der Frühe kommt mein Camerad, der zufällig an der Pforte des Klosters stand, als ich den Brief abgegeben, und weckt mich, weil die Pförtnerin durchaus mit mir sprechen müsse. Ich gehe sogleich, und nachdem ich ein Weilchen gewartet, führt sie mich zum Sprachzimmer, weil eine Nonne dort mit mir sprechen wolle. Diese, schön wie der Morgenstern, hielt mich wenigstens eine Stunde lang auf, um mich auszufragen, wer Sie wären, und falls ich das nicht wisse, ob kein Mittel sey, Sie auszu-

forſchen. Aber Alles umſonſt, denn ich wußte nichts.

Die Nonne ging, befahl mir, zu warten, und kam nach zwei Stunden mit einem Briefe zurück. Dieſen mir übergebend, verſprach ſie, falls ich ihn richtig überbrächte und mit der Antwort zurückkäme, mir zwei Zechinen. Fände ich Sie nicht, ſo ſollte ich täglich nach Muran kommen und der Nonne ihren Brief vorzeigen. Für jede ſolche Reiſe verſprach ſie mir vierzig Sous. Bis jetzt habe ich zwanzig Livres auf dieſe Weiſe eingenommen. Aber ich fürchte, das läßt nach. Sie können bewirken, daß ich die zwei Zechinen verdiene, wenn Sie mir eine Antwort auf den Brief geben. —

Wo iſt dieſer Brief?

Den Brief habe ich verſchloſſen, denn ich fürchtete, ihn zu verlieren. —

Wie ſoll ich dann eine Antwort darauf geben? —

Erwarten Sie mich nur eine Viertelſtunde hier, und ich bin da mit dem Briefe. —

Das werde ich nicht, denn Deine Antwort kümmert mich wenig. Aber wie konnteſt Du der

Nonne ſagen, daß Du mich auffinden würdeſt? Du biſt ein Schelm. Sie hätte Dir den Brief nicht anvertraut, wenn Du ihr nicht Hoffnung gabſt, mich zu finden. —

Es iſt wahr, ich beſchrieb der Nonne Ihren Anzug, Ihre Schnallen, Ihre Geſtalt. Und ſeit jenem Tage machte ich mich an alle Masken von Ihrer Größe, aber umſonſt. Jetzt erkenne ich auch Ihre Schnallen wieder. Das Kleid hätte ich nicht erkannt. Ach mein Herr, antworten Sie doch nur eine Zeile und erwarten Sie mich im Caffeehauſe! —

Länger ließ meine Neugier ſich nicht zügeln. Ich beſchloß, den Freund aus Forli zwar nicht zu erwarten, aber in ſeine Wohnung zu begleiten. Ich hatte ja nicht mehr zu ſchreiben, denn die wenigen Worte: „Ihren Brief habe ich empfangen; leben Sie wohl!" Am folgenden Morgen wollte ich die Schnallen wechſeln und mein Kleid verkaufen. So gehen wir. Ich warte vor der Hausthür meines Begleiters, er holt den Brief, und wir verfügen uns nach einem Caffeehauſe. Hier fordre ich, um das Schreiben gemächlich leſen zu können, mir ein

Zimmer und Licht; der Mann aus Forli muß draußen warten.

Kaum habe ich das Paket entsiegelt, so fallen mir die beiden frühern Briefe der M. M., zu deren Rücksendung ich mich verpflichtet gehalten, in die Augen. Das Herz klopft mir; ich fürchte, mich besiegt zu sehen. Da zeigt sich ein drittes kleines Briefchen, unterzeichnet mit S. Es war an M. M. adressirt, und dies der Inhalt:

„Die Maske, die mich zu Dir und von Dir begleitet, würde mir auch nicht ein Wort gesagt haben, wenn ich nicht ihr geäußert hätte, daß Dein Geist noch verführerischer sey, wie Deine Schönheit. Nun gab mein Begleiter mir die Antwort: jenen wünsche er kennen zu lernen, diese habe sich ihm bewährt. Ich fuhr fort, mir sey unbegreiflich, weshalb Du kein Wort zu ihm gesprochen. Lächelnd sagte er: ihn zu bestrafen, sey das geschehen. Du habest ihm vergelten wollen, daß er die Vorstellung abgelehnt. Dies war unser ganzes Gespräch. Ein Zufall hat es verhindert, Dir diese Zeilen nach meinem Willen heute früh zu senden. Lebe wohl! Deine S.“

Dies Billet berichtete die Wahrheit pünctlich. Keine Sylbe fand ich zugesetzt, nichts ausgelassen. Es war ein Beweisstück, dessen Anblick die Bewegung meines Herzens dämpfte. Mir wuchs der Muth, als ich mich dem Moment nahe sah, von meinem Unrecht überführt zu werden. Der Brief der M. M. enthielt diese Worte:

„Aus verzeihlicher Schwäche wünschte ich zu wissen, wie Sie sich gegen die Gräfin geäußert hatten, bevor ich Sie wieder sah. Meine Freundin hatte ich, mir ungesäumt Nachricht zu geben, in dem Augenblick ersucht, wo Sie mich am Sprachgitter verließen, und ich hatte diese Freundin verpflichtet, mir am nächsten Morgen die gewünschte Auskunft zukommen zu lassen. Denn ich sah voraus, daß Sie mir Nachmittags wenigstens einen Höflichkeitsbesuch abstatten würden. Aber der Brief der Freundin, den ich beifüge, damit Sie seinen Inhalt lesen, kam eine halbe Stunde darauf, nachdem ich Sie weggeschickt hatte. Dies war der erste ungünstige Zufall. Mir fehlte der Muth, Sie anzunehmen, so lange ich den bewußten Brief nicht erhalten hatte. Dies war der zweite ungünstige Zufall,

der wohl Verzeihung verdient. Nun ließ ich Ihnen sagen: ich sey krank für den ganzen Tag. Diese Entschuldigung, falsch oder wahr, ist eine erlaubte Ausflucht, denn die Worte: für den ganzen Tag, enthalten Alles, was zur Deutung nöthig ist. Als die einfältige Alte mit der Nachricht zurückkam, sie habe Ihnen gesagt, ich sey beschäftigt für den ganzen Tag, hatten Sie sich schon entfernt. Sie glauben nicht, was ich in meinem gerechten Zorne der dummen Person Strafendes sagen und zufügen wollte. Aber Beides war mir verboten. Ich mußte Geduld haben, mußte mich verstellen und gar noch Gott danken, daß der Fehler aus Dummheit und nicht aus bösem Willen begangen worden. Zum Theil sah ich voraus, was sich zutragen würde; ganz es zu überschauen, war menschlicher Vernunft nicht vergönnt. Wohl konnte ich errathen, daß Sie, glaubend, ich habe mit Ihnen mein Spiel treiben wollen, in Zorn gerathen würden. Das war mir schrecklich, denn jedes Mittel fehlte mir, Ihnen vor den nächsten Festtagen den Zusammenhang aufzuklären. Um jene Zeit hoffte ich Sie in der Kirche zu sehen. Denn war es

zu glauben, daß Sie die Sache mit der unerhörten Grausamkeit behandeln würden, von der Ihr Schreiben mir die Proben vor Augen legte? Sobald ich Sie in der Kirche vermißte, stieg mein Schmerz bis zum Unerträglichen. Ja, es war ein Schmerz, der zu tödten vermochte. Und er hat mich zur Verzweiflung gebracht, hat mir das Herz durchbohrt, als ich nach elf Tagen Ihren grausamen, barbarischen und ungerechten Brief lesen mußte. Dieser Brief hat mich elend gemacht. Ich sterbe, wenn Sie nicht eilen, sich zu rechtfertigen. Daß ich ein Spiel mit Ihnen getrieben, hätten Sie geglaubt! Mehr können Sie nicht für sich anführen, und jetzt sind Sie überzeugt worden, daß Sie sich irrten. Aber gesetzt, Ihre Voraussetzung war richtig, mußten Sie nicht, um einen Brief zu schreiben, wie den, welchen ich in Händen habe, mich für ein Ungeheuer halten, wie es unter Frauen von Erziehung nicht gesucht werden darf? Die beiden Briefe von meiner Hand, die Sie mir übersendet, um mich zu beruhigen, schicke ich Ihnen zurück. Wissen Sie, ich verstehe mich besser, wie Sie, auf Physiognomien. Mein Schritt war

keine Uebereilung. Einer Bosheit habe ich Sie niemals fähig gehalten, ja selbst wenn ich mein Spiel mit Ihnen trieb, hätte ich Ihnen solche nicht zugetraut. Doch Sie haben leider auf meinem Gesichte nichts gelesen, wie die Seele einer Unbesonnenen. Sie werden vielleicht die Ursache meines Todes oder Sie stürzen mich auf Lebenszeit in das Unglück, sofern Sie nicht auf Ihre Rechtfertigung Bedacht nehmen. Denn mir fehlt, wie ich glaube, nichts weiter, um Ihnen schuldlos zu erscheinen. Erwägen Sie daher, daß selbst, wenn mein Leben Sie nicht rufen sollte, Ihre eigne Ehre Sie zu mir fordert. In Person müssen Sie kommen, Alles, was Sie geschrieben haben, zu widerrufen. Sollten Sie nicht fühlen, welchen trübseligen Eindruck Ihr höllisches Schreiben dem Herzen einer unschuldigen und keineswegs wahnwitzigen Frau erregen mußte, so gönnen Sie mir, daß ich Sie beklage. Sie kennen, wenn das der Fall ist, ungemein wenig vom menschlichen Herzen. Aber ich weiß ja, daß Sie kommen, sofern der Bote Sie nur auffindet, dem ich dies Schreiben anvertraue.

M. M."

Einmaliges Lesen dieses Briefes genügte, mich zur Verzweiflung zu bringen. M. M. hatte Recht. Augenblicklich nahm ich meine Maske vor, verließ das Zimmer und knüpfte ein Gespräch mit dem von Forli an. Ich fragte, ob er die Nonne heute früh gesehen und ob er sie blaß gefunden habe. „Mit jedem Tage ward sie elender," erhielt ich zur Antwort. Nun ging ich in das Zimmer zurück und hieß meinem Boten, zu warten.

Erst gegen Anbruch des Tages ward der Brief fertig, den ich dem edelsten aller weiblichen Wesen schrieb, das ich grausam gekränkt hatte. Hier ist wörtlich sein Inhalt:

„Ich bin schuldig, Madame, und bin so unfähig, mich zu rechtfertigen, wie von der Reinheit Ihres Herzens überzeugt. Nur wenn Sie mir Verzeihung hoffen lassen, vermag ich noch ferner zu leben. Und Sie werden mir verzeihen, sobald Sie bedenken, was meine Schuld veranlaßt hat. Ich sah Sie; Ihre Schönheit blendete mich; mein Glück schien mir ein übermüthiger Traum, nicht Wirklichkeit. Vier und zwanzig Stunden sollten verfließen, bevor ich meinen

Zweifeln entrissen ward. Der Himmel weiß, wie langsam sie sich mir hindehnten. Endlich sind sie vorüber, und mein Herz klopft, indem ich, die Minuten zählend, in Ihr Sprachzimmer trete. Sechzig dieser Minuten, die mir wegen der sonderbar ungewöhnlichen Art meiner Spannung noch schnell genug ablaufen, lasse ich vorübergehen. Da tritt eine widerwärtige Alte zu mir und sagt mir mit verhaßter Kürze, Sie wären für den ganzen Tag beschäftigt, und dann geht sie. Malen Sie sich das Weitere aus. Es war ein Donnerschlag, der mich weder tödtete noch mir das Leben ließ. Darf ich es Ihnen sagen, daß, wenn Sie mir durch dasselbe Geschöpf nur zwei Zeilen von Ihrer Hand zugesendet hätten, dies mich vielleicht, wo nicht beruhigt, doch unempört zurückkehren ließ? Dies ist das vierte ungünstige Ereigniß, dessen Erwähnung Ihre reizende und ungemein wirksame Rechtfertigung nicht gedacht hatte. Daher denn hielt ich mich verspottet und verhöhnt. Es empörte mich. Meine Eigenliebe schrie laut; Scham warf mich nieder. Ich erschrak vor mir selbst, indem ich mich genöthigt sah, den Glauben zu

faſſen, daß Sie unter den Zügen eines Engels die Geſinnungen eines Dämon verbärgen. Verwirrt verlaſſe ich das Kloſter, und elf Tage hindurch bin ich der Beſinnung beraubt. In dieſem Zuſtande ſchrieb ich jenen Brief, durch den Sie mit Recht ſich für beleidigt hielten. Aber werden Sie es glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich dieſen Brief mit der Ehre verträglich hielt? Jetzt iſt Alles abgemacht. Eine Stunde vor Mittag ſehen Sie mich zu Ihren Füßen. Ich lege mich nicht nieder. Sie werden mir verzeihen, und ich werde Sie rächen. Ja, ich ſelbſt werde Ihr Rächer ſeyn. Die einzige Gnade, warum ich Sie bitte, iſt nur noch, meinen Brief zu verbrennen oder wenigſtens morgen ſeiner nicht zu gedenken. Ich ſchickte den verhängnißvollen Brief ab, nachdem ich zuvor vier andre Briefe verbrannte, in denen ich Wendungen vermuthete, die Ihnen meine Leidenſchaft verrathen konnten. Ein Weib, das mich verſpottet hatte, das, und wenn ſie ein Engel war, ſollte von mir keine Zärtlichkeit empfangen. Unrecht hatte ich nicht, aber ein unglückliches Mißverſtändniß verdarb Alles. Jetzt will ich mich auf das Bett werfen,

um einige Stunden zu ruhen. Thränen werden meinen Pfühl benetzen. Den Ueberbringer Ihres Briefes treibe ich nach dem Kloster, damit ich von ihm höre, daß Sie beim Erwachen mein Schreiben empfangen haben. Nie würde jener Mensch mich gefunden haben, wenn nicht Zufall ihn mir gewiesen hätte, als ich die Oper verließ. Ferner werden wir seiner nicht bedürfen. Ersparen Sie sich die Antwort."

Mein Brief war kaum gesiegelt, als ich ihn mit dem Befehl zur schnellsten Einhändigung an die Nonne selbst dem Burschen aus Forli übergab; eine Zechine fügte ich hinzu, und er versprach, den Auftrag pünctlich zu erfüllen.

Nach sechs Stunden der Ungeduld maskire ich mich und gehe nach Muran. M. M. hatte ich kaum rufen lassen, so erschien sie. Man führte mich das kleine Sprachzimmer, wo ich die schöne Nonne zum ersten Mal mit der Gräfin gesehen hatte. Gleich stürzte ich vor ihr auf die Kniee nieder. Aber sie gebietet mir, aufzustehen, damit Niemand uns sehe. Ihr Gesicht flammt in dem Augenblicke hoch auf.

Kaum hatte M. M. sich gesetzt, als ich den

Platz ihr gegenüber einnahm. Wir sprachen eine Viertelstunde, dann fragte ich, ob ich auf meine Begnadigung rechnen könne. Und sie reichte mir das Wunderwerk ihrer schönen Hand durch das Gitter. Ich badete unter tausend Küssen die geliebte Hand mit meinen Thränen. Sie verhieß unsrer Freundschaft, je stürmischer sie begonnen, um so süßere Ruhe für die Zukunft. Es ist das erste Mal, sagte M. M., daß wir uns sprechen. Aber nach dem, was sich zwischen uns zugetragen, dürfen wir uns schmeicheln, für immer uns zu kennen. Die Zärtlichkeit unsrer Freundschaft wird ihrer Offenherzigkeit nichts nachgeben. Wir sind uns gegenseitige Nachsicht unsrer Fehler wegen schuldig. —

Wann, versetzte ich, wird mir gestattet seyn, außerhalb dieser Mauern Ihnen von meinen Empfindungen und der Freude meiner Seele den Beweis zu geben? —

Wir wollen, sobald es Ihnen gefällt, in meinem Casino zu Abend essen. Nur muß ich es zwei Tage voraus wissen. Auch in Venedig kann ich Ihr Gast seyn, wenn nichts von Ihrer Seite es hindert. —

Im Gegentheil, das würde mich glücklich machen. Sie müssen wissen, daß ich mich in sehr guter Lage befinde, und daß ich, statt Ausgaben zu scheuen, sie vielmehr suche. Was ich aber besitze, das gehört dem Gegenstande meiner Anbetung.

Dieses Vertrauen beglückt mich, theuerer Freund. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß auch ich reich bin und meinem Geliebten nichts würde abschlagen dürfen. —

So haben Sie bereits einen Geliebten? —

Allerdings, und ihm danke ich meinen Reichthum. Er ist mein Beherrscher und Gebieter. Deshalb verhehle ich ihm auch nichts. Morgen in meinem Casino sollen Sie mehr hören. —

Aber ich hoffe, Ihr Geliebter —

Er wird nicht zugegen seyn; ich versichre Sie. Auch Sie besitzen eine Herzensfreundin. —

Leider besaß ich sie. Man hat sie mir entrissen; seit sechs Monaten lebe ich im Cölibat. —

Aber Ihre Liebe ist nicht erloschen? —

Ich kann der Theuersten nicht ohne Liebe gedenken. Aber ich sehe durch Sie das Ende dieser Liebe voraus. —

Wenn Sie glücklich waren, muß ich Sie bedauern. Entrissen hat man Ihnen Ihre Geliebte, und Sie, dem Kummer nachzuhängen, mieden die Welt. Das hatte ich errathen. Aber mich, wenn es mir gelingen sollte, den Platz jener Geliebten einzunehmen, mich soll nichts in der Welt von Ihrer Brust reißen. —

Und was wird Ihr Geliebter dazu sagen? —

Es wird ihn entzücken, mich mit einem zärtlichen Freunde glücklich zu wissen. Das liegt in seinem Charakter. —

Ein bewundernswerther Charakter und ein Heroismus, der mir abgeht! —

Wie leben Sie in Venedig? —

Ich besuche Theater, Gesellschaften, auch den Spieltisch, bald mit Glück, bald mit Unglück. —

Sehen Sie die fremden Gesandten? —

Nein; ich stehe in zu enger Verbindung mit den Patriziern. Doch ich kenne sie. —

Sie besuchen sie nicht und kennen sie doch? —

In fremden Ländern machte ich ihre Bekanntschaft. In Parma lernte ich den Herzog von Montebello, den spanischen Gesandten, ken-

nen, in Wien den Grafen Rosenberg, und in Paris vor etwa zwei Jahren den französischen Gesandten. —

Ich höre die Mittagsglocke schlagen. Entfernen Sie sich. Kommen Sie eine Stunde nach Mittag wieder, und Sie sollen das Nähere über unsre Zusammenkunft hören. —

Doch ohne Zeugen? —

Das versteht sich. —

Darf ich Sie um ein Unterpfand bitten? Mein Glück ist so grenzenlos. —

Was verlangen Sie zum Pfande? —

Sie aufrecht stehend an diesem Fenster zu sehen, während ich den Platz der Gräfin S. einnehme. —

Nun erhob Sie sich und öffnete mit dem holdseligsten Lächeln das kleine Gitterfenster. Ich verließ diese Heilige nach einem Kuß, dessen Süße und Kraft ihr gleich wohl thun mußte. Ihre liebetrunknen Augen zogen mir bis zur Thür nach.

Freude und Ungeduld raubten mir zwei Tage hindurch den Hunger und den Schlaf. Mir war, als hätte ich das wahre Glück der Liebe bis da-

hin noch niemals empfunden, als solle mir es heute zum ersten Male zu Theil werden. Wenn Geburt, Schönheit und Geist M. M. wirklich auszeichneten, so that zugleich ein gewisses Vorurtheil das Seinige, mir mein Glück bis zum Unglaublichen zu erhöhen. Eine Vestalin war der Preis; ich sollte einer verbotenen Frucht genießen.

Wäre meine Vernunft in dem Augenblicke minder befangen gewesen, so mußte ich einsehen, daß jene Nonne sich nicht von den übrigen schönen Frauen unterscheiden konnte, deren Bekanntschaft ich in den dreizehn Jahren gemacht, während welcher ich in den Gefilden der Liebe schwärmte. Aber welcher Verliebte macht sich mit dergleichen Gedanken zu thun! Er verjagt sie, sobald er ihr Annahen gewahr wird. M. M. sollte nun einmal sich von allen Weibern auf Erden unterscheiden.

Ueberzeugt, M. M. würde mich nicht warten lassen, war ich pünctlich an ihrem Sprachgitter. Mein Aussehen veranlaßte sie zur Frage, ob ich krank sey. —

Nein, war meine Antwort, aber ich hätte

erkranken können über das angſtvolle Erwarten eines Glücks, das meine Gedanken überſteigt. Ich habe Hunger und Schlaf verloren und ich ſtehe nicht für mein Leben, wenn Sie mich durch Aufſchub hinhalten ſollten. —

Nichts, mein theurer Freund, ſchiebe ich auf. Aber welche Ungeduld? — Setzen wir uns. Hier iſt der Schlüſſel zum Caſino, wo Sie mich ſehen ſollen. Sie werden Leute dort finden, die zu unſrer Bedienung beſtimmt ſind. Aber Sie brauchen kein Wort zu ſprechen. Nehmen Sie eine Maske vor und kommen Sie nicht vor halb zwei Uhr*). Der Hausthür gegenüber gehen Sie die Treppe hinauf. Oben wird eine Laterne Ihnen eine grüne Thür kenntlich machen. Dieſe führt zu einem erleuchteten Zimmer. In demjenigen, welches darauf folgt, finden Sie mich. Sollte ich nicht ſchon dort ſeyn, ſo warten Sie; in wenigen Minuten werde ich erſcheinen. Sie können die Maske abnehmen, können ſich zum Kaminfeuer hinſetzen und leſen. Bücher werden Sie finden. Das Caſino iſt übrigens in der Straße **. —

*) Nach italieniſcher Rechnung, wie immer.

Die Beschreibuug konnte nicht genauer seyn. Es freute mich, daß kein Irrthum möglich war. Ich küßte die Hand, die mir den Schlüssel reichte, und den Schlüssel selbst, bevor ich ihn in die Tasche steckte. Ich fragte, ob ich sie in weltlichen Kleidern, oder ob ich sie, wie jetzt, in ihrer Nonnentracht sehen würde.

Ich komme in meinem Klosteranzuge, aber auf meinem Casino lege ich weltliche Kleider an. Alles, was für solchen Anzug nöthig ist, besitze ich dort. —

Ich hoffe, Sie werden heute Abend keine weltliche Kleidung anlegen. —

Weshalb? wenn ich fragen darf. —

Sie gefallen mir in Ihrem jetzigen Anzuge. —

Ich verstehe. Sie denken sich meinen Kopf ohne Haare. Aber fürchten Sie nichts. Ich besitze eine unvergleichliche Perücke. —

Um des Himmels willen! was sagen Sie? Schon das Wort Perücke ist mir ein Gräuel. — Aber nein; es mag seyn! Ich werde Sie dennoch reizend finden. Nur setzen Sie den Kopfputz nicht in meiner Gegenwart auf. Ich sehe,

Sie zürnen, und ich bitte um Verzeihung. Wie konnte ich nur von solchen Dingen reden! Sind Sie aber auch sicher, daß Niemand Sie das Kloster verlassen sieht? —

Sie selbst werden nicht ferner zweifeln, wenn Sie, die Insel umfahrend, die Stelle, nahe dem kleinen Ufer, erblicken, nach welchem ein Zimmer hinausgeht, zu dem ich den Schlüssel besitze. Auf meine Begleiterin kann ich mich verlassen. —

Und die Gondel? —

Mein Geliebter haftet für die Treue der Gondoliere. —

Wer mag Ihr Geliebter nur seyn? Ich stelle mir ihn bejahrt vor. —

Behüte! Dann würde ich mich seiner schämen. Er wird kaum vierzig Jahr alt seyn und er besitzt Alles, was liebenswürdig macht: Anmuth, Geist, Charaktermilde und einnehmendes Betragen. —

Hat er Launen, wenn ich fragen darf? —

Was nennen Sie so? Seit einem Jahre besitzt er mich. Vorher hatte ich keinen Mann gekannt. Aber Sie sind der erste, der meine Einbildungskraft erregte. Nachdem ich meinem

Freunde Alles erzählt hatte, schien er ein wenig bestürzt. Dann lachte er und warnte mich auf den Fall, daß ich einem Unbescheidenen mich hingeben möchte. Er hätte gewünscht, daß ich, bevor ich so weit ging, Erkundigung über Ihre Person einzog; aber es war zu spät. Ich sagte gut für Sie, und nun lachte er noch mehr darüber, daß ich für Jemand gut sagte, den ich durchaus nicht kannte. —

Wann haben Sie ihm Alles gestanden? —

Vorgestern, und mit der gewissenhaftesten Wahrhaftigkeit. Ich zeigte ihm eine Abschrift meiner Briefe und Ihrer Antworten. Danach hielt er Sie für einen Franzosen, wiewohl Sie mir gesagt, daß Sie Venetianer seyen. Er ist neugierig, zu erfahren, wer Sie sind, und das ist Alles. Aber weil ich selbst gar nicht neugierig bin, so haben Sie nichts zu fürchten. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich niemals einen Schritt thun werde, um das zu erfahren. —

Noch werde ich je Sie nach dem Manne befragen, der eben so selten ist, wie Sie einzig sind. Verzweifeln möchte ich, wenn ich an den Schmerz denke, den ich Ihnen verursacht. —

Ueber diesen Gegenstand wollen wir das Gespräch abbrechen. Trösten Sie sich, denn ich habe überlegt, daß Sie nicht anders handeln konnten, wenn Sie nicht Fant seyn wollten. —

Beim Abschied wiederholte M. M. am Gitterfenster den schon einmal mir gegönnten Beweis ihrer Zärtlichkeit; dann verweilte sie, bis ich mich entfernt hatte.

Kaum war die Stunde der Nacht da, welche mir bestimmt worden, als ich das bezeichnete Casino ohne alle Schwierigkeit fand. Ich öffnete die Thür des beschriebenen Zimmers und fand meine Geliebte in einem Damenanzuge von der höchsten Eleganz. Das Zimmer erleuchteten Armleuchter vor den Spiegeln; auf dem Tische, mit Büchern ausgestattet, standen vier schöne Kerzen. In M. M. glaubte ich eine Schönheit zu sehen, wie meine Augen sie noch nicht erblickt hatten. An ihrem Aufsatz war eine Fülle von Haaren verschwendet. Aber jedes Lob derselben wäre unschicklich gewesen. Ich kniete nieder vor meiner Holdseligen, auf alle Weise die Seltenheit ihrer Reize unter tausend Handküssen zu bewundern und von da zu den Angriffen der Liebe nach

allen ihren Gesetzen überzugehen. M. M. hielt es für ihre erste Pflicht, zur Vertheidigung zu schreiten. Aber was vermögen zwei Hände, wenn sie die Angriffe eines zwar ehrfurchtsvollen, aber auch kühnen, zärtlichen und beharrlichen Geliebten zu bekämpfen haben? — Gründe und Rücksichten, in Worte gekleidet, die, eben so reich an Liebe, von zärtlichen Küssen unterstützt wurden, das waren die Waffen, die mir entgegentraten. Zwei Stunden brachten wir zu in diesem Kampfe, der uns Beiden gleich süß und schmerzlich ward. Endlich brachen wir ihn ab und priesen uns Beide. Denn jeder behauptete den Sieg, sie, weil sie sich vertheidigt, ich, weil ich mich gezügelt hatte.

Um vier Uhr gestand das schöne Geschöpf mir, daß sie hungre, und meinte, auch mir müsse es so gehen. Sie zog eine Klingel, und ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, anständig und von mittlern Jahren, deckte einen Tisch für zwei Personen. Ein zweiter Tisch, reichlich mit den uns bestimmten Gerichten besetzt, ward jenem die Seite gestellt. Das Geschirr war Porzellan aus der Fabrik von Sevres. Das Abend-

essen bestand aus acht Schüsseln. Sie waren in silberne Aufsätze, angefüllt mit heißem Wasser, gestellt, damit die Speisen warm blieben. Die Mahlzeit konnte nicht auserlesener seyn. Ich rieth auf einen französischen Koch, und es ward mir bestätigt. Wir tranken Burgunder, leerten eine Flasche Champagner oeil perdrix und eine andre mousseux, um zu lachen. Meine Schöne bereitete den Salat; ihr Appetit glich dem meinigen. Ich ermüdete nicht, ihre Geschicklichkeit, ihr Benehmen und ihre Grazie zu bewundern. Sie mußte durchaus einen Liebhaber besitzen, der sie unterrichtet hatte. Ich ward so neugierig, den Namen des letztern zu hören, daß ich vorschlug, mich ihr zu entdecken, wenn sie mir den Glücklichen nennen wolle, der ihr Herz besitze. Sie antwortete, wir müßten es Beide der Zeit überlassen, wenn diese unsre Neugier befriedigen würde.

Unter den Breloques ihrer Uhr befand sich ein Flacon von crystal de roche, ganz wie der meine an der Uhrkette. Ich zeigte ihr diesen und pries die Roseneſſenz, womit ein Flöckchen Baumwolle getränkt war, welches das Fläschchen in

sich schloß. Nun zeigte sie mir ihren Flacon, angefüllt mit derselben Essenz flüssig. Ich bin erstaunt, sagte ich, denn diese Essenz ist sehr selten und ausnehmend theuer. —

Sie wird gar nicht verkauft. —

Da haben Sie Recht. Diese Essenz rührt vom König von Frankreich her. Er hat ein Pfund davon bereiten lassen, und das kostete zehntausend Thaler. —

Es ist ein Geschenk, das mein Geliebter erhalten und mit mir getheilt hat. —

Frau von Pompadour überließ vor zwei Jahren dem venetianischen Gesandten in Paris, Herrn von Mocenigo, eine kleine Phiole davon durch den französischen Gesandten hieselbst, den A. v. B. —

Kennen Sie ihn? —

Kurz vor seiner Abreise von Paris hatte ich die Ehre, mit ihm zu speisen. Das Glück begünstigt den Mann, und er verdient es seines Geistes und seiner Geburt wegen. Er ist Graf von Lyon. Seine angenehme Gestalt hat ihm den Namen des Liebenswürdigen erworben. Wir

beſitzen eine kleine Sammlung ſeiner Gedichte, die ihm Ehre machen. —

Mitternacht hatte geſchlagen, und die Zeit fing an koſtbar zu werden. Wir ſtanden alſo vom Tiſch auf, ſetzten uns zum Kamin, und ich fing an dringender zu werden. Ich ſagte: wenn M. M. denn durchaus der Liebe widerſtehen wolle, ſo dürfe ſie doch die Natur nicht bekämpfen, die nach ſolchem Abendeſſen zum Schlummer beriefe.

Sind Sie denn müde?

Nichts weniger, als das. Aber die Zeit iſt da, wo man ſich zu Bette legt; ich werde Sie zu Bette bringen, und Sie erlauben, daß ich mich, ſo lange Sie liegen bleiben, Ihnen am Bette zu Füßen ſetze, oder daß ich mich entferne. —

Sie würden mir ſehr wehe thun, wenn Sie mich verlaſſen wollten. —

Und am meiſten würde ich ſelbſt leiden. Aber was beginnen wir bis Tagesanbruch hier am Kaminfeuer? —

Wir können Beide angekleidet auf jenem Sopha ſchlafen. —

Angekleidet? Es ſey. Auch werde ich Ihren

Schlaf nicht ſtören. Aber Sie verzeihen mir wohl, wenn ich für meine Perſon nicht ſchlafe. Ihnen ſo nahe und in Kleidern, wie wäre das möglich? —

Nun wohl. Uebrigens iſt das Canapee eigentlich ein Bett. Sie werden gleich ſehen. —

Nun ſtand ſie auf, kehrte das Canapee um, legte Kiſſen, Tücher und eine Decke auseinander, kurz, ich ſah ein vollſtändiges Bett. Darauf band ſie meine Haare in ein großes Tuch und reichte mir ein zweites, damit ich ihr den gleichen Dienſt verrichten möchte. Ich fange an, meinen Auftrag zu erfüllen, und verberge meinen Widerwillen gegen die Perücke. Aber welche Ueberraſchung! der herrlichſte Reichthum von Haaren rollt mir entgegen. Sie lacht und ſagt: „nur den Profanen dürfe eine Nonne ihre Locken nicht zeigen.“ Dann wirft ſie ſich lang hin auf das Canapee. Ich, ſchnell mich der Kleider entledigend, nehme den Platz ihr zur Seite ein. Feſt werde ich von den ſchönſten Armen unſchlungen, aber im Uebrigen erfahre ich die härteſte Grauſamkeit. Mit bittender Miene gewinne ich Nachſicht, ſechs Schleifen zu löſen, um den ſchönſten

Busen zu enthüllen. Ich darf ihn mit Küssen bedecken, aber: „begnüge Dich und lerne von mir Enthaltsamkeit!" sagen mir Augen, voll von der höchsten Liebesmilde, und alle meine Versuche scheitern. Im Wechsel gegenseitiger Küsse überfiel uns der Schlaf. Ein starkes Pochen weckt mich, und ich frage: was ist das? —

Schnell will ich mich ankleiden, mein süßer, mein lieber Freund. Ich muß zum Kloster. —

So kleide Dich an. Ich werde so glücklich seyn, Dich im Nonnenanzuge zu sehen. —

Das sollst Du. Aber wenn nichts Dich abruft, so kannst Du in diesem Casino schlafen.

Nun klingelte sie der Kammerfrau, welche die innige Mitwisserin ihrer Liebesgeheimnisse seyn mußte. Nachdem sie sich die Haare zurecht machen lassen, zog M. M. ihr Kleid aus, schloß Uhr, Ringe und allen sonstigen Schmuck in einen Secretair ein und legte die Schuhe ihrer Ordensregel an. Dann zwängte sie in ein enges Leibchen die holden Kinder ein, die mich durch ihren Nektar so süß erquickt hatten, und warf den Nonnenhabit über. Jetzt kam die Vertraute, ihr zu sagen, daß der Gondolier warte, und nun

flog sie mir an den Hals. Am folgenden Tage sollte ich mich einfinden, um die Nacht zu erfahren, wenn sie mich in Venedig in meiner Wohnung besuchen werde, damit wir ganz glücklich würden. Nun ging sie; ich löschte die Lichter aus, und trotz meiner nur halb befriedigten Wünsche erfreut, schlief ich bis Mittag.

Niemand zeigte sich bei meinem Weggehen, und sorgfältig maskirt verfügte ich mich zu Laura. Diese gab mir einen Brief der C. C. folgenden Inhalts:

„Empfange, mein theurer Gemahl, hierdurch eine Probe meiner Denkweise. Mit jedem Tage sollst Du mich würdiger finden, Deine Gattin zu seyn. Ich beweise Dir Verschwiegenheit. Auch sollst Du mich fähig erkennen, die Gründe für Dein eignes Zurückhalten zu achten. Deines Herzens gewiß, kümmert es mich nicht, was Deinen Geist unterhält und was Dir hilft, die Zeit unsrer Trennung zu ertragen. Ich muß Dir nämlich sagen, daß ich gestern, durch einen der Gänge gehend, einen Zahnstocher fallen lassen. Um ihn aufzuheben, war ich genöthigt, eine Bank zu rücken. Da, im Auflangen, sah

ich durch eine faſt unbemerkliche Spalte im Fußboden Deine Geſtalt in angelegentlicher Unterredung mit der Schweſter M. M. Nichts vermag Dir meine Verwunderung und meine Freude darüber auszudrücken. Dieſe beiden Empfindungen wichen jedoch alsbald der Beſchämung, welche meiner wartete, wenn man mich als unbeſcheidene Neugierige ſah. Schnell alſo rückte ich die Bank an ihre Stelle und ging. Ich bitte Dich, mein Geliebter, ſage mir Alles. Wie könnte ich Dich lieben und nicht neugierig ſeyn, die Geſchichte jenes Ereigniſſes zu erfahren? Sage mir, ob M. M. Dich kennt und wie die Bekanntſchaft entſtanden iſt. Sie iſt meine vertraute Freundin, von der ich Dir nichts mehr zu ſagen habe, die ich Dir nicht zu nennen brauche. Sie iſt es, die mich im Franzöſiſchen unterrichtet, ſie, welche mir Bücher geliehen, die mich über einen wichtigen, wenig Frauen bekannten Gegenſtand belehrten. Ohne ſie wäre jener furchtbare Zuſtand entdeckt worden, der mich beinahe getödtet hätte. Ihr bin ich meine Ehre ſchuldig. Sie wußte, daß ich einen Liebhaber

besaß, so gut wie dasselbe mir von ihr bekannt worden war. Aber wir forschten niemals nach unsern gegenseitigen Geheimnissen. Die M. M. ist ein einziges Wesen. Ich bin überzeugt, daß Du sie liebst, und daß sie Dich liebt. Da mich Eifersucht nicht quält, verdiene ich, daß Du mir Alles sagst. Aber Ihr thut mir Beide leid. Denn was Ihr auch anfangen mögt, Ihr könnt ja nur Eure Leidenschaft noch heftiger entzünden. Das ganze Kloster hält Dich für krank; ich aber sterbe vor Verlangen, Dich zu sehen; komm doch nur einmal! Adieu!"

Dieser Brief beunruhigte mich. Der C. C. war ich versichert, aber jene Oeffnung im Fußboden konnte mich und M. M. auch Andern verrathen. Außerdem mußte ich meiner Geliebten ein Mährchen vorsagen, denn die Wahrheit zu gestehen, verboten Liebe und Ehre. Ich gab also in dem Briefe, welchen ich unverzüglich schrieb, der C. C. den Rath, ihrer Freundin zu entdecken, wie sie dieselbe durch einen Spalt im Fußboden mit einer Maske habe sprechen sehen. Was die Bekanntschaft mit der M. M. anlange, so hätte ich, gespannt durch die vielen Lobpreisungen dersel-

ben, sie an das Gitter berufen, mir aber einen falschen Namen gegeben. Deshalb möchte sie meiner nicht gedenken. Denn M. M. habe mich für den Nämlichen erkannt, der mehrmals zur Messe gekommen. Von Liebe sey keine Rede; aber reizend fände ich die Freundin meiner C. C.

Am Catharinenfeste, dem Namenstage meiner C. C., wollte ich in ihrer Kirche die Messe hören. Indem ich mich nach einer Gondel umthue, sehe ich mich verfolgt. Darüber brauchte ich Gewißheit. Und wirklich sehe ich meinen lauernden Begleiter gleichfalls eine Gondel nehmen. Mich zu überzeugen, steige ich in Venedig beim Garten Morosini ab und sehe den nämlichen Menschen aussteigen. Ich gehe durch den Palast und bleibe in einer engen Gasse stehen; mein Spion ist wieder da. Nun dränge ich ihn, einen Dolch in der Hand, gegen eine Ecke der Straße und setze ihm die Spitze gegen die Kehle. Er soll gestehen, auf wessen Befehl er mir nachgeht. Vielleicht hätte er mir Alles gesagt, wenn nicht zufällig Jemand in die Straße getreten wäre. So entkam er, und ich erfuhr nichts.

Am folgenden Tage ging ich zeitig zum

Sprachgitter, um zu hören, wann M. M. mich besuchen würde. Sie erschien, alle Zeugnisse innerer Befriedigung auf dem Gesichte tragend. Sie fing mit einem Glückwunsch an, daß ich nach drei Wochen zum ersten Male wieder in ihrer Kirche erschienen sey, und sagte, das würde die Aebtissin freuen, denn sie behaupte, zu wissen, wer ich sey. Nun erzählte ich die ganze Geschichte mit dem Spion, und daß ich beschlossen, nie wieder in ihre Kirche zur Messe zu kommen. Sie billigte, daß ich nach Möglichkeit selten mich in Muran blicken ließe. Dann ward mir die Geschichte von dem Spalt, und daß er bereits zugestopft worden, erzählt. Auch daß eine Kostgängerin, ihr sehr zugethan, den Umstand entdeckt, erfuhr ich, aber nicht den Namen derselben. Nun fragte ich, ob mein Glück noch ferner aufgeschoben werden würde. M. M. sagte, nur vier und zwanzig Stunden müsse sie dasselbe verschieben, weil die neu Eingekleidete sie in ihrer Zelle zum Abendessen eingeladen. Einladungen der Art, fügte sie hinzu, wären selten, aber sie ließen sich nicht ausschlagen, ohne sich Feindseligkeit zuzuziehen. —

Ist keine Entschuldigung durch Krankheit möglich? —

Dann muß man Besuch annehmen. —

Ich verstehe, und wenn Besuche verbeten werden, erwacht der Argwohn, entschlüpft zu seyn. —

Das nicht. Aus dem Kloster zu kommen, wird für völlig unmöglich gehalten. —

Du allein also bringst dies Wunder zu Stande? —

Gewiß ich allein, und das allgewaltige Geld thut das Seinige dabei. Aber sage mir, wo Du mich morgen Nachts um zwei Uhr erwarten willst. —

Kann es nicht hier in Deinem Casino geschehen? —

Nein. Denn es ist mein Geliebter, der mich nach Venedig führt. —

Dein Geliebter? —

Er selbst. —

Das ist seltsam. Nun so erwarte ich Dich auf dem Platze des h. Johannes und Paulus, hinter der Bildsäule des Bartholomäus von Bergamo. —

Ich habe zwar den Platz und die Statue bisher nur auf Kupferstichen gesehen, aber ich werde nicht ausbleiben. Nur das ärgste Unwetter könnte mich abhalten, und wir wollen das Beste hoffen. Also leb' wohl! Morgen Abend wollen wir recht viel plaudern, und wenn wir einschlafen, befriedigter ausruhen. —

Nun mußte ich mich fördern, denn ich hatte kein Casino. Ich nahm also einen zweiten Ruderer, um in einer Viertelstunde das Quartier S. Marcus zu erreichen. Nachdem ich fünf Stunden hindurch eine ziemliche Anzahl solcher Casino's besehen, wählte ich das eleganteste und mithin theuerste. Es hatte dem englischen Gesandten, Lord Olderens, gehört, der es bei seiner Abreise einem Koch für ein Billiges verkauft hatte. Dieser überließ es mir bis Ostern für hundert Zechinen Vorausbezahlung, unter der Bedingung, daß er mir die Mittags- und Abendmahlzeiten ausrichten würde, die ich etwa gäbe.

Dies Casino bestand aus fünf Zimmern vom höchsten Raffinement. Für jedes Begehr der Liebe, Leckerheit und Wollust war gesorgt. Die Speisen wurden durch ein heimliches Fenster

hineingereicht, das völlig versteckt war. Herrschaft und Domestiken konnten sich durchaus nicht begegnen. Das erste Zimmer war geschmückt durch Spiegelwände, Kronleuchter, einen prächtigen Trumeau über einem Marmorkamin, eingefaßt mit Tafeln von chinesischem Porzellan, welche Liebespaare in Gruppen darstellten, durch welche die Phantasie entzündet ward. Kleine Armsessel standen vor den Sophas, die rechts und links sich zeigten. Ein andres Zimmer, achteckig, überall mit Spiegelwänden ausgelegt, sogar an der Decke, ließ den nämlichen Gegenstand aus tausend verschiedenen Standpuncten erblicken. Daran stieß ein Alcoven mit zwei versteckten Ausgängen, deren einer zur Toilette, der andre zu einem Gelaß mit einer Badewanne und andern Bequemlichkeiten führte. Die Lambris waren entweder von feiner Holzarbeit, oder mit Blumen und Arabesken gemalt.

Nachdem ich dem Eigenthümer anempfohlen, Sorge für neue Bettüberzüge, Kronleuchter und Kerzen in allen Zimmern zu tragen, bestellte ich auf denselben Abend eine Mahlzeit für zwei Personen: acht Schüsseln, deren Wahl, wie das

Dessert, ich ohne Preisbestimmung frei gab, dazu Burgunder- und Champagnerwein. Nun mich mit dem Hausschlüssel versehend, befahl ich, daß bei meiner Wiederkehr ich Niemand sehen wolle. Das Abendessen sollte um zwei Uhr bereit seyn und aufgetragen werden, sobald ich die Klingel zöge. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß die Uhr in dem Alcoven mit einem Wecker versehen war. Trotz aller heißen Liebe fing der Schlaf bereits an, meiner Herr zu werden.

Nach diesen Anordnungen kaufte ich Pantoffeln und eine Nachthaube, doppelt mit Spitzen von Alençon besetzt. Die schönste Sultanin aus einem überirdischen Harem sollte nichts bei mir vermissen. Auch durfte sie mich, da ich ihr von einem eignen Casino gesprochen, durchaus nicht als Neuling finden.

Erstaunt sah mich der Koch um zwei Uhr Nachts allein eintreffen. Ich schalt, daß nicht, nach meinem Befehl, überall erleuchtet worden war. Es ward für das nächste Mal strengere Pünctlichkeit versprochen. Ich befahl, die Lichter anzuzünden und aufzutragen. Für zwei Personen? fragte der Wirth. Allerdings! antwortete

ich und verlangte dies erste Mal seine Anwesenheit, um ihn belehren zu können, womit ich zufrieden und womit ich unzufrieden war.

Das Abendessen kam gehörig in Gang, stets zwei Schüsseln zugleich. Ueberall machte ich meine Bemerkungen; aber ich fand keinen Tadel. Das Porzellan war sächsisch. Wildpret, Trüffeln, Austern, Wein, Alles verdiente Lob. Nur daß harte Eier, Endivien und Weinessig, um Salat zu bereiten, nicht besonders aufgetragen worden waren, fand ich auszusetzen. Das beschämte meinen Wirth, und er entschuldigte sich wegen des groben Versehens. Noch bestellte ich für das nächste Mal Pomeranzen, um den Punsch, der von Rum, nicht aber von Rac gemacht werden sollte, damit zu würzen. Nachdem ich zwei Stunden am Tische gesessen, verlangte ich die Rechnung. In einer Viertelstunde lief sie ein und war billig. Ich bestellte, mir Caffee zu bringen, sobald ich klingeln würde. Nun legte ich mich in das köstliche Bett im Alcoven. Dies und das gute Abendessen bewirkten mir einen trefflichen Schlaf. Schwerlich hätte ich sonst in den Vorempfindungen der nächsten Nacht Ruhe

gefunden. Am andern Morgen bestellte ich beim Weggehen noch die besten frischen Früchte, die zu haben wären, und Gefrornes. Damit mir der Tag nicht lang werden möchte, spielte ich, und auch hier ging mein Glück mit dem Glück in der Liebe gleichen Schritt.

Um ein Uhr Nachts verfügte ich mich zur Statue des Helden Celleau. Es war eine Stunde zu früh; aber ich wollte mir den Genuß des Erwartens verschaffen. Die Nacht, obwohl kalt, war köstlich und ruhig.

Um zwei Uhr erscheint eine Gondel mit zwei Rudern; eine Maske steigt aus und geht nach einigen Worten, die sie zum Steuermann gesprochen, der Statue entgegen. Aber es wundert mich, eine männliche Maske zu sehen. Ich weiche aus, und es ärgert mich, keine Pistolen bei mir zu haben. Die Maske geht zur Statue, wendet sich um, nähert sich und reicht mir so friedlich die Hand, daß ich nicht mehr zweifeln konnte. Der holde Engel hatte Mannskleider angelegt.

Sie lacht über meine Verwunderung und hängt sich an meinen Arm. Nun, ohne ein

Wort zu sprechen, eilen wir nach St. Marc, durchschneiden ihn die Queere und erreichen das Casino, etwa hundert Schritte vom Theater St. Moses.

Meine Befehle finde ich pünctlich erfüllt. Wir treten ein, und ich nehme die Maske ab. Aber M. M. findet ein Wohlgefallen daran, langsam durch alle Regionen des köstlichen Aufenthalts zu schleichen, der sie empfangen hatte. Dabei entzückte sie nicht wenig die Bewunderung, die ich auf alle Weise ihren Reizen angedeihen ließ, sie in jeder Stellung und Bewegung mit Entzücken betrachtend. Sie schien hingerissen von dem Zauber, der aus tausend Puncten zugleich sie in jeder ihrer Stellungen den eignen Blicken zeigte. Es war ein ihr neues Schauspiel, das mit Hülfe der Lichter sie in ihre eigne Person verliebt machte. Ich setzte mich auf ein Tabouret, um aufmerksam den Glanz ihres ausgesuchten Schmucks und Anzugs zu bewundern: Ein Kleid von rosenrothem Sammet, mit goldnen Aehren gestickt, eine reich gestickte Weste und Beinkleider von schwarzem Atlas; dabei die feinsten Spitzen, Schnallen mit Brillanten, einen

Solitaire von hohem Werth am kleinen Finger, und auf der andern Hand einen Ring, der unter einem hoch geschliffenen Crystall nichts denn einen weißen Taffet sehen ließ. Damit ich sie recht genau betrachten könne, stellte sie sich mir gegenüber. Nun durchsuchte ich ihre Taschen. Dort finde ich Tabatiere, Bonbonniere, Flacon, Zahnstocher-Etuis und Lorgnette, die mit ihrem Wohlgeruche die Luft würzten. Aufmerksam betrachte ich die Kostbarkeit und die Arbeit ihrer beiden Uhren und der Petschafte an der unvergleichlichen Kette. Auch die Rocktaschen untersuche ich. Hier sind Pistolen von feinster englischer Arbeit mit Schiebern, an welchen ein Ressort.

Alles, was ich an Dir sehe, mein geliebtes Mädchen, übersteigt Deine Persönlichkeit, sage ich. Aber mag es doch! Meine Seele bewundert den Großmüthigen, der Dir die Ueberzeugung geben will, Du seyst wahrhaft seine Gebieterin. —

Dasselbe hat er mir gesagt, als ich ihn bat, mich nach Venedig zu führen, und er setzte hinzu, sein Wunsch sey, daß ich mich vergnügen und

ſtets mehr überzeugen möchte, der verdiene meine Liebe, den ich zu beglücken im Begriff ſey. —

Faſt unglaublich ſcheint mir das. Ein Liebhaber ſolcher Art iſt in Wahrheit einzig. —

Jetzt laß mich allein, damit ich die Maske ablege. —

Nach einer Viertelſtunde kam ſie wieder in Mannskleidern, aber ohne Puder im Haar, das in ſchwimmenden Locken, durch ein ſchwarzes Band zuſammengehalten, bis zum Kniegürtel hinabwogte. In Frauenkleidern glich M. M. Henrietten, in Mannskleidern einem Gardeofficier, Namens l'Etorière, den ich in Paris kannte, oder vielmehr einem Antinous, wenn die franzöſiſche Tracht die Täuſchung erlaubt hätte.

Der Anblick ſo vieler Reize entſeelte mich. Zum Sopha eilend, lehnte ich meine Hand gegen den Kopf. Alle meine Hoffnungen ſchwinden, ſagte ich. Nimmermehr wirſt Du die Meine. Noch in dieſer Nacht wird ein ungünſtiger Zufall Dich mir entreißen. Irgend ein Wunder tritt ein, Deines Geliebten Eiferſucht, oder ſonſt ein Ereigniß. Ich fühle mich aufgelöſet, gleich als ob ich kaum noch eine Stunde leben könnte. —

Bist Du nicht thöricht? — Im Augenblicke, wenn Du willst, werde ich die Deine. Wiewohl wir nichts genossen haben, können wir uns doch sogleich niederlegen. —

Sie fror, und ich rieth, uns an den Kamin zu setzen. Als sie sagte, sie habe keine Unterweste angezogen, nahm ich das Herz, das, mit Brillanten besetzt, ihre Hemdkrause hielt, hinweg, und ehe meine Augen es sahen, fühlten meine Hände, wie nichts, als das Hemde, die beide Lebensbäche, welche ihre Brust schmückten, gegen die rauhe Luft schirmte. Ich entbrannte, aber ein Kuß und die Worte: nach dem Abendessen! beruhigten mich.

Ich klingele, und ihr Erschrecken bemerkend, zeige ich die Vorrichtung des Schiebers für die Speisen. Kein Mensch sieht Dich, setze ich hinzu. Du magst es Deinem Geliebten sagen, dem dies Geheimniß vielleicht neu ist. —

Nein, er kennt es sehr wohl, aber er wird Deine Aufmerksamkeit bewundern, Dich für kundig in der Kunst des Gefallens erklären und sagen, daß ich nicht die Einzige sey, welche mit Dir die Annehmlichkeiten dieses Casino theilt. —

Darin hat er Unrecht. Nur allein habe ich bis jetzt hier gespeist und geschlafen; ich hasse das Lügen. Zwar bist Du nicht meine erste Leidenschaft, aber Du wirst meine letzte seyn. —

Wie wird mich Deine Beständigkeit beglücken! Mein Geliebter ist beständig, er ist gut und er ist sanft. Aber mein Herz hat er leer gelassen. —

Auch sein Herz muß leer geblieben seyn. Denn mir gleichend, hätte er eine Abwesenheit, wie die jetzige, nicht dulden können. —

Er liebt mich, wie ich Dich. Glaubst Du an meine Liebe? —

Ich glaube daran, aber trotz dem wirst Du nicht dulden, daß....

Schweig! Ich weiß, Alles vergeben muß ich Dir, wenn Du mir nichts verbirgst. Die Gewißheit, daß kein Verlangen von Dir ungestillt bleiben soll, beglückt mich mehr, wie der Gedanke, eine himmlische Nacht mit Dir zu theilen. Es wird die erste meines Lebens seyn. —

Und Du hast noch keine Nacht mit Deinem würdigen Geliebten genossen? —

Dankbarkeit, Freundschaft und Gefälligkeit

waren die Mitgenoſſen jener Nächte. Beglücken kann ja nur die Liebe. Dennoch gleicht Dir mein Geliebter. Sein Geiſt, heiter, ſtets belebt, nähert ſich dem Deinen. Auch ſeine Geſtalt und ſein Weſen nehmen ein. Doch in dieſen Stücken weicht er ſehr ab von Dir. Ferner halte ich ihn für reicher, als Dich, obwohl dies Caſino das Gegentheil vermuthen läßt. Glaube jedoch nicht, daß ich Dich minder achte, weil Du Dich des Heldenmuths unfähig erklärt haſt, mir eine ſolche Entfernung zu geſtatten, wie mein Freund ſie mir gewährt. Ich weiß vielmehr, daß Du dann mich nicht lieben würdeſt, wie Du mich innig genug liebſt, um mir eine andre meiner Phantaſien mit gleicher Nachſicht zu geſtatten. —

Ob ihn wohl die einzelnen Vorfälle dieſer Nacht neugierig machen? —

Er wird glauben, mir eine Gefälligkeit zu erzeigen, wenn er ſich darnach erkundigt, und ich werde ihm Alles ſagen, nur das nicht, was ihn demüthigen könnte. —

Nach dem Abendeſſen, mit welchem M. eben ſo ſehr, wie mit dem Glacee und Auſtern zufrieden war, machte ſie Punſch. M. den Kaum

hatten wir einige Gläser getrunken, als ich sie bat, zu überlegen, daß wir nur sieben Stunden vor uns hätten.

Wir eilten in den Alcoven, den zwölf Kerzen erhellten. Hier übergab ich meine Nachthaube und bat M. M., sie sich als Frau aufzusetzen. Sie dagegen verlangte, daß ich mich nicht im Alcoven, sondern im Zimmer auskleide, bis sie, im Bette liegend, mich rufen würde. Es geschah nach zwei Minuten. Gespräche, zärtlich und rührend, füllten die Pausen der Liebe aus. Was ich Neues in ihren Armen erfuhr und lernte, beschränkte sich auf jene geheimsten Tiefen der Natur und der Seele, die der glückliche Moment allein hervorzaubert. Im trunknen Erwachen erhob sie die Augen wie bis zum dritten Himmel, als sey sie den Wesen ihren Dank schuldig, welche die Kühnheit, mit welcher sie mir ihre Leidenschaft entdeckt, durch solche Wonnen belohnt hatten.

Schnell kleideten wir uns an. Als ich ihr die Haube in die Tasche steckte, versicherte sie mich, daß ihr dies Andenken stets theuer bleiben würde. Nach dem Caffee führte ich sie zum

Platze St. Johannes und Paulus und versprach einen Besuch am nächstfolgenden Tage. Nachdem sie in die Gondel gestiegen, ging ich nach Hause. Acht Stunden Schlaf stellten mich wieder her.

Am Nachmittage des nächstfolgenden Tages eilte ich zum Sprachzimmer, meine Geliebte zu rufen, die augenblicklich erschien, aber nur, um mir zu sagen, daß ich mich auf der Stelle entfernen möchte, weil sie ihren Geliebten erwarte. Dafür solle ich morgen wiederkommen. Ich gehe. An der Brücke sehe ich eine Maske aus einer großen Gondel steigen, von deren Steuermann ich wußte, daß er beim französischen Gesandten in Dienst stehe. Er trug keine Livree, und die Gondel war einfach, wie alle Gondeln, welche Venetianern gehören. Ich wende mich um und sehe die Maske nach dem Kloster gehen. Alle Zweifel schwinden mir, und ich kehre nach Venedig zurück, froh der Entdeckung, daß dieser Gesandte mein Vorgänger gewesen. Aber meiner M. M. wollte ich nichts sagen.

Als ich am andern Morgen sie besuche, höre ich, ihr Geliebter habe bis zu Weihnachten Ab-

ſchied von ihr genommen. Er wollte nach Padua reiſen, aber Alles war veranſtaltet, daß wir uns ſeines Caſino bedienen konnten.

Und weshalb nicht des Caſino in Venedig? —

Nicht vor ſeiner Rückkehr. Er hat mich darum gebeten, und er iſt ungemein behutſam. —

Gut! Aber wann ſehen wir uns im hieſigen Caſino? —

Sonntag, wenn Du willſt. —

In der Dämmerung werde ich mich einfinden und werde leſen, bis Du kömmſt. Haſt Du Deinem Geliebten geſagt, daß mein Caſino Dir gefallen? —

Alles habe ich ihm geſagt; nur ein Umſtand beunruhigt ihn. Meine jungfräuliche Ehre darf nicht bloßgegeben werden. Du verſtehſt mich. —

Ich werde das künftig bedenken, obwohl ich es bis jetzt nicht gethan. Da neun Tage vor Weihnachten die Masken abgelegt werden, muß ich Dein Caſino in der Gondel beſuchen. Zu Lande kommend, möchte man mich für den erkennen, der oftmals in der Kirche geſehen worden iſt. —

Gut überlegt! Du ſollſt Dir das Ufer bald merken. Auch während der Faſten darfſt Du kommen. —

Nun geriethen wir in ein Geſpräch über dieſen und andre Religionsgegenſtände, aus dem ich abnahm, wie die Schriften von Bolingbroke, Charron und andern Autoren, welche meine Geliebte von ihrem Anbeter empfangen, ihren Sinn mehr denn frei, faſt freigeiſteriſch gemacht hatten. Sie fühlte jetzt das doppelte Bedürfniß, ihr Gewiſſen zu beſchwichtigen und ihre ſinnlichen Neigungen zu befriedigen.

Nachdem ich den Beſuch im Caſino zugeſagt, kehrte ich nach Venedig zurück. Am Sonntage Nachmittags umfuhr ich die Inſel. Ich wollte verſuchen, das Ufer von ihrem Caſino und von dem kleinen Kloſterausgange zu entdecken. Aber jenes lernte ich erſt in den neun Tagen, dieſes nach ſechs Monaten unter Lebensgefahren kennen.

Um ein Uhr Nachts betrat ich meinen Tempel der Liebe und beſchäftigte mich, bis meine Angebetete erſchien, mit ihrer Bibliothek. Unter den wenigen, aber ausgeſuchten Büchern fand ich

die Schriften aller Philosophen, welche gegen die Religion geschrieben hatten, und Werke, welche die Freuden der Liebe mit dem wollüstigsten Pinsel malten, auch Foliobände mit lüsternen Kupfern, z. B. den portier des chartreux, die Kupfer von Meursius und Aloysia Signa Toletana. Eine Stunde verging mir wie ein Augenblick.

Das Eintreten der M. M. im Nonnenkleide machte mich laut aufschreien. Wir speisten und verabredeten vor dem Schlafengehen, daß wir uns am ersten der neun Tage wiedersehen wollten, wo der geschlossenen Theater wegen keine Masken getragen werden. Sie gab mir den Schlüssel zum Eingange von der Uferseite. Ein blaues Band am Fenster sollte mir bei Tage als Zeichen dienen, Nachts die Thür zu finden. Aber daß ich bis zur Rückkehr des Geliebten meiner M. M. in dem Casino wohnen blieb, hob ihre Freude auf den Gipfel. Ich sah sie während der zehn Tage meines dortigen Aufenthalts viermal und vertrieb meine Zeit durch Lesen und durch Briefe, die ich an C. C. schrieb. Aber meine Liebe zu dieser war sehr beruhigt worden. Ihre

Nachrichten über M. M. erregten mir das meiste Interesse. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich die Bekanntschaft dieser Nonne nicht fortgesetzt. Als Grund gab ich Besorgniß an, entdeckt zu werden. So nöthigte ich immer mehr zur Geheimhaltung der Sache.

Es ist unmöglich, zwei Schönen zugleich zu lieben, und es ist unmöglich, nicht zu erkalten bei zu leichter Gewährung und zu langer Entbehrung. Die Schwierigkeit, welche es kostete, M. M. zu sehen, hielt meine Liebe in Kraft. Stets glaubte ich sie zu verlieren und theilte ihr meine Besorgniß mit, daß irgend jemand uns verrathen könne. Aber sie behauptete, jede Nonne dürfe sich in ihrer Zelle sogar gegen die Aebtissin unzugänglich machen. Eine Feuersbrunst allein könne das Geheimniß verrathen. Sie freute sich, dahin gelangt zu seyn, daß ihre dienende Schwester, noch eine andre Schwester, die sie mir niemals nennen wollte, und der Gärtner gewonnen sey. Das Alles hatte das Geld ihres Geliebten bewirkt, der auch für die Personen im Casino und für den Gondelführer haftete.

Fünftes Capitel.

Der Abbé Bernis. — C. C. tritt wieder auf.

Am heiligen Abend vor Weihnachten erfuhr ich von meiner Geliebten die nahe Ankunft ihres Anbeters. Am Stephanstage wollte sie mit ihm zur Oper gehen und am dritten Feiertage im Casino in seiner Gesellschaft zu Abend speisen. Den letzten Jahrestag widmete sie mir. Dies mir sagend, gab sie mir einen Brief, mit der Bitte, denselben erst zu lesen, wenn ich sie und Muran würde verlassen haben.

Eine Stunde vor Tagesanbruch packte ich meine Sachen zusammen und bezog abermals die Wohnung bei Bragadin. Ungeduldig, den Brief

zu leſen, ſchloß ich mich ſogleich ein. Dies war ſein Inhalt:

„Etwas gekränkt hat mich Deine geſtrige Aeußerung wegen des Geheimniſſes über meinen Geliebten durch die Worte: „„Du gäbeſt mir den Geiſt frei, ſobald Du nur meines Herzens gewiß ſeyſt.““ Dieſe Unterſcheidung ſcheint mir ein wenig ſophiſtiſch. Findeſt Du ſie nicht auch ſo, dann kannſt Du mich unmöglich vollkommen lieben. Ich bin einmal nicht ohne meinen Geiſt. Wie willſt Du mein Herz lieben, wenn es nicht einig iſt mit dieſem? Kann Deine Liebe trotz dem damit fertig werden, ſo ſcheint ſie nicht die zarteſte zu ſeyn.“

„Aber damit nie eine Möglichkeit eintrete, daß Du mich einer Unwahrheit zeiheſt, ſo will ich Dir ein Geheimniß enthüllen, das meinen Freund betrifft, und deſſen Mittheilung er gewiß für unmöglich hält, denn es iſt ein Verrath. Du aber wirſt mich deshalb nicht minder lieben. Ich ſoll nun einmal ſchwanken, ob ich Dich oder ihn hintergehe; und die ſtärkere Liebe hat geſiegt. Aber nicht blindlings ergab ich mich. Die Grün-

de werden Dir einleuchten, welche der Wage für Dich den Ausschlag gaben."

„Seitdem ich Dich näher zu kennen verlangte, mußte ich mich meinem Freunde entdecken. Seine Gefälligkeit war nicht zu bezweifeln. Dein erster Brief, in welchem Du die Zusammenkunft am Sprachgitter wähltest, gab ihm eine hohe Meinung von Dir. Auch billigte er, daß nach der ersten Zusammenkunft Du das Casino von Muran vorzogst. Aber nun mußte ich ihm erlauben, Zeuge unsrer ersten Zusammenkunft von einem Gelaß aus zu werden, woselbst er unbemerkt Alles sehen und hören konnte, was vorging und gesprochen ward. Kein Mensch entdeckt dies Cabinetchen, auch Dir war es während der zehn Tage entgangen, da Du jenes Casino bewohntest. Aber am letzten Tag im Jahre sollst Du es sehen. Sage, ob ich die Forderung abschlagen konnte? Ich willigte ein und mußte natürlich Dir Alles verschweigen. Nun weißt Du denn, daß nichts von dem, was bei unsrer ersten Zusammenkunft vorgefallen war, meinem Geliebten entgangen ist. Aber das darf Dir nicht zuwider seyn. Dein Benehmen hat ihm nicht minder ge-

fallen, wie Dein einnehmendes Scherzen. Meine Sorge, als das Gespräch auf seinen Charakter fiel, war nicht klein; doch was Du sagtest, konnte ihm nur schmeicheln. Dies ist Alles, was ich Verrätherisches zu bekennen habe, und je weniger es Dir Nachtheil gebracht hat, um so mehr darfst Du es mir als verständiger Mann und mein Geliebter vergeben. Mein Liebhaber hegt das größte Verlangen, zu erfahren, wer Du bist. Du warst ungezwungen und liebenswürdig in jener Nacht. Wer weiß, wie Du dich betrugst, wenn Dir die Gegenwart eines Zeugen bekannt war. Vielleicht wärst Du nicht einmal gekommen."

„Jetzt aber muß ich Alles für Alles wagen und mich beruhigen, indem ich mich gegen jeden Vorwurf verwahre. Wisse also, theurer Freund, daß mein Geliebter am letzten Jahrestage wieder in unserm Casino gegenwärtig seyn und daß er es erst mit Tagesanbruch verlassen wird. Du siehst ihn nicht; er aber sieht Alles. Da er nicht ahnen darf, daß Du unterrichtet worden, so kömmt Alles darauf an, daß Du natürlich und unbefangen bleibest. Denn sonst er-

räth mein Freund, der Deinen Geist bereits kennt, daß ich das Geheimniß Dir entdeckt habe. Sey daher vor allem in Deinen Aeußerungen behutsam. Er besitzt alle Tugenden, nur nicht die theologischen. So darfst Du denn von Literatur, Politik und Reisen sprechen, auch Anekdoten nach Belieben erzählen; sie werden ihm gefallen."

„Am meisten ängstet mich der Gedanke an die zärtlichen Stunden. Meine Furcht ist grenzenlos. Wirst Du einen Zeugen dulden können, und wird nicht das mich verrathen? Ich werde die folgende Nacht nicht schlafen und ich komme nicht zur Ruhe, bevor ich Deine Antwort habe. Ist es Dir nicht möglich, wenn Du einen Zeugen ahnest, meinen Geliebten darzustellen, so hoffe ich, meinen Freund überreden zu können, Deine Liebe sey erkaltet, und vielleicht glaubt er es."

Dieser Brief machte einen sonderbaren Eindruck auf mich; aber nach gehöriger Ueberlegung mußte ich lachen. Es wäre vielleicht nicht geschehen, wenn ich den Mann genauer gekannt hätte, welcher Zeuge meiner Liebesthaten seyn wollte. Ueberzeugt, M. M. würde bis zum

Empfange meiner Antwort in Angst seyn, schrieb ich auf der Stelle diese Worte:

„Du sollst noch Vormittags die Antwort auf Deinen Brief erhalten, mein holder Engel, und sollst ohne Beunruhigung speisen. Ich werde die letzte Nacht des Jahres mit Dir zubringen, und Dein Geliebter soll keinen Grund erhalten, zu glauben, daß Du sein Geheimniß verrathen. Sey gewiß, daß ich meine Rolle meisterhaft spielen werde. Wenn der Mensch einmal beständig seiner Vernunft unterthänig seyn, wenn er nichts beginnen soll, ohne sie befragt und zur Lenkerin erwählt zu haben, so begreife ich nicht, wie Schaam einen Mann abhalten kann, einer schönen Frau in Gegenwart eines Dritten Zärtlichkeiten zu erweisen. Dennoch war es gut von Dir, mich beim ersten Male nicht benachrichtigt zu haben. Ich wäre den Vorschlag nicht eingegangen, weil er mir mit der Ehre unverträglich erscheinen, weil es aussehen mußte, als wolltest Du Deinem Freunde nur eine Gefälligkeit erweisen, wenn ein so sonderbarer Geschmack ihn beherrschte. Ja, mich hätte dieses Vorherwissen so gegen Dich einnehmen können, daß ich viel-

leicht auf immer von meiner Liebe wäre geheilt worden, die in dem Augenblick erst zu keimen begann. Das sind die Eigenheiten des menschlichen Herzens. Der jetzige Fall aber ist anders. Alles, was Du von Deinem liebenswürdigen Freunde mir gesagt, hat ihm auch meine Freundschaft erworben. Wenn Schaam Deine Zärtlichkeit nicht dämpft, wie sollte mir es begegnen? — Kann der Mensch über seinen eignen Ruhm erröthen? So vermag auch ich nicht über die Eroberung, welche ich an Dir gemacht, zu erröthen. Also getrost! Alles wird gut gehen. Lebe wohl! Ich siegle schnell und gebe augenblicklich diesen Brief in Dein Casino ab."

Ich verlebte die sechs Tage meiner Ferien mit Freunden in der Redoute. Weil ich nicht Bank auflegen durfte, denn dies war nur Patriziern gestattet, verlor ich unaufhörlich. Wer pointirt, muß verlieren. Die Einbuße von beinahe zweitausend Zechinen erhöhte meine Liebe.

Am verabredeten Tage, zur gewöhnlichen Stunde, fand ich meine Schöne auf dem Casino, mit dem Rücken gegen den Kamin stehend, in den Kleidern einer Dame aus der großen Welt.

„Mein Freund ist noch nicht angekommen; aber wenn er eintritt, werde ich Dir mit den Augen winken," sagte sie.

Wo ist der Ort, der ihn verbirgt? —

Siehe die Lehne dieses Canapees. Alle diese erhobenen Blumen sind durchbohrt. Die Löcher gehen nach dem dahinter liegenden Cabinet. In diesem befindet sich ein Bett, ein Tisch und was ein Mensch sonst braucht, der sechs bis sieben Stunden belauschen will, was hier vorgeht. Du sollst es gelegentlich sehen. —

Hat Dein Geliebter es anlegen lassen? —

Nein. Er konnte nicht voraussehen, daß er jemals Gebrauch davon machen würde. —

Die Haare der M. M. waren diesmal sehr ungezwungen frisirt; ein himmelblaues Kleid machte ihren ganzen Schmuck. Im Ohr hingen ihr Brillanten; der Hals war völlig bloß, und eine leichte Gaze zeigte da, wo die schöne Theilung begann, das glänzendste Weiß. Das sittsame Lächeln des schüchternen Gesichts sagte: dies ist das Wesen, welches Du liebst. Sie hatte ganz wenig Roth aufgelegt, wie die Damen zu Versailles pflegen. Das Reizende dabei ist die

Leichtigkeit, mit welcher die Sache behandelt wird. Es soll den Augen als Vorbote holder Trunkenheit entgegenleuchten, die selige Augenblicke verheißt. M. M. sagte mir, ihrem Geliebten zu gefallen habe sie das Roth aufgelegt. Ich sagte ihr, darnach sey ich geneigt, ihn für einen Franzosen zu halten, und in dem Augenblicke winkten mir ihre Augen. Der Freund war gekommen. Nun fing das Schauspiel an, und ich übertraf mich an Leichtfertigkeiten im Gespräch und im Handlungen, zwischen die das Abendessen eingeschoben ward. Sie verwandelte sich zur Bachantin und legte am Morgen, im höchsten Grade erschöpft, ihre Nonnenkleider an, nachdem sie mich gebeten hatte, auf dem Casino zu schlafen und ihr vor der Abreise nach Venedig mein Befinden zu melden. Auch sie wollte mir sogleich schreiben. Ich folgte, und erst nach einer halben Stunde hörte ich sie das Haus verlassen. Gewiß war sie die Zeit über bei ihrem Freunde geblieben.

Ich schlief bis spät Abends, und kaum erwacht, schrieb ich meiner Geliebten, daß ich mich wohl befände. Dann ging ich nach Venedig und suchte den Maler auf, der mich für C. C. gemalt

hatte. In drei Sitzungen hatte er mein Gemälde vollendet. Es sollte, versehen mit dem Bilde eines Heiligen, der es verbarg, ein Medaillon bilden; aber ich gab dem Goldarbeiter an, das Geheimniß, wie mein Bildniß sichtbar wurde, anders einzurichten, wie bei dem Ringe. Ich ließ eine Verkündigung malen und legte eine Idee zum Grunde, der späterhin auch der berühmte Maler Mengs gefolgt ist in der Verkündigung, die er zwölf Jahre später zu Madrid malte.

Am zweiten Tage im Jahre ging ich, bevor ich das Casino besuchte, zu Laura, um einen Brief für C. C. abzugeben. Auch von ihr empfing ich ein Schreiben, über das ich lachen mußte. Nicht bloß in die Geheimnisse der Sappho, auch in die Metaphysik hatte M. M. jenes Mädchen eingeweiht. Sie fing an, Freigeist zu werden, und schrieb mir unter andern, daß sie ihrem Beichtvater nichts ferner entdecke, weil sie ihm ihre Geheimnisse nicht anvertrauen, aber auch nicht lügen wolle. Darauf hatte er ihr gesagt, sie scheine mit ihrem Gewissen nicht mehr zu Rathe zu gehen, und ihre Antwort war

gewesen, sie wisse ihm nichts zu sagen. Aber wenn er darauf beständе, so wolle sie absichtlich einige Sünden begehen, um ihm beichten zu können.

Auf dem Casino fand ich einen Brief der M. M., worin sie mir ihre Freude über die Nachricht von meinem Gesundheitszustande mittheilte, wegen dessen sie besorgt gewesen war. Dann theilte sie mir den Wunsch mit, in meiner Gesellschaft nach der Oper zu gehen. Auch die mit ihrem Geliebten getroffene Verabredung, daß er und ich, wenn wir das Casino besuchten, fragen sollten, ob schon jemand dort sey, erfuhr ich in dem nämlichen Briefe. So konnten wir uns niemals kreuzen. Zum Schlusse sagte sie mir: „Ich liebe Dich bis zur Anbetung; ich küsse die Luft und bilde mir ein, daß Du es seyst; ich verlange nach einem Gemälde von Dir. Hoffentlich wird Dir das meine gleich theuer seyn. Wir sind einmal für einander geschaffen, und ich zürne auf mich selbst bei dem Gedanken, daß ich vielleicht der hindernde Theil bin. Hier empfängst Du den Schlüssel zu meinem Secretaire. Eigne Dir das zu, was die Aufschrift: für meinen

Engel, trägt. Es ist ein kleines Geschenk, womit ich nach dem Wunsche meines Freundes das schöne Nachthäubchen erwidern soll. Lebe wohl!"

Der kleine Schlüssel, welcher in dem Briefe lag, öffnete ein Schreibkästchen im Zimmer meiner Geliebten. Neugierig, die Art des Geschenkes kennen zu lernen, welches sie nach dem Willen ihres Freundes mir machen sollte, öffne ich und finde das Paket. Es enthielt einen Brief und ein Etuis. Hier der Inhalt des Briefes:

„Was Dir dies Geschenk werth machen muß, mein Theurer, das ist mein Bild. Weil mein Freund es doppelt besitzt, beraubt er sich dessen einmal, damit es in Deine Hände komme, die er dieses Besitzes so würdig hält. Die kleine Dose wird Dir mein Gemälde zwiefach zeigen; auf dem Boden derselben siehst Du mich als Nonne, aber ein Druck gegen die Seitenwand hebt den Boden und zeigt mich in meinem natürlichen Zustande. Unmöglich kann eine Frau Dich mehr lieben, wie ich Dich liebe. Unser Freund begünstigt die Neigung zu Dir. Ich weiß nicht, wer mich mehr beglückt, ob mein Freund, oder mein

Geliebter. Ich möchte keinen über den andern erheben."

In dem Etuis fand ich eine goldne Dose, noch mit Spuren von spanischem Tabak bestreut. Alles verhielt sich, wie M. M. es beschrieben hatte. In der Gestalt der Magdalene von Correggio lag sie auf einem seidnen Polster, nach einem Amor blickend. Es war ein Geschenk, dessen ich mich kaum würdig hielt. Ich schrieb ihr einen Brief, angefüllt mit den Empfindungen einer überschwenglichen Dankbarkeit. Der kleine Schreibkasten enthielt außerdem in verschiedenen Schubläden ihre Diamanten und vier mit Zechinen angefüllte Geldbörsen. Die edle Verfahrungsweise bewundernd und Alles wieder verschließend, kehrte ich als ein Glücklicher nach Venedig zurück und würde es geblieben seyn, wenn ich mich des Spiels enthalten hätte.

Jetzt war auch das Gemälde der Verkündigung nach meinem Wunsche in ein Medaillon gebracht, und die Oeffnung, durch welche man die Schnur zog, um es am Halse zu tragen, verbarg die geheime Vorrichtung. Nach einem Ziehen der Schnur schwand das Gemälde der

Verkündigung, und mein Bild ward sichtbar. Damit mein Bild nicht kümmerlich erscheinen möchte, fügte ich eine sechs Ellen lange Goldkette hinzu, und nun verfügte ich mich am Epiphanientage nach der schönen Bildsäule, welche die Republik dem berühmten Helden Calnoni errichten lassen, nachdem er, wenn die Geschichte nicht lügt, zuvor vergiftet worden. Die Sentenz: sit divus, modo non vivus, wird dauern, so lange es Monarchen gibt.

Pünctlich stieg, wie immer, M. M. aus ihrer Gondel; sie hatte für eine gute Damenmaske gesorgt. Wir besuchten die Oper St. Samuel und gingen, als das zweite Ballet getanzt worden war, nach dem Ridotto. Der Anblick der patrizischen Damen, die, ihrem Stande nach, unverlarvt erscheinen durften, gewährte der Geliebten Freude. Nachdem wir eine halbe Stunde umhergegangen, verfügten wir uns in das Spielzimmer. M. M. verweilte bei der Bank des Momelo Mocenigo, damals des schönsten unter allen jungen Patriziern, die das Spiel liebten. Er saß nachlässig am Tisch und wandte das Gesicht nach dem Ohr einer benachbarten Dame,

deren Verehrer er war; sie hieß Marine Pisani.

M. M. fragte mich, ob ich spielen wolle, und als ich es verneinte, fuhr sie fort, ich müsse mit ihr in Gesellschaft spielen. Ohne meine Antwort abzuwarten, zog sie ihre Börse und besetzte irgend eine Karte mit einer Rolle. Der Banquier mischt, zieht ab, und die Karte der M. M. gewinnt. Die schöne Spielerin versucht es nun mit einem Paroli. Der Banquier zahlt aus, nimmt ein neues Spiel zur Hand und redet seiner Nachbarin in das Ohr, gleichgültig gegen die vierhundert Zechinen scheinend, welche M. M. auf die Karte gesetzt. Da der junge Mann sein Gespräch fortsetzt, sagt meine Geliebte zu mir: „Unser Spiel ist dem Herrn zu unbedeutend." Damit nimmt meine Nachbarin die Karte weg und geht. Ich streiche das Geld ein, und der Banquier sagt: „Ihre Maske nimmt es sehr streng". Ich gehe ohne Antwort zu meiner schönen Spielerin, die ich zahlreich umgeben finde.

Nun gingen wir zur Bank des gleichfalls jungen und schönen Pietro Marcello, dem die Schwester Momelo's, Madame Venier, zur Seite

saß. M. M. spielt und verliert hinter einander fünf Rollen. Jetzt erschöpft, greift sie in meine Tasche, worin sie die vierhundert Zechinen findet, und nimmt davon, so viel sich fassen läßt. In vier bis fünf Taillen hat sie die Bank beinahe erschöpft. Nun geht sie, und der Banquier gratulirt zu dem Glücke. Nachdem ich alles Geld eingesteckt, biete ich meinen Arm, und wir gehen zum Abendessen. Aber weil uns einige Neugierige verfolgen, nehme ich eine Gondel, die ich mir bestellt hatte. Dadurch allein entgeht man neugierigen Spähern zu Venedig.

Nach dem Abendessen finde ich beim Ueberzählen, daß auf mich tausend Zechinen kommen. Den Antheil meiner Geliebten mußte ich in Röllchen packen, in ihr Schreibkästchen schließen und den Schlüssel zu mir nehmen. Darauf übergab ich das Medaillon, und als M. M. mir Vorwürfe machte, ihr mein Bild noch nicht geschenkt zu haben, entdeckte ich das Geheimniß, wodurch es sichtbar ward. Sie gerieth außer sich vor Freude, dies Gemälde zu besitzen, das sie ungemein gleichend fand.

Mir zu beweisen, daß sie auch Dichterin

ſey, ſchrieb M. M. einige Verſe nieder, und ich mußte bewundern, wie dieſe Venetianerin in ihrem drei und zwanzigſten Jahre bei der Kloſtererziehung in ſolchem Grade mit der Mythologie vertraut ſeyn konnte. Dann forderte ſie mich auf, ihre Klugheit und Mäßigung beim Spiele zu bewundern.

Nachdem wir die Nacht der Liebe geweiht hatten und ſie weggegangen war, konnte ich mich nicht beruhigen; ich machte mich auf den Weg, meine ſchreiendſten Schulden zu bezahlen. Kaum kennt ein Verſchwender größere Freude, als wenn es ihm möglich wird, gewiſſe Schulden abzutragen. Das Glück meiner Geliebten vererbte ſich die ganze Zeit hindurch auf mich fort.

Als ich drei Tage nach den h. drei Königen mich zum Caſino in Muran verfügte, um in das Schreibkäſtchen meiner Geliebten zehn bis zwölf Rollen zu legen, fand ich eine Dienerin, die mir einen Brief gab. Einen zweiten brachte mir Laura von C. C.

M. M. theilte mir beruhigende Nachrichten über ihren körperlichen Zuſtand mit und wünſchte unterrichtet zu ſeyn, ob der Goldarbeiter, von

dem ihr Medaillon herrührte, vielleicht einen Ring mit dem Bilde der heiligen Catharina gefertigt habe, der gleichfalls ein Gemälde verberge. Sie wünsche das Geheimniß zu erfahren. Eine Kloster-freundin von ihr besäße einen solchen Ring, und den wünsche sie zu besitzen. Alles sagte ich zu; aber sonderbar genug setzte mich folgender Brief der C. C. durch das seltsame Zusammentreffen in Verlegenheit; er war zwei Tage später, als der erstere, geschrieben.

„Wie ich mich freue, daß Du meine theure M. M. liebst! Sie besitzt ein Medaillon in der Größe meines Ringes. Von niemand, denn von Dir, kann sie dies Geschenk erhalten haben. Es muß Dein Bild verschließen. Gewiß rührt die Verkündigung von dem Maler meiner Catharina her. Auch der Goldarbeiter ist ohne Zweifel der nämliche, und Du mußt ihr das Angebinde geschenkt haben. Froh dieser Entdeckung, wollte ich ihr nicht wehe thun, wenn ich ihr das Geheimniß mittheilte. Aber meine Freundin, entweder offner oder neugieriger, hat es anders gemacht. Sie behauptete, meine Catharina müsse heimlich das Bild der Person enthalten, die mir

das Geschenk gegeben. Ich gestand ihr, den Ring von meinem Geliebten empfangen zu haben, aber von dem Bilde desselben sey mir nichts kund. Nun versprach sie mir, daß, wenn sich Alles verhielte, wie sie vermuthete, und wenn mir die Sache nicht unangenehm sey, so wolle sie das Geheimniß schon an den Tag bringen und mir zugleich das ihrige mittheilen. Ueberzeugt, ihr Vorhaben würde nicht gelingen, überließ ich den Händen meiner Freundin den Ring. In dem Augenblicke ward ich abgerufen, und Nachmittags erhielt ich mein Kleinod mit dem Zusatze zurück, daß M. M. nichts daran habe entdecken können; aber ein Gemälde sey darin verborgen. Das glaubt sie fest; doch von mir soll sie nichts erfahren. Wenn sie Dein Bild sähe, so erriethe sie Alles, und ich müßte bekennen, wer Du bist. Es ist mir nicht angenehm, daß ich ein Geheimniß vor ihr bewahren soll. Aber es kränkt mich keineswegs, daß sie Dich liebt, noch daß Du sie liebst. Mich schmerzt nur, daß Du am Gitter allein ihr Deine Liebe erweisen kannst. Gern überließe ich Dir meinen Platz. Dadurch könnte ich zwei Personen glücklich machen. Lebe wohl."

Ich gestand ihr nun, daß sie richtig errathen habe, und bat sie, das Geheimniß bei sich zu behalten. Auch setzte ich hinzu, daß meine Neigung zur M. M. die dauernde Liebe zu ihr nicht erschüttern könne. So wand ich mich durch, um die Intrigue zu unterhalten, deren nahe Auflösung mich die enge Freundschaft der beiden Geliebten besorgen ließ.

Durch Laura hatte ich von einem Balle gehört, welcher an einem gewissen Tage im großen Sprechzimmer des Klosters gefeiert werden sollte. Diesen wollte ich besuchen, und zwar maskirt auf eine Weise, daß keine meiner beiden Geliebten mich erkennen sollte. Sie zu sehen, war ich gewiß. Man gestattet nämlich zu Venedig in der Carnevalzeit den Nonnen dies unschuldige Vergnügen. Im Sprechzimmer wird getanzt, und die Schwestern bleiben im innern Verschluß als Zuschauerinnen. Wenn das Fest vorüber ist, entfernt sich Alles, und die Nonnen kehren in ihre Zellen zurück, zufrieden, daß sie das Vergnügen der Weltleute mit ansehen konnten. Der Ball wurde in derselben Nacht gegeben, auf welche M. M. mich nach ihrem Casino geladen-

Trotz dem war ich ihrer und der C. C. Anwesenheit gewiß.

Damit keine der beiden Freundinnen mich erkennen möchte, maskirte ich mich als Pierrot. Keine Maske verstellt glücklicher, sofern man nicht lahm oder verwachsen ist. Das weite Kleid, die langen und weiten Aermel, die faltigen Beinkleider verstecken Alles Unterscheidende im Wuchs. Die Mütze, welche über Kopf, Ohren und Hals gezogen wird, birgt Haare und Gesichtsfarbe. Ein Gazetuch, darüber gezogen, macht sogar unmöglich, die Augen zu erkennen.

Nachdem ich nichts als ein wenig Suppe gegessen, lege ich die Maske an, aller Kälte zum Trotz. Es gibt keinen leichtern Anzug, wie diesen, der aus bloßer Leinwand besteht. So lasse ich mich erst durch eine Gondel ein Stück Weges fahren, dann nehme ich, um zu wechseln, ein zweites Schiff und komme nach Muran. Ohne Mantel, hatte ich nichts in meinen Taschen, als Geldbörse, Schnupftuch und den Schlüssel vom Casino.

Kaum bin ich an das übervolle Sprechzimmer getreten, als jedermann der Maske

Platz macht, deren Vorbild man in Venedig so allgemein kennt. Ich dringe, wie es im Charakter der Maske liegt, vor und nahe mich dem Kreiſe der Tanzenden. Hier finde ich mehrmals einen Arlequin, Polichinell, Scaramuz und Pantalon. Ich gehe an die Sprachgitter aller Nonnen und Koſtgängerinnen, von denen einige ſtanden, andre ſaßen, ohne bei einer zu verweilen. Aber ich erkenne wohl M. M. und von der andern Seite ihre zärtliche Freundin C. C., welche, aufrecht ſtehend, das Schauſpiel betrachtete. Taumelnd, als ſey ich betrunken, machte ich einen Gang durch den Kreis der Verſammelten, jeden von Kopf bis zu Fuß betrachtend, obwohl ich ſelbſt ungleich ſorgfältiger betrachtet und gemuſtert ward. Alle Welt ſtudirte mich.

Bei einem artigen Mädchen in der Arlequinmaske verweile ich und faſſe ihre Hand auf etwas plumpe Weiſe, als ſolle ſie mit mir tanzen. Alles lacht und macht uns Platz. Sie tanzt allerliebſt, ganz im Charakter ihrer Maske. Ich in der meinigen mache der Geſellſchaft den größten Spaß, weil ich ſtets thue, als wolle ich jedem

Augenblick umfallen, und dann wieder das Gleichgewicht gewinne. Der allgemeinen Furcht folgt Gelächter. Nach der Menuet tanze ich so zwölf Tänze des Volks von Forli mit unglaublicher Anstrengung. Dann falle ich athemlos hin und thue, als ob ich schliefe. Alle Welt berücksichtigte den Schlaf des Pierrot, sobald man mich schnarchen hörte. Nun folgte ein Contretanz von einer Stunde, den ich vorüberlassen wollte. Aber ein Arlequin mit der ihm gestatteten Ungeduld fängt an, mit seiner Waffe mich auszuklopfen. Als Pierrot unbewaffnet, packe ich meinen Arlequin beim Gürtel und trage ihn schnell rennend durch das ganze Sprechzimmer, während er nicht abläßt, auf meinen H..... zu schlagen. Nun kömmt seine Arlequine, das artige Mädchen, mit welcher ich getanzt, ihm zu Hülfe und schlägt gleichfalls auf mich los. Jetzt gebe ich Arlequin frei, entwinde dem Mädchen ihr Holz und lade sie auf meine Schultern, indem ich auf ihren H..... klopfe. So laufe ich wie wüthend durch den Saal. Alles lacht, und meine Kleine schreit aus Leibeskräften. Sie fürchtet, ich werde fallen und dann aller Welt entweder ihre Lenden oder

ihre Beinkleiderchen zeigen. Aber ein impertinenter Polichinell störte den possirlichen Kampf. Ein Tritt, den er mir gibt, ist Ursache, daß ich falle. Alle Welt pocht ihn aus. Ich aber stehe auf und fange mit dem Unverschämten einen Kampf in allen Regeln an. Er war mir an Größe gleich. Aber ungeschickt und seiner Kräfte nicht mächtig, zwang ich ihn, das Feld zu räumen, nachdem ich ihm so geschickt die Knöpfe aufgerissen, daß er den falschen Bauch und H.... zurücklassen mußte. Unter lautem Händeklatschen und Gejauchze der Nonnen, denen solch Schauspiel wohl noch nie vorgekommen war, benutzte ich den Augenblick, mich davon zu machen.

Triefend von Schweiß, nahm ich eine Gondel, sperre mich ein und lasse mich bei der Ridotto absetzen, um einer Erkältung zu entgehen.

Die Nacht kündigte sich eben erst an; noch zwei Stunden mußten ablaufen, bis ich nach Muran zum Casino ging, und ich konnte kaum erwarten, das Erstaunen meiner Geliebten zu sehen, wenn sie mich als Pierrot erblicken würde. So schwärmte ich die ganze Zeit zwischen den

verschiedenen Banken umher. Ueberall spielte ich und gewann. Ueberzeugt, daß niemand mich kenne, gab mein ungezügelter Körper und Geist sich jedem thörichten Einfalle hin. Ich genoß die Gegenwart, ohne der Zukunft zu gedenken; ich verlachte jeden, der sich trauriger Sorge über sie hingibt.

Endlich sagt mir der Glockenschlag Zwei, daß die Liebe und daß eine auserlesene Abendmahlzeit mich mit neuen Freuden erwarten. Mit Taschen, von Goldstücken strotzend, verlasse ich das Ridotto, eile nach Muran und gehe zum Casino. Beim Eintreten in das bekannte Zimmer bilde ich mir ein, M. M. in Nonnenkleidern, den Rücken gegen den Kamin gekehrt, zu erblicken. Ich trete näher, um die Verwunderung ihres Gesichts zu lesen, und erstarre. Ich erblicke C. C. in Nonnentracht, die, noch mehr verwundert, denn ich, sich nicht regt. Ich sinke in einen Armsessel, um Zeit zu gewinnen, von meinem Erstaunen zu genesen und meine Geisteskräfte wieder zu sammeln. Als ich C. C. erblickte, war ich wie vom Blitz getroffen. Meine Seele, ohne sich zu bewegen, wie mein Körper,

schwankte in einem Labyrinth, das nicht zu entwirren war.

M. M., sagte ich, spielt mir diesen Streich. Aber wie konnte sie meine Liebe zur C. C. erfahren? Diese hat mein Geheimniß verrathen. Aber wenn das der Fall ist, wie kann sie mit solcher Stirn vor meine Augen treten? Wenn M. M. mich liebt, wie konnte sie sich des Vergnügens berauben, mich zu sehen, und wie konnte sie ihre Nebenbuhlerin mir senden? Das ist keine Probe von Wohlwollen; denn so weit treibt man dieses nicht. Es zeugt von bitter beleidigender Verachtung.

Vergeblich suchte meine Eigenliebe die Möglichkeit dieser Verachtung zu widerlegen. In finstern Mißmuth vergraben, erkannte ich mich geneckt, betrogen und verachtet zugleich. So schlich eine halbe Stunde in schweigendem Unmuth hin, während der sich meine Augen auf C. C. richteten, die, ohne ein Wort zu sagen, mich gleichfalls betrachtete, noch verlegner, noch mehr eingeschüchtert; denn sie konnte mich höchstens für die Maske gehalten haben, die im Sprachzimmer so thörichten Uebermuth getrieben.

Wahrhaft verliebt war ich in M. M. So leicht also konnte ich nicht die Eine für die Andre hinnehmen, obwohl mir es fern war, C. C. zu verschmähen, deren Verdienste sich mit denen der M. M. die Waage hielten. Ich liebte, ich verehrte sie; aber in dem Augenblicke war mir eine Andre zugedacht gewesen. Eine Verleugnung der Liebe, die meine Vernunft verwarf, durfte nicht eintreten. Ich ward verächtlich, wenn ich der C. C. schmeichelte. Die Ehre nicht nur verbot es mir; ich wollte mir auch das Recht erhalten, der M. M. einen Vorwurf zu machen, unsre Liebe so gleichgültig behandelt zu haben. Endlich mußte ich fürchten, sie und ihr Geliebter befänden sich in dem bewußten Cabinet.

Aber ein Entschluß war zu fassen nöthig. Ich konnte nicht die ganze Nacht so maskirt im beständigen Stillschweigen zubringen. Ich dachte daran, wegzugehen, annehmend, daß weder C. C. noch M. M. auf den Gedanken kommen würden, ich sey der Pierrot gewesen. Aber ich verwarf diesen Ausweg, sobald ich mir die Kränkung vorstellte, welche die schöne Seele der C. C. erdulden mußte, wenn sie erfuhr, daß ich wirklich der

Pierrot gewesen war. Sie konnte jetzt schon Zweifel hegen; und ich war ihr Gatte, ich hatte sie verführt. Diese Gedanken zerrissen mir die Seele.

Plötzlich fiel mir ein, M. M., sobald sie es für gut fände, würde das kleine Cabinet verlassen und würde erscheinen. Das bestimmte mich, zu bleiben. Ich nehme also das Kopftuch und damit meine Maske ab, so der reizenden C. C. mein Angesicht zeigend.

Nur Du konntest das seyn, sagte sie, und ich schöpfe Athem. Du schienst verwundert, als Du mich sahest. Du mußt also nicht geglaubt haben, mich hier zu finden. —

Ich hatte nicht die geringste Vermuthung. —

Es macht mich unglücklich, wenn Du deshalb böse bist. Aber ich bin unschuldig. —

Holde Freundin, komm in meine Arme. Wie kannst Du glauben, es könne mich verdrießen, Dich zu sehen? Stets warst Du die bessere Hälfte meines Wesens. Aber entreiße mich einem Labyrinth, in welchem sich meine Seele verstrickt. Du könntest nicht hier seyn, wenn Du nicht unser Geheimniß verrietheſt. —

Ich? Deſſen wäre ich nicht fähig geweſen, und wenn es mein Leben gekoſtet hätte. —

Aber wie kamſt Du her? Wie vermochte Deine Freundin Alles zu entdecken? Kein Menſch hat ihr ſagen können, daß ich Dein Gemahl bin. Laura vielleicht? —

Laura iſt treu, und ich errathe nicht das Kleinſte. —

Aber wie ließeſt Du Dich bewegen, dieſe Maske anzulegen? Du verlåſſeſt das Kloſter und haſt mir nie ein Wort über dies wichtige Geheimniß geäußert. —

Kannſt Du glauben, ich würde Dir eine ſo wichtige Sache verſchweigen, wenn es je früher geſchehen wäre? Seit zwei Stunden verlaſſe ich das Kloſter zum erſten Male. Nichts iſt einfacher, nichts natürlicher, als die Veranlaſſung zu dieſem Schritte. —

Erzähle mir Alles, theure Freundin. Meine Neugier hat keine Grenzen. —

Und mir iſt dieſe Neugier willkommen. Alles ſollſt Du hören. Du weißt, wie wir uns lieben, M. M. und ich. Kein engeres Band iſt denkbar. Alle meine Briefe müſſen Dich davon belehrt

haben. Seit zwei Tagen hat M. M. die Aebtissin gebeten, mich in ihrer Zelle statt der Layenschwester schlafen zu lassen, die eines Hustens und Schnupfens wegen in ein Krankenhaus war gebracht worden. Es ward erlaubt, und Du kannst Dir unsre Freude denken, einander so nahe kommen zu dürfen. Heute, einen Augenblick nachdem Du das Sprechzimmer verlassen hattest, wo wir so sehr über Dich lachen mußten, ohne im geringsten zu argwöhnen, Du könntest unter der Maske stecken, entfernte sich M. M. Ich folgte; kaum waren wir allein, als sie sagte, ich müsse ihr einen Dienst erzeigen, von dem das Glück ihres Lebens abhinge. Ich bat sie nur, ihn zu nennen. Darauf öffnete sie einen Schubkasten und kleidete mich an, wie ich hier stehe. Sie lachte, und ich nicht minder. Ich wußte nicht, worauf der Scherz hinauslaufen sollte. Kaum war ich vollständig angekleidet, als meine Freundin sagte, sie wolle mir, ohne sich Sorgen zu machen, ein wichtiges Geheimniß anvertrauen. Wisse, fing sie an, daß es meine Absicht war, diese Nacht das Kloster zu verlassen, um erst mit Tagesanbruch zurückzukehren.

Aber jetzt ist es entschieden, daß statt meiner Du hinausgehen sollst. Du hast nichts zu fürchten und Du bedarfst keiner Belehrung, denn Du wirst Dich bald in Alles finden. In einer Stunde erscheint eine dienende Schwester, ich sage ihr zwei Worte, und sie wird Dich auffordern, ihr zu folgen. Du gehst mit ihr zu der kleinen Thür hinaus in den Garten und bis an das kleine Ufer. Dort steigst Du in eine Gondel und sagst dem Gondolier nichts, als: „zum Casino!" In fünf Minuten bist Du dort, steigst aus und trittst in ein Zimmer, wo Du Feuer finden wirst. Du bist allein und erwartest. Ich fragte, wen? Niemand, antwortete M. M. Du sollst mehr erfahren. Nichts, das Dir mißfallen kann, wird sich zutragen. Traue mir. Du wirst in dem Casino zu Abend essen und, wenn Du willst, dort schlafen. Niemand soll Dich hindern. Aber weiter frage mich nicht, denn mehr kann ich nicht sagen.

Nun sprich, theurer Freund, was sollte ich nach diesen Worten thun, da ich mein Wort gegeben hatte? Feiges Mißtrauen lag mir fern. Ich lachte und bereitete mich auf etwas Ange-

nehmes vor. Kaum erscheint die dienende Schwester, so folge ich ihr, und nachdem ich drei Viertelstunden gewartet, sehe ich Pierrot.

Ich kann Dich versichern, daß im Augenblicke Deines Eintretens mein Herz mir sagte, Du müssest es seyn. Aber auch im zweiten Augenblicke schon, als ich sah, daß Du bei näherem Betrachten zurückwichst, erkannte ich, Du hättest Dich hintergangen gefunden. Du hast ein so finstres Stillschweigen beobachtet, daß ich es für ein Verbrechen gehalten hätte, dies Verstummen vor Dir zu brechen, da ja, trotz der Stimme meines Innern, ein Irrthum möglich war. Die Maske des Pierrot konnte jemand Anders verbergen, aber gewiß niemand, der mir theurer gewesen wäre, als Du, den an mein Herz zu schließen seit acht Monaten mich der Zwang gehindert hat. Jetzt muß Dir meine Unschuld einleuchten. Wohl Dir, daß Du dies Casino kennst! Du bist glücklich, und mich freut das. M. M. ist die Einzige, die nach mir Deine Zärtlichkeit verdienen konnte, die Einzige, mit der ich gern Dich sie theilen lasse. Ich bedauerte Dich. Nun bedaure

ich Dich nicht ferner. Dein Glück ist das meine. Umarme mich.

Es wäre Undank und Barbarei gewesen, wenn ich diesen Engel von Güte und Schönheit nicht mit ungeheuchelten Erklärungen meiner Liebe an das Herz gedrückt hätte. Nur aus Freundschaft war sie dorthin gekommen, wo ich sie fand, und ich eilte, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber gegen M. M. erhob ich eine bittre Anklage, daß, wenn sie mich liebte, es ihr möglich war, mir diesen Streich zu spielen. C. C. unternahm ihre Entschuldigung, ihre und die Lage der Freundin für gleich erklärend. Und als ich das bestritt, vertheidigte sie die edlen Gesinnungen der Nonne, indem sie sagte: Sie will, Du sollst einsehen, wie sie Dich ohne allen Eigennutz nur um Deiner selbst willen liebt. Was Dich erfreut, das soll auch sie erfreuen. Sie will, Du sollst Dein Herz zwischen ihr und mir theilen, wie wir, sie und ich, unsre Herzen getheilt haben.

Unser Streit, in welchem ich mich gedemüthigt zu erklären nicht aufhörte, währte so lange in die Nacht hinein, bis die Layenschwester das

Abendessen auftrug. Ich war zu sehr zerrüttet, um etwas genießen zu können. Aber die vermehrte Schönheit der C. C. hörte ich nicht auf zu bewundern. Dennoch blieb ich ungerührt. Treu zu seyn, wenn man recht heftig liebt, ist ein schwaches Verdienst.

Zwei Stunden vor Tagesanbruch setzen wir uns wieder zum Kamin. C. C., da sie meine Traurigkeit bemerkte, vermied Alles, was einer Reizung hätte ähnlich sehen können. Liebe und Zärtlichkeit hauchten ihre Reden, aber mir warf sie meine Kälte keineswegs vor.

Den Schluß der Unterhaltung machte die Frage: was bei der Rückkehr nach dem Kloster der M. M. gesagt werden solle? Sie hofft mich froh und dankerfüllt für das Geschenk dieser Nacht zurückkehren zu sehen. Was werde ich ihr sagen? —

Sage ihr die reine Wahrheit, ohne ein Wort unsrer Unterhaltung, ohne einen meiner Gedanken zu verschweigen, wenn Du sie behalten hast. Sage ihr, sie habe mich auf lange Zeit unglücklich gemacht. —

Das würde sie zu tief kränken. Sie liebt

Dich, sie liebkoset täglich das Medaillon mit Deinem Bilde. Alles werde ich anwenden, Euch Beide schnell wieder zu versöhnen. Ich schicke Dir morgen meinen Brief durch Laura, wenn nicht Du selbst ihn abholen willst. —

Deine Briefe sind mir theuer. Aber M. M. wird es um keine Erklärung zu thun seyn. In Einem Puncte glaubt sie Dir gewiß nicht. —

Ich verstehe, daß wir standhaft genug bleiben, diese Nacht wie Bruder und Schwester zuzubringen. Wenn sie Dich kennt, wie ich Dich kenne, dann wird sie das freilich nicht für möglich halten. —

Wäre das der Fall, so magst Du ihr immerhin das Gegentheil sagen. —

Gewiß nicht! Ich verachte solche schlecht geschmiedete Lüge. Kann ich mich auch einigermaßen verstellen, so liegt mir doch Falschheit fern. Auch deshalb ward ich Dir so sehr zugethan, daß Du Dir nicht das Ansehen gabest, mich noch zu lieben, als Dein Herz schon zu erkalten begann. —

Glaube mir, es ist Traurigkeit, die mich niederdrückt. Mein Herz liebt Dich noch fort-

während. Ich bin in einem bejammernswerthen Zustande. —

Du weinst? Schone mein Herz. Ich wollte Dir ja keine Vorwürfe machen. In einer halben Stunde wird auch M. M. weinen. —

Es war nicht ferner zu erwarten, daß M. M. erscheinen würde; der Wecker aber schlug. Nun umarmte ich C. C. und nahm die Maske vor. Die Larve sollte mich gegen den Wind schützen, den ich sausen hörte. Der C. C. gab ich den Schlüssel zum Casino und bat sie, ihn M. M. einzuhändigen. Nun laufe ich nach der Ueberfahrt, in Hoffnung, eine Gondel anzutreffen; doch nicht eine einzige ist am Ufer zu sehen.

Den venetianischen Polizeigesetzen gemäß kann ein solcher Fall eigentlich niemals eintreten. Zwei Gondeln wenigstens müssen bei jeder Ueberfahrt zu allen Stunden dem Publicum bereit stehen; daß auch nicht eine Gondel anzutreffen, das ist fast nie der Fall. Aber heute verhielt es sich so. Der Sturm tobte ungewöhnlich, und die Schiffer waren schlafen gegangen. Was sollte ich am Quai eine Stunde vor Tagesanbruch halbnackt beginnen? Ich wäre nach dem Casino

zurückgekehrt, wenn ich den Schlüssel an mir behalten hätte. Der Wind riß mich beinahe weg, und nirgend konnte ich eintreten.

In meinen Taschen hatte ich wenigstens dreihundert Philippsthaler, die ich gewonnen, nebst einer Goldbörse. Die Diebe von Muran aber sind höchst verwegen und befinden sich im Besitze ganz eigner Vorrechte, welche der Staat ihnen wegen der Arbeit gestattet, welche sie in den zahlreichen Glasfabriken verrichten. Begegnete ich einem Paar derselben, so ward ich ausgekleidet bis auf das Hemd. Ich trug ja nur den gewöhnlichen Dolch bei mir, den hier niemand von sich läßt, sein Leben zu vertheidigen. Meine Lage war jammervoll; ich zitterte vor Frost.

Zufällig sehe ich durch die Spalte eines Fensterladens den Schimmer von Licht im Erdgeschoß eines dürftigen Häuschens. Ich klopfe bescheiden an. Wer pocht da? heißt es, und der Fensterladen öffnet sich. Ein Mann, erstaunt über meinen Anzug, ruft: was wollt Ihr? — Ich bitte ihn, mich hineinzulassen, indem ich ihm einen Philipp — etwa elf Livres — reiche und meine Lage erzähle. Er öffnet, und ich ersuche ihn

nun, mir eine Gondel anzuschaffen, die gegen eine Zechine mich nach Venedig bringe. Er kleidet sich an und verspricht, ein Fahrzeug herbeizuholen. Während er den Mantel überwirft, muß ich in sein Zimmer treten, und hier erregt meine Gestalt die Verwunderung der gesammten, in Einem Bette beisammen liegenden Familie. Nach einer halben Stunde ist der Mann wieder da; er hat eine Gondel mit zwei Rudern angeschafft, aber die Zechine soll vorausbezahlt werden. Ich füge mich und bin froh, zwei kraftvolle Kahnführer zu sehen.

Bis St. Michael geht Alles gut. Doch kaum ist die Insel im Rücken, so gewinnt der Sturm eine Macht, daß ich meinen Tod vor Augen sehe, wenn es ärger wird; auch mein Schwimmen half mir sodann nichts. Ich rieth also den Gondolieren, sie möchten sich der Insel nähern. Aber zur Erwiderung höre ich die Worte: sie wären keine Memmen. Ich, mit dem Charakter unsrer Schiffer bekannt, schweige, denn der Sturm nimmt zu, die Wogen schlagen in das Fahrzeug, und meinen beiden Ruderern versagen die Kräfte, das Schiff weiter zu treiben. Wir befanden uns

etwa hundert Schritte von der Einfahrt zum Canal der Jesuiten, als der Sturm den einen Ruderer vom Vordertheil in die Fluth schleudert. Zwar schwingt er sich glücklich wieder in das Fahrzeug und ergreift statt des verlornen Ruders ein neues, aber das Wasser stieg schon bis an den Bord der Gondel. Die höchste Noth war da, und ich, schreiend, man solle das Verdeck der Gondel in das Meer werfen, schleudre eine Hand voll Silberstücke hin. Nun strengen die beiden Ruderer alle Kraft an, mir zu zeigen, daß sie es mit Aeolus aufnehmen. Kaum vier Minuten vergehen, so sind wir am Quai der Bettelmönche, und ich lasse mich nach dem Palast Bragadin fahren. Schnell eile ich in mein Bette. Schlaf sollte mich herstellen, aber ich kann ihn nicht erlangen. Bragadin und meine beiden Freunde finden mich in rheumatischem Fieberzustande. Trotz dem müssen sie beim Anblicke meiner Pierrotmaske lachen, und Beide gehen davon, nachdem sie mich gelobt, daß ich mich der Gefahr so entschlossen entrissen. Abends ergießt sich der Schweiß so heftig, daß die Betten gewechselt werden müssen; eine Hirnentzündung

steht zu befürchten. Am folgenden Morgen bin ich völlig contract. Da das Fieber nachgelassen, mußte alle Besserung vom Verhalten erwartet werden.

Am Mittwoch erschien Laura. Ich erklärte ihr, daß ich zwar weder lesen noch schreiben könne, bat sie aber, am folgenden Morgen wiederzukommen. Sie legte ihre Briefe auf den Tisch und hatte genug gesehen, um Bericht von meinem Zustande abstatten zu können.

Erst gegen Abend ward mir es möglich, die Thür abschließen zu lassen, um die Briefe zu lesen. Die erste Freude gab mir der Anblick des Schlüssels vom Casino, dessen Zurückgabe ich sehr bereute. Im Briefe der C. C. lag ein Schreiben von M. M. Mit Heißhunger verschlangen meine Augen nachstehende Worte:

„Der C. C. Brief wird hoffentlich durch seinen Inhalt Dich alle Fehler übersehen machen, die ich beging, als ich Dir die lieblichste Ueberraschung zugedacht hatte. Von allen Vorgängen bin ich Zeuge gewesen, und hätte ich mich nicht eine Stunde vor Eurer Trennung schlafen gelegt, so durftest Du den Schlüssel zum Casino nicht

zurückgeben. Behalte ihn, um mich morgen Abend zu besuchen; dem Sturme bist Du ja nun einmal entgangen. Deine Liebe mag Dir Grund zu Klagen über mich geben, aber Du darfst eine Frau nicht mißhandeln, die Dich wahrlich nicht beleidigen wollte."

Der Brief der C. C. war sehr lang. Nur im Auszuge theile ich seinen Inhalt mit.

„Schicke mir den Schlüssel nicht zurück, sofern Du nicht als der grausamste der Menschen zwei Frauen kränken willst, die einzig Dich lieben. Wie ich Dein Herz kenne, so gehst Du morgen auf das Casino und versöhnst Dich mit M. M. Jetzt höre, was Du noch nicht weißt und was Du doch gern vernehmen wirst."

„Kaum warst Du bei einem Wetter davongegangen, das mich Deinetwegen bange machte, als ich, im Begriff, in das Kloster zurückzukehren, erstaunen mußte, M. M. plötzlich vor mir zu sehen. Sie war Zeugin von Allem gewesen, was unter uns vorgefallen. Mehrmals hatte sie sich zeigen wollen, doch nie sich dazu entschließen können. Sie fürchtete, ungelegen und in einem Augenblicke zu kommen, wo sie die Versöhnung

zweier Menschen gestört hätte, die sich lieben mußten. Endlich war sie eingeschlafen und erst erwacht, nachdem Du mir einen Schlüssel eingehändigt hattest, den ich nicht kannte, und nachdem Du davongegangen warst, wie von einem unheimlichen Orte. M. M. versprach, mir Alles in ihrer Zelle zu erzählen, und so machten wir uns bei stürmischem Wetter auf, sehr besorgt um Dich, der bei einiger Vernunft auf dem Casino übernachten mußte. Im Kloster entkleideten wir uns, M. M., um sich niederzulegen, ich, um in weltlicher Kleidung mich an ihr Bett zu setzen. Folgendes sind die Worte, die sie mir sagte:

„„Kaum hattest Du mir Deinen Ring überlassen, als ich einen kleinen blauen Punct darin sorgfältig untersuchte. Mit der weißen Emaille konnte er nichts zu thun haben und mußte also das Geheimniß verbergen, das ich suchte. Mit einer Nadel drücke ich darauf, und mir springt zu meiner Freude und Verwunderung das Bild Deines Freundes entgegen. Mein erster Gedanke war, Dir das Glück zu verschaffen, mit ihm zu Abend zu speisen, und schnell gebe ich Deiner Catharina wieder ihre Stelle, Dir aber reiche ich

den Ring hin, ohne meine Entdeckung merken zu lassen. Dein Herz kannte ich; Du besaßest frühere Rechte auf meinen Freund. Mußte ich nicht Bedacht nehmen, Euch glücklich zu machen? Daß Du den Namen so beharrlich verschwiegen, schrieb ich auf Rechnung eines Befehls, der Dich verpflichtete. Ich mußte Deine schöne Seele bewundern. Ich bildete mir ein, Deine Geliebter würde fürchten, uns Beide zu verlieren, wenn wir nicht ungetheilt sein Herz besäßen. Unbeschreiblich hast Du mir leid gethan, als Du fortfuhrst, die Gleichgültige zu spielen, und als doch Deines Geliebten Bild in meinen Händen Dir schon gesagt hatte, daß er Dich nicht ferner ausschließlich liebe. Bald kannte ich keinen andern Gedanken mehr, als den, daß es uns Drei höchst glücklich machen müsse, jedes Geheimniß unter uns aufgehoben zu haben. Ich wollte nun einen Schritt thun, der Eurer Beider Zärtlichkeit gegen mich erhöhen müßte. Ich wollte Dir meine Stelle gönnen. Du ließest Alles geschehen; ich ließ Dich nach dem Casino führen und blieb an einem Orte verborgen, wo ich Zeuge von Allem war, was unter Euch vorfiel. Da

ich die Einleitung gegeben hatte, hielt ich mich für berechtigt, Zeugin zu seyn. Widerwärtiges durfte ich ja nicht erwarten.“ “

„„Eine Viertelstunde nach Dir kam ich an und ward entzückt, als ich den Pierrot eintreten sah, der uns so viel Scherz gemacht, ohne daß wir klug genug waren, ihn zu erkennen. Aber damit war es auch geschehen, und im Augenblick darauf fingen Furcht, Angst und Unzufriedenheit mit mir selbst an, mich zu quälen. Unser Geliebter hat die Sache wider Erwarten aufgenommen; er ist in Verzweiflung davongegangen; er liebt mich noch und will mich vergessen. Es wird ihm auch gewiß gelingen. Schon die Zurückgabe des Schlüssels beweist, er will das Casino nicht ferner besuchen. So habe ich in jener verhängnißvollen Nacht drei Menschen, statt sie zu beglücken, unglücklich gemacht. Mein Leben steht in Gefahr, wenn nicht Du unsern Freund versöhnst. Ich kann ohne ihn nicht leben. Gewiß besitzest Du ein Mittel, ihm zu schreiben. Du kennst ihn, Du kannst ihm diesen Schlüssel zurückgeben; Du vermagst vielleicht ihn zu bereden, daß er morgen oder übermorgen auf mein

Caſino kömmt, wenn es auch nur geſchieht, um einmal noch mit mir zu ſprechen. Dann hoffe ich vielleicht. Heute ruhe Dich aus, aber morgen ſchreibe ihm die Wahrheit und habe Mitleid mit Deiner Freundin, wenn ſie für Deinen Geliebten glüht. Auch ich werde einige Worte ſchreiben; Du magſt ſie einlegen. Mich trifft die Schuld, daß er Dich nicht ferner liebt. Du ſollteſt mich haſſen und willſt mir wohl; ich muß Dich bewundern. Ich habe ſeine Thränen, ſeine Liebe geſehen und kenne ihn nun ganz. Daß Männer ſolcher Liebe fähig ſind, hätte ich nicht geglaubt. Ich habe die Nacht einer Hölle verlebt. Daß Du ihm unſre Liebe entdeckt haſt, kränkt mich nicht.“ “

„Thränen folgten den Worten der Freundin. Ich tröſtete, verſprach, zu ſchreiben, und legte mich in mein Bett. Vier Stunden ſchlief ich; M. M. vermochte nicht einzuſchlummern. Beim Aufſtehen erfuhren wir im Kloſter traurige Nachrichten, die uns bekümmern mußten. Zwei Fiſcherkähne hatten ſich in den Lagunen verloren, eine Gondel war umgeſchlagen, und Alles hatte den Tod in den Wellen gefunden, was auf dem

Waſſer geweſen. Stelle Dir unſre Angſt vor, da wir nicht fragen durften. Wir gingen nach unſrer Zelle zurück; ich blieb bei M. M., welcher die Beſorgniß, Du könneſt ertrunken ſeyn, eine Ohnmacht zugezogen hatte. Ich, muthiger, behauptete, Du ſeyſt ein guter Schwimmer; aber Fieberſchauer jagten meine Freundin in ihr Bett. Erſt nach einer halben Stunde erzählte mir meine Tante mit Lachen, daß der luſtige Pierrot von geſtern ſich durch Schwimmen gerettet habe. Die Gondel des Kloſters habe ihn für eine Zechine hinübergeſchafft, nachdem er die Nacht noch auf einem andern Balle geweſen wäre. Der eine Ruderer ſey in die Fluth geſchleudert worden; da hätte der brave Pierrot all ſein Geld auf die Bank der Gondel geworfen und verlangt, das Verdeck wegzuwerfen. Das ſey geſchehen, und bald darauf wäre die Gondel in den Canal der Bettelmönche eingelaufen. Die Gondoliere hätten ſich in dreißig Philippsthaler getheilt und behaupteten, Pierrot, der an Muran und an den Ball denken werde, ſey ein Sohn des Herrn Bragadin, des Bruders vom Procurator, in deſ-

ſen Palaſt ſie ihn ohne Mantel und halbtodt vor Kälte abgeſetzt.“

„Schweigend betrachteten wir uns, nachdem meine Tante gegangen war. M. M. fragte mich lächelnd, ob Du der Sohn des Herrn Bragadin ſeyeſt. Ich erklärte es für eine Möglichkeit, obwohl Du nicht ſeinen Namen führteſt, und jener Herr unverheirathet lebe. M. M. ſagte, daß es ſie verdrießen würde, wenn Du Bragadin wäreſt. Nun glaubte ich, Deinen Namen nennen und Bragadins Schritte zur Beförderung unſrer Verbindung erzählen zu müſſen. So, theurer Freund, hat Deine kleine Frau nun gar kein Geheimniß mehr gegen M. M. Ich hoffe, Du verzeihſt mir. Es iſt beſſer, daß unſre Freundin die reine Wahrheit, als ein Gemiſch von Wahrheit und Lüge erfährt.“

„Meine Freundin fängt an, Hoffnung zu ſchöpfen; ſie hat gut geſchlafen, und die Ausſicht, Dich auf dem Caſino zu finden, wird Alles vollenden. Dieſen Brief hat ſie dreimal geleſen und mich dreißigmal umarmt. Ich erwarte es kaum, Deine Antwort ihr übergeben zu können. Aber Laura ſoll dennoch warten. Ich ſehe Dich viel-

leicht noch im Casino und besser gestimmt. Lebe wohl!"

Dieser Brief genügte, mir die Vernunft wiederzugeben. C. C. mußte ich nun bewundern, M. M. anbeten. Trotz meiner Lähmung fühlte ich mich nun gedrungen, beiden Mädchen zu schreiben. Es war freilich wenig, aber doch so viel, als nöthig war, sie zu versichern, daß ich wiederkommen würde. Der C. C. sagte ich meine Billigung, daß sie meinen Namen genannt, und gestand ihr, daß ich schuldig sey. An M. M. schrieb ich Folgendes:

„Ich ließ C. C. den Schlüssel des Casino, damit sie Dir ihn übergebe, theure Geliebte, denn ich hielt mich für verhöhnt, verachtet, entehrt. So wieder vor Deine Augen zu treten, schien mir unmöglich. Diesen Eindruck hat eine That auf mich gemacht, die ich heroisch finden müßte, wenn mein Geist dem Deinen gliche. Aber überall stehe ich Dir nach, und wenn wir uns wiedersehen, wird mein Erstes seyn, Dich um Verzeihung zu bitten. Dies allein wird mich heilen können. Ich war gestern dergestalt contract, daß ich Dir nicht schreiben konnte. Glaube mir,

ſchon auf dem Wege zum Canal ſah ich den Fehler ein, den ich beging, als ich Dir den Schlüſſel zum Caſino zurückſandte. Und als ich keine Gondel fand, da hatte ich es doppelt zu bereuen. Mit dem Schlüſſel verſehen, konnte ich zum Caſino zurückkehren, und ich läge dann nicht hier krank und zuſammengezogen. Es iſt dies die Strafe meines Unrechts. Künftig werde ich überlegter handeln, und nichts in der Welt ſoll mir Zweifel an Deiner Zärtlichkeit erregen. Dem Himmel ſey Dank, daß er mich durch ein Mittel zur Beſinnung gebracht, welches mich mein Unrecht einſehen lehrt. Was ſagſt Du von C. C.? Sie iſt ein verkörperter Engel und gleicht Dir. Du liebſt uns Beide; ſie liebt uns ebenfalls. Nur ich bin der Schwache, der nicht vermag, es Euch gleich zu thun. Aber ich könnte doch wohl mein Leben Euch Beiden aufopfern. Ich hege einen Gedanken, nur wage ich nicht, ihn dem Papier anzuvertrauen. Könnten wir uns doch in acht Tagen ſehen! Du ſollſt es zwei Tage vorher wiſſen. Lebe wohl!"

Am Morgen fand mich Laura auf meinem

Ruhebett. Ich gab ihr den Brief und bat sie, C. C. mündlich zu grüßen.

Nach sechs Tagen ging ich wieder in das Casino zu Muran; man gab mir folgenden Brief von M. M.:

„Ungeduldig die Nachricht von Deiner Genesung erwartend und hoffend, Du werdest wieder vollen Besitz von dem Casino gefaßt haben, woselbst Du gegenwärtig verweilst, bitte ich Dich, theurer Freund, mir mit zwei Worten zu sagen, wann und wo, ob hier oder in Venedig, wir uns wiedersehen dürfen. Ueberall werden wir ohne Zeugen seyn."

Meine Antwort lautete, daß ich mich wohl befände, und daß wir uns übermorgen an dem Orte sehen wollten, wo ich dieses geschrieben.

Ich brannte vor Ungeduld des Wiedersehens; ich sah ja mein Unrecht ein und kannte den Charakter meiner Geliebten. Was ich für ein Zeichen der Verachtung gehalten, das war Ausfluß sinnreichster Liebe gewesen. Daß ich sie ausschließlich liebe, konnte sie nicht vermuthen. Sie glaubte, wie sie sich mit dem Gesandten, so theile ich meine Neigung zwischen ihr und C. C.

Am dritten Tage, den vierten Februar 1754, sah ich mich meinem theuern Engel endlich wieder gegenüber. Sie war in Nonnenkleidern. Uns Beide gleich schuldig fühlend, stürzten wir vor einander auf die Kniee nieder, sobald wir uns ansichtig wurden. Wir hatten Beide die Liebe gekränkt, M. M. als Kind damit spielend, ich sie wie ein Jansenist behandelnd. Worte konnten hier nichts frommen. Eine Fluth wechselnder Küsse überhob uns der Sprache. Ohne uns gegenseitig aus den Armen zu lassen, standen wir Beide nach einiger Zeit auf und stürzten vereinigt auf das Sopha hin, unzertrennlich, bis ein langer Seufzer uns betäubte. Dies war das Gemälde unsers Wiedersehens, welches der herrlichste Pinsel, der Pinsel der Natur, nicht wahrer, nicht reizender entwerfen konnte. In der Ruhe, welche dieser Beweis völliger Aussöhnung über uns ausgoß, mußten wir Beide lächeln, als wir bemerkten, daß ich nicht einmal meinen Mantel abgelegt. Sind wir in der That ohne Zeugen? fragte ich.

Nach diesen Worten ergriff M. M. eine Kerze und führte mich in die anstoßende Kammer,

wo mir ein Schrank auffiel, den ich bereits früher für den Verberger des großen Geheimnisses gehalten. Sie öffnete ihn, und nachdem sie die Wand, welche den Rücken bildete, heruntergelassen, erblickte ich die Thür, durch welche wir eintraten in ein Cabinet, angefüllt mit Allem, was nöthig war, um hier einige Stunden zuzubringen: ein Sopha, das zum Bette dienen konnte, ein Tisch, Armsessel, Secretaire und Kerzen auf flachen Leuchtern. Neben dem Sopha befand sich das bewegliche Bret. M. M. zog es weg. Durch zwanzig Oeffnungen, die sich ziemlich nahe waren, übersah ich das ganze Zimmer.

M. M. konnte nicht anders, sie mußte mir gestehen, daß auch während jener Nacht, welche uns so viel Kummer verursacht, sie nicht allein Zeugin gewesen war, sondern daß ihr Freund ihr Gesellschaft geleistet. Er behauptete, — so erzählte sie mir, — nie mehr, denn in jener Nacht, habe er das menschliche Herz kennen lernen; Deine Qualen müßten grenzenlos gewesen seyn. C. C. erregte seine höchste Bewunderung. Wer hätte dem Munde eines funfzehnjährigen Mädchens ihr Raisonnement zugetraut, indem sie, mein Betra-

gen rechtfertigend, nur von dem ausging, was die Natur und ihre himmlische Seele ihr an die Hand gaben. Dein wird ein Engel, wenn Du sie heirathest. Ihr Verlust wird mich unglücklich machen, aber Dein Glück soll mich entschädigen. Ich begreife nicht, wie Du Liebe zu mir fassen konntest, als Du C. C. besaßest, noch wie sie nicht mich hassen muß, da ich ihr Dein Herz entrissen. Sie ist ein überirdisches Wesen. Sie sagte mir, es habe ihr nöthig geschienen, Dir die Neigung zu mir zu gestehen.

Bei Tische sitzend, bemerkte M. M., ich sey magerer geworden. Wir riefen uns alle frohen und schmerzlichen Erinnerungen zurück, und die Geliebte theilte mir ihre Freude darüber mit, zu hören, daß ich nicht Patrizier sey.

Ich vermuthete zwar den Grund ihrer Furcht, aber mich unwissend stellend, fragte ich, was sie denn zu besorgen habe, wenn ich auch Patrizier wäre?

Davon, theurer Freund, sagte sie, kann ich Dir den Grund nur entdecken, wenn Du mir bei Deiner Ehre die Gefälligkeit zusagst, um welche ich Dich bitten will. —

Sprich, meine Liebe, rechne auf mein Herz, mithin auf meine Gefälligkeit. —

Nun, denn ich wünsche in Gesellschaft meines Freundes auf Deinem Casino zu speisen. Er stirbt vor Verlangen, Dich kennen zu lernen. —

Nach dem Essen wirst Du Dich mit ihm entfernen? —

Du siehst wohl ein, daß das nöthig ist. —

Kennt Dein Freund mich bereits? —

Ich glaubte ihm sagen zu müssen, was ich wußte. Sonst würde er Dich nicht auf ein Abendessen besuchen können. —

Nun, es sey. Dein Geliebter ist einer der fremden Gesandten? —

So ist es. —

Aber er wird doch, wenn er mich besucht, kein Incognito annehmen? —

Nichts weniger, als das. Ich stelle ihn bei seinem Namen und Stand vor. —

Nach diesen Worten willigte ich ein. M. M. sagte, sie würde mir den französischen Gesandten, Herrn von Bernis, bringen und ihn als diesen vorstellen, sobald er die Maske abgelegt.

Die Partie war mir höchſt willkommen. Ich billigte die Furcht der Geliebten, mit einem Patrizier zu thun zu haben, und ſtellte die Folgen vor, wenn die Inquiſition ſich hineingemiſcht hätte; M. M. wäre entehrt geweſen, ich kam in die Bleikammern, und das Kloſter —

Da es der vierte Februar war, ſo wurde das Abendeſſen auf den achten verabredet. Nach dem zweiten Ballet wollten Beide zu mir gehen, und ich mußte denn Alles aufſchreiben, was zur Bezeichnung meines Caſino zu wiſſen nöthig war, wenn auf dem Wege dorthin Niemand befragt werden ſollte.

Nach dieſer Verabredung erinnerte ich M. M., daß es Zeit ſey, uns zur Ruhe zu begeben, und daß mir, als einem Geneſenden, der Schlaf Noth thue. Sie ſtellte den Wecker auf zehn Uhr. Wegen der ſchon kurz werdenden Nächte blieben uns nach dem Schlafe nur noch zwei Stunden für die Aeußerungen der Zärtlichkeit, nachdem wir eng umſchloſſen, Mund an Mund, eingeſchlummert waren.

Zweien Lichtſtrömen gleich, ſchoß mir beim Erwachen aus den Augen der Geliebten Wonne

entgegen, während Venus-Rosen auf ihren Wangen glänzten, und die Hügel ihrer Brust schwellend hüpften. Der Schlummer hätte uns abermals überwältigt, aber der Glockenschlag wollte uns verkünden, daß nur noch die Zeit zum Ankleiden uns gegönnt sey.

Sie ging in ihr Kloster zurück; ich schlief bis Mittag. Dann eilte ich nach Venedig und machte meine Bestellungen zu der Partie auf den achten Februar.

Eigentlich hätte jetzt das Glück mich begünstigen sollen. Aber das Spiel einmal liebend, verlor ich, weil mir Bank aufzulegen die Mittel fehlten, früh und spät. Das machte mich unmuthig, unglücklich. Und weshalb spielte ich trotzdem? Aus einem Charakterzuge von Genauigkeit. Ich liebte die Verschwendung, und das Spiel allein sollte dazu mir die Mittel liefern. In jenen vier Tagen ging all das Geld verloren, das M. M. mich hatte gewinnen lassen.

Sechstes Capitel.

Der französische Gesandte Bernis macht Bekanntschaft mit C. C.

Mit Anbruch der Nacht vom achten Februar begab ich mich nach meinem Casino, und zur anberaumten Stunde stellte sich M. M. ein, von ihrem angesehenen Anbeter begleitet. Kaum hatte er die Maske abgelegt, als sie ihn, seinem Namen und Stande nach, mir vorstellte. Ich bin auf Ihre Bekanntschaft begierig, sagte Bernis, denn Madame erzählt mir, wir hätten uns schon in Paris gesehen.

Nach diesen Worten sah er mich mit derjenigen Aufmerksamkeit an, die wir anwenden, wenn wir uns einer Person erinnern wollen. Er

schalt auf sein schwaches Gedächtniß, und ich bat ihn, nicht darüber ungehalten zu seyn, denn wir hätten uns nicht gesprochen; daher müsse er mir auffallender gewesen seyn, wie ich ihm es habe seyn können. Es war, fuhr ich fort, der preußische Gesandte, Lord Marechal, mit bei Tafel, als ich die Ehre hatte, in Eurer Excellenz Gesellschaft bei Herrn von Moncenigo zu speisen. Vier Tage darauf reisten Sie nach Venedig ab und nahmen vor dem Weggehen aus der Gesellschaft Abschied.

Jetzt erinnerte der Gesandte sich meiner und wußte noch, daß er sich erkundigt habe, ob ich einer der Gesandtschaftssecretaire sey. Dann setzte er hinzu: Aber seit heute werden wir uns nicht wieder vergessen; die Mysterien, die unsre Bekanntschaft gestiftet, sind so beschaffen, daß sie uns zur engsten Freundschaft vereinigen müssen.

Hierauf setzten wir uns zu Tische; ich machte den Wirth. Der Gesandte, ein guter Schmecker, fand den Burgunder, den Champagner und den Graves, den ich nach den Austern vorsetzte, trefflich. Meine Mahlzeit war auserlesen, und ich spielte die Rolle eines Privatmanns, den ein

Fürſt und ſeine Geliebte beehrten. M. M. freute ſich über mein Benehmen und über die Weiſe, wie ich den Geſandten durch meine Geſpräche feſſelte. Aber mein Ernſt war nicht von der Art, daß er den Scherz völlig ausſchloß, und in aufgeheiterter Unterhaltung war der Geſandte Meiſter. Alles Geſpräch ward mit Lachen erregenden Zügen begleitet. M. M. fing an, die Umſtände zu erzählen, welche ihr zu meiner Bekanntſchaft verholfen.

Als ſie von meiner Liebe zu C. C. ſprach, ſchilderte ſie deren Schönheit und Charakter mit den reizendſten Zügen. Bernis hörte, als habe er keine Vorſtellung von dem Mädchen. Er mußte dieſe Rolle ſpielen, da ihm unbekannt war, daß ich es wußte, wovon er verborgner Zeuge geweſen. Seiner Geliebten ſagte er, ſie hätte ihm kein angenehmeres Geſchenk machen können, als ihn an unſrer Partie Theil nehmen zu laſſen. M. M. antwortete, ſie würde zu viel gewagt haben. Darauf wendete M. M. ſich an mich und meinte, wenn mir es Vergnügen machte, ſo könne ſie uns ſämmtlich bei ſich bewirthen, denn C. C. ſchlafe in ihrem Zimmer.

Dieſer Vorſchlag war mir auffallend; aber ich durfte ihr mein Befremden in dieſem Augenblicke nicht bemerkbar machen. In Ihrer Gegenwart, Madame, ſagte ich, verlangt man keine Erhöhung des Vergnügens; dennoch darf ich dieſem gütigen Anerbieten nichts entgegenſetzen. Ich will darüber nachdenken, ſagte M. M., und der Geſandte fügte hinzu: Auch ich wäre gern von der Partie, wenn Sie die Schöne davon benachrichtigen, daß, außer Ihnen und dem Freunde, noch ein Dritter von der Geſellſchaft ſeyn wird.

Deſſen wird es nicht bedürfen, fiel ich ein. Ich brauche ihr nur zu ſchreiben, ſie habe buchſtäblich zu erfüllen, was Madame von ihr verlangt. Und das geſchieht morgen. —

So lade ich Sie auf übermorgen zum Abendeſſen ein, ſagte M. M., und ich bat den Geſandten um Nachſicht mit einem funfzehnjährigen Mädchen ohne Weltkenntniß.

Am folgenden Morgen ſchrieb ich nach der Verabredung an C. C., ohne aber des Dritten zu gedenken, den ſie in der Geſellſchaft finden würde. Ich gab den Brief an Laura, die mir

einen andern von M. M. dagegen einhändigte. Sie schrieb:

„Zehn Uhr hat es geschlagen, und ich will mich niederlegen. Doch zuvor muß ich mein Gewissen von einer Sorge befreien. Du hast wohl nur aus Gefälligkeit die Partie mit meinem Freunde angenommen. Sage mir die Wahrheit, und Alles soll, ohne daß Du compromittirt werdest, auseinandergehen. Vertraue Dich mir; nur wenn Du damit einverstanden bist, wird die Partie zu Stande kommen. Noch mehr, wie Deine Person, liebe ich Dein Herz."

Die Besorgniß der M. M. war nicht ungegründet; aber ich wollte nichts zurücknehmen, und M. M. kannte mich zu gut, um mich dessen fähig zu halten. Ich antwortete dies:

„Glaubst Du wohl, daß ich Deinen Brief erwartet habe? Ja, ich erwartete ihn; denn ich kenne Deinen Geist und weiß, welche Vorstellung Du von dem meinigen hegst, nachdem er Dir zweimal durch seine Sophismen furchtbar geworden. Ich bezeige Dir meine Reue darüber, wenn ich daran denke, daß ich, Dir dadurch verdächtig geworden, Deine Zärtlichkeit vermindert

haben könnte. Achte daher nicht auf meine Träumereien und glaube fortan, daß meine Gesinnungen von den Deinen sich keineswegs unterscheiden. Die verabredete Partie wird mir Freude machen. Ich nahm den Vorschlag mehr aus Gefälligkeit, denn aus Neigung an, davon sey überzeugt. C. C. ist neu in der Welt. Es ist gut, daß sie lernt, sich darzustellen. Ich empfehle sie Dir und bitte: verdopple, wenn das möglich ist, Deine Güte gegen sie. Oft fürchte ich, Du möchtest C. C. überreden, den Schleier zu nehmen. Das würde mich in Verzweiflung bringen. Dein Freund ist der königlichste aller Menschen."

Nachdem ich mir auf diese Weise die Mittel, mich zurückzuziehen, selbst abgeschnitten, überließ ich mich allen Betrachtungen, zu denen Welt- und Menschenkenntniß mich auffoderten. Ich sah ein, der Gesandte war neugierig auf C. C. geworden, er hatte sich gegen M. M. darüber erklärt, und diese hatte, ihrem Verhältnisse nach, sich zu dem Möglichen verpflichten müssen, ihn zu befriedigen. Das durfte sie nicht ohne meine Zustimmung; kaum konnte sie sonst unternehmen, die Partie vorzuschlagen. Beide hatten sich zu

einem ſolchen Betragen verabredet, daß ich es wurde, der nach den Geſetzen der Höflichkeit und des Wohlwollens den Vorſchlag herbeiführen mußte. Der Geſandte, geſchickt, eine Intrigue in den Gang zu bringen, hatte mich in die Falle gelockt. Die Sache war geſchehen. Ich durfte nun weder den Tropf noch den Undankbaren gegen einen Mann ſpielen, der mir unerhörte Vorrechte zugeſtanden. Aber es konnte nun auch für beide Theile ein Erkalten eintreten.

M. M. hatte bei ihrer Rückkehr das Alles gefühlt; ſchnell wollte ſie vorbauen oder wenigſtens ſich rechtfertigen dadurch, daß ſie vorſchlug, die Partie zu hintertreiben, ohne mich bloßzuſtellen. Daß ich ihren Vorſchlag nicht annahm, konnte ſie wiſſen. Eigenliebe ſchon, ſtärker denn Eiferſucht, hindert, daß ein Mann von Verſtand eiferſüchtig erſcheinen will, am wenigſten einer Geliebten gegenüber, die durch Verbannung dieſer widerwärtigen Leidenſchaft ſich ſo glänzend auszeichnet.

Am folgenden Morgen war ich ein wenig früher, wie gewöhnlich, nach dem Caſino gegangen und fand den Geſandten bereits dort. Er

empfing mich wahrhaft freundschaftlich und sagte, wenn er mich in Paris näher kennen gelernt, würde er mir Zutritt bei Hofe verschafft haben, wo ich Glück gemacht hätte. Aber ich wäre ein Opfer der Revolution geworden, wie der Gesandte selbst, wenn er nicht 1794 zu Rom gestorben wäre. Obwohl reich, muß er doch unglücklich gestorben seyn, sofern er nicht seine Denkart noch kurz vor seinem Tode geändert hat; und das halte ich nicht für leicht.

Ich fragte, ob Venedig ihm gefiele. Lächelnd antwortete Bernis, es müsse ihm gefallen; denn gesund und reich, könne er sich alle Lebensgenüsse hier leichter, denn irgendwo, verschaffen. Aber, setzte er hinzu, man werde ihn wahrscheinlich nicht lange auf seiner jetzigen Gesandtschaftsstelle lassen, und er bat mich, M. M. nichts davon zu sagen, weil sie sich betrüben könnte.

Sie erschien, begleitet von C. C., deren Erstaunen sich nicht verbarg, mich in dieser Gesellschaft zu sehen. Ich ermuthigte das liebe Geschöpf durch den zärtlichsten Empfang, und Bernis war entzückt, als sie seinen Gruß in derselben Sprache erwiderte. Wir zollten der klugen

Lehrmeisterin, die sie so wohl unterrichtet hatte, unsern Beifall.

C. C. sah ich als die Meinige an; darum sollte sie glänzen, und darüber wich alle Eifersucht von mir. Ich wußte sie in jene heitre Stimmung zu versetzen, in welcher sie bezauberte. Beklatscht, verfolgt, geschmeichelt und belebt durch den Ausdruck von Zufriedenheit, den sie in meinem Gesichte sah, ward sie ein Wunder in den Augen des Mannes, den ich eben keineswegs verliebt in sie wünschte. Welch ein Widerspruch! Ich selbst beförderte ein Werk, durch dessen Unterstützung sich jeder Andre meinen tödtlichsten Haß zugezogen hätte.

Während des Abendessens übertraf der Gesandte sich selbst in Artigkeiten gegen C. C. Geistvolle Heiterkeit und Scherze, die dem Anstande nicht Eintrag thaten, herrschten an unsrer kleinen Tafel. Ob Liebe mit im Spiele war, hätte kaum das scharfsichtigste Auge zu errathen vermocht. M. M. erwies dem Gesandten nur Freundschaft und mir Achtung. Jener widmete jedem Worte der C. C. seine Aufmerksamkeit und wendete, sie bewundernd, mit seinem Beifall sich

iedesmal an mich. Am wenigsten spielte C. C. eine Rolle, oder vielmehr, sie spielte, weil sie sich ganz ihrer Natur überließ, ihre Rolle am besten.

Fünf Stunden allgemeiner Befriedigung schienen den Gesandten mehr, denn jeden von uns, vergnügt zu haben. M. M. war zufrieden über diesen Abend, den sie als ihr Werk betrachtete, und C. C. fühlte sich geschmeichelt, daß, Allen gefallend, sie der Gegenstand von Bernis vorzüglichster Aufmerksamkeit gewesen war. Lächelnd sah sie mich an, und ich verstand vollkommen die Sprache ihres Herzens. Sie wollte mich an den Unterschied im Tone dieser Gesellschaft erinnern, wie er abwich von jenem, in welchem ihr Bruder sie durch seine Frechheit beleidigt hatte.

Um acht Uhr fing man an, des Aufbruchs zu gedenken. Der Gesandte mußte seinen Dank abstatten und er wandte sich an M. M. mit ausgezeichneter Artigkeit So nöthigte er diese zu einer neuen Einladung auf übermorgen. Auch ich ward aufgefordert. Ich weiß nicht, ob M. M. meiner Einwilligung gewiß war. Kurz, mit dieser Verabredung trennten wir uns.

Es war mir nicht möglich, an das nächste Zusammenkommen zu denken, ohne den Gang der Sache vorauszusehen. Der Gesandte hatte sein Glück durch die Frauen gemacht, denen er zu schmeicheln verstand, und sein wollüstiges Temperament fand seine Rechnung dabei. Indem er sich selbst einen leichten Sinnenreiz verschaffte, wußte er ein Verlangen zu wecken, ohne welches er nicht genießen wollte. Ich sah ihn verliebt in C. C., und mit der Schönheit ihrer Augen begnügte er sich schwerlich. Ich wußte, er hatte den feinsten Plan angelegt, dessen Ausführung M. M., ohne es zu wissen, auf das delicateste lenkte. Zu weit wollte ich die Gefälligkeit nicht treiben; aber daß man mir C. C. ablockte, damit sah ich alles Angefangene schließen. Ich wollte weder hindern noch befördern. Ich wußte, meine kleine Geliebte that nichts, was mir mißfallen hätte; so beruhigte ich mich, an die Schwierigkeit denkend, die es haben würde, sie zu verführen. Noch mehr, ich fürchtete die Folgen dieser Intrigue und war doch auf ihren Ausgang begierig. Bei dem nächsten Abendessen blieb gewiß nicht Alles, wie das erste Mal es gewesen war.

Mein Benehmen wollte ich nicht ändern; aber ich zitterte, wenn ich an C. C's Unerfahrenheit dachte, wenn ich überlegte, man könne sie mißbrauchen, indem man ihre Güte und Gefälligkeit benutzte. Dann konnte ich mir aber auch jene Verrätherei von ihrer Seite um so weniger vorstellen, als ich sie ja noch immer heirathen wollte. So schwankend, ließ ich mich am Ende gehen; ich wollte eben den Erfolg abwarten.

Ich begab mich daher auf das Casino; meine Damen standen am Kamin. Grüßend frage ich: wo ist unser Franzose? — Dann, die Maske abnehmend, spende ich beiden meine Liebkosungen, bleibe aber in allen Schranken des Anstandes. So vergeht eine Stunde. Es schlägt drei Uhr, unser Freund kömmt nicht, und M. M. wird ängstlich, als ihre dienende Schwester einen Brief übergibt, der Folgendes vom Freunde enthält:

„Ein Courier, der seit zwei Stunden eingetroffen ist, beraubt mich des Glücks dieser Nacht. Ich muß antworten. Sie werden mich entschuldigen, aber auch beklagen. Darf ich hoffen, daß

Sie mir Freitag das Vergnügen gewähren, das ich heute entbehren muß? Geben Sie mir morgen Nachricht. Ich wünsche, ich dürfte Sie in der heutigen Gesellschaft finden."

Das entschuldigt den Gesandten, sagte M. M. Wir speisen unter uns. Werden Sie Freitag kommen? —

Mit Vergnügen. Aber was fehlt Dir? frage ich C. C. Die Nachricht hat Dich verstimmt, wie es scheint. —

Es thut mir um Dich und meine Freundin leid, daß es so kommen mußte; ich habe noch keinen so artigen und einnehmenden Mann gesehen, sagte C. C.

Es freut mich, fuhr ich fort, daß er diesen Eindruck auf Dich gemacht hat. —

Was verstehst Du unter Eindruck? Ist es möglich, gegen sein Benehmen gleichgültig zu bleiben? —

Ich bin ganz Deiner Meinung. Und nicht wahr, Du liebst ihn? —

Und wenn das auch wäre, so würde ich es ihm deshalb wohl nicht zugestehen. Ohnehin liebt er ja meine Freundin.

Nach diesen Worten wendete sie sich liebkosend zu M. M., und ich gesellte mich Beiden zu. Unser Aller Begierden wurden rege, und mit getrübter Seele blickte ich am folgenden Morgen auf eine Nacht zurück, in welcher vielleicht mehr, als je, die Sinne alle Vernunft unterjocht hatten.

Kaum stellte sich die Ueberlegung ein, so sagte ich mir, der Gesandte habe sich absichtlich entschuldigen lassen. Die beiden Mädchen hatten vorausgesehen, daß ich es merken würde, und sie trauten mir zu, ich würde ihm in der Gefälligkeit nicht nachstehen. Sie schlossen, wenn Bernis mir das Vergnügen einer solchen Nacht gewährte, so würde ich ihm kein Hinderniß bereiten, ein gleiches Vergnügen zu genießen. Der Schluß war richtig, und von C. C. kein Widerstand zu besorgen, sobald meine Abwesenheit jedes Hinderniß entfernte. Es war die Sache der M. M., C. C. zu beschämen, wenn sie ihr nicht nachahmte. Arme C. C.! Ich sah sie gemißbraucht, und es war mein Werk, wenn das geschah. Fand ich mich Freitag ein, so gab es eine Nacht in allen Regeln des Anstandes; nur daß ich mich lächerlich, eifersüchtig, geizig, undankbar und grob

bewies. Blieb ich aus, ſo war C. C. verloren, wenigſtens in meiner Seele. Schwerlich liebte ich ſie ferner, und wie wollte dann ich ſie heirathen!

In dieſem Kampfe meines Innern ſuchte ich nach Gewißheit. Maskirt gehe ich nach dem Palaſte des Geſandten und erſuche den Schweizer, einen Brief nach Verſailles dem Courier mitzugeben, welcher abgehen würde, ſobald ihm auf die geſtern überbrachten Depeſchen die Antwort zugeſtellt worden. Aber man weiß von keinem Courier. Ich frage weiter und höre, Bernis habe beim ſpaniſchen Geſandten ſoupirt.

Nun ſah ich ein, ich mußte die Pille verſchlucken und C. C. ihrem Schickſal überlaſſen. Es wäre Feigheit geweſen, wenn ich das Mädchen erſucht hätte, nicht zu erſcheinen.

Gegen Abend alſo gehe ich nach dem Caſino und ſchreibe M. M., eine Angelegenheit Bragadins beſchäftige mich die ganze Nacht mit ihm. Darauf gehe ich verdrießlich nach Venedig zurück, ſpiele die ganze Nacht hindurch und verliere dreimal mein Geld.

Am dritten Tage empfing ich Briefe von M. M. und C. C. Letztere schrieb:

„Als wir erfuhren, Du würdest nicht zu uns kommen, blieben wir lange Zeit sehr verstimmt. Auch der Freund meiner lieben M. M., der bald darauf eintrat, war nicht damit zufrieden. Wir waren auf ein trauriges Abendessen gefaßt. Aber umgekehrt. Die Scherze des angenehmen Franzosen ermunterten uns. Du glaubst nicht, zu welchen Tollheiten uns der Punsch und der Champagner hinriß; und er gab uns nichts nach, obwohl wir durch ihn mehr zum Lachen aufgeregt als ermüdet wurden. Er ist ein einnehmender Mann, recht gemacht, ihn zu lieben. Aber Dir steht er in Allem nach. Glaube mir, lieben werde ich nur Dich, und der Gebieter meines Herzens bleibt keiner, wie Du."

Dieser Brief, obwohl kränkend, hätte mein Lachen erregen sollen. M. M. schrieb noch sonderbarer:

„Gewiß hast Du nur aus Artigkeit gelogen, und ich war darauf gefaßt. Du hast großmüthig meinem Freunde vergelten wollen, was er Dir gethan, als er mir erlaubte, Dich zu

lieben. Wie schön ist es, die Freuden der Liebe und das Schöne der Freundschaft zu verbinden. Es kränkte mich, Dich nicht zu sehen. Aber wenn Du zugegen gewesen wärst, würden wir nicht eben gelacht haben. Unser Freund ist einmal von gewissen Vorurtheilen befangen. C. C.'s Geist finde ich schon so frei gesinnt, wie den meinen. Das hast Du mir zu verdanken: ich darf mich rühmen, ihre Bildung vollendet zu haben. Wärst Du doch in dem Observatorium versteckt gewesen! Du hättest zwei unvergleichliche Stunden verlebt. Mittwoch komme ich allein in Dein Casino. Sage mir, ob ich Dich bei der Statue finden werde. Bist Du verhindert, so nenne mir einen andern Tag."

Ich mußte nun dem Bündnisse der beiden Mädchen meinen Beifall geben. Ich war bitter und sollte mich freundlich stellen. Tu l'as voulu, George Dandin! Vergebens versuchte ich, mit mir einig zu werden, ob meine Schaam echt oder falsch wäre. Ich vermochte über mich, in dem Briefe, welchen ich an C. C. schrieb, sie zu ermahnen, M. M. als ihr Vorbild zu betrachten und ihr zu folgen. Der Letztern schrieb ich, sie

würde mich bei der bewußten Bildsäule finden. Mein Brief, angefüllt mit falschen Lobeserhebungen wegen der Lehren, welche sie C. C. gab, erhielt einen einzigen Doppelsinn. Ich dankte für den Platz, den sie mir in dem Observatorium zugedacht, und erklärte, daß ich schwerlich darin ausgehalten haben würde.

Am Mittwoch fand ich M. M. an der Bildsäule in Mannskleidern. Sie wollte weder in das Theater, noch in die Oper gehen, sondern nach der Redoute zu den Spieltischen. Wir verloren, was wir hatten, sie sechshundert, ich hundert Zechinen. Nun wußte sie ihren Freund aufzusuchen, um Geld von ihm zu fordern. Nach einer Stunde brachte er einen Beutel, angefüllt mit dreihundert Zechinen. Sie begann das Spiel von neuem und gewann Alles Verlorne wieder. Aber unzufrieden damit, verlor sie nach dem Essen auch diesen Gewinnst nochmals. Nach Mitternacht gingen wir zum Abendessen. Ich war traurig, aber ich suchte es zu verbergen. Sie blieb schön, heiter, liebevoll, kurz, immer dieselbe.

Mich in eine bessere Stimmung zu versetzen,

erzählte M. M. die Geschichte der Nacht, die sie mit C. C. und ihrem Freunde zugebracht. Sie hätte das nicht thun sollen. Aber oft tragen wir die eigne Stimmung auf den Freund über. Kaum konnte ich erwarten, daß wir uns niederlegten, damit die Unterhaltung zum Schlusse kam, die mir nicht behagte. Nun wurden die Liebkosungen meiner Geliebten so wirksam, daß ich mit glühender Zärtlichkeit sie verließ. Sie gönnte mir keine Ruhe, ich mußte ihren gesammten Geldbestand von dem Casino abholen und mit ihr in Gesellschaft spielen. Seitdem gewann ich, so lange das Carneval noch währte. Kaum die sechste Karte schlug mir fehl. Dadurch stellte ich meinen Schatz und den meiner M. M. wieder her. Sie schrieb mir, wir müßten am letzten Montage des Carnevals nothwendig alle vier in Gesellschaft soupiren, und ich nahm das an.

Dies war das letzte Abendessen mit C. C. Ich fand sie heiter, und, ganz mit M. M. beschäftigt, hinderte ich sie nicht, sich vollkommen dem neuen Geliebten zu widmen. Aber ich richtete mit M. M. es ein, daß ich mit ihr, und daß C. C. mit dem Gesandten blieb, jedes Paar

von dem andern getrennt. M. M. nämlich gab Kopfschmerzen vor und begab sich mit mir in den Alcoven. So ging das Carneval zu Ende.

Am ersten Freitag in den Fasten überraschte mich ein Brief von M. M. durch zwei betrübte Nachrichten. Die Mutter der C. C. war gestorben, und das arme Mädchen in Verzweiflung. Ferner sollte die wiedergenesene Laienschwester zu M. M. zurückkehren und sie von C. C. trennen, deren Gesellschaft sich die Tante der Letztern erbeten hatte. Dies hinderte, daß der Gesandte noch einmal mit C. C. ein Abendessen verabreden konnte. M. M. lud mich auf Montag ein, und sie nebst dem Gesandten fand ich sehr niedergeschlagen. Beide hatten C. C. verloren.

Um Mitternacht verließ uns der Gesandte. Er äußerte, eine wichtige Angelegenheit dürfe ihn in vierzehn Tagen nach Wien rufen. Wir verabredeten eine Zusammenkunft bei Fastenspeisen auf jeden Freitag.

Kaum waren wir allein, als M. M. mir sagte, es würde den Gesandten verpflichten, wenn ich künftig zwei Stunden nach Mitternacht das Casino besuchte. Diesem geistvollen Manne war

jede Nähe eines Zeugen unbequem und beſchwerlich. Seitdem war er gewöhnlich ſchon befriedigt, wenn ich kam, und er entfernte ſich daher. M. M. fand mich faſt glühender, als ſonſt, denn wir ſahen uns nur einmal wöchentlich. In der That erwartete ich den Freitag jedesmal mit Ungeduld. Die Briefe, die dann von C. C. anlangten, rührten mich bis zu Thränen. Nach dem Tode der Mutter durfte ſie auf die Freundſchaft keines ihrer Verwandten ferner rechnen. Mich nannte ſie ihren einzigen Freund. Da keine Hoffnung war, daß ſie mich ſah, ſo lange ſie im Kloſter bleiben ſollte, empfahl ſie mir, ihrer M. M. ein treuer Freund zu bleiben.

Am Charfreitage fand ich das Paar ſehr bekümmert. Sie aßen nicht und ſprachen kaum. Beſcheidenheit verbot mir jede Frage. Aber während M. M. ſich auf einen Augenblick entfernt hatte, vertraute mir der Geſandte, ſeine Freundin ſey betrübt, weil er vierzehn Tage nach Oſtern abreiſen würde. Er müſſe nach Wien und würde vielleicht nie zurückkehren. Das Letztere ſollte ich ihr verſchweigen.

Nachdem M. M. wiedergekommen war, ſagte

Bernis uns Beiden, daß er abreisen, aber zurückkehren würde, sobald sein Geschäft beendigt sey. Das Casino stellte er zu unsrer Disposition, nur beschwor er M. M., während seiner Abwesenheit es nicht zu besuchen, weil seine eigne Person allein für die Treue der Gondoliere bürgen könne. Ferner besorgte er, daß den Staatsinquisitoren unser Verkehr kein Geheimniß mehr sey, und daß aus Politik nur sie ihm durch die Finger sähen. Er fürchtete, M. M. könne nur mit Gefahr das Kloster verlassen, sobald es nicht ferner um seinetwillen geschähe. Auch wollte er nur für den Klostervogt nebst dessen Frau haften können, und diesen wie seine eigne Person zu betrachten, empfahl er mir an. Schlüßlich meinte er, daß, wenn wir besonnen verführen, Alles bis zu seiner Rückkehr gut gehen würde. Einstweilen vertraute er M. M. meinen Händen an. Aber sie ward durch diese Nachricht so gerührt, daß wir sie entlassen mußten. Die nächste Zusammenkunft verabredeten wir auf Donnerstag nach Ostern.

Als wir allein waren, schilderte mir der Gesandte die Nothwendigkeit, seine Freundin über seine Rückkehr im Dunkeln zu lassen. Ich will,

ſagte er, mit dem Cabinet von Wien einen Plan ausarbeiten, der ganz Europa in Bewegung ſetzen wird. Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit und geben Sie mir Nachricht. Aber ſetzen Sie das Mädchen nicht Gefahren aus, die Sie zugleich mit treffen müſſen. Er erzählte mir das traurige Schickſal einiger Nonnen, die guter Hoffnung geworden waren, und warnte mich, den Verrath der Gondoliere zu fürchten.

Ich verlebte eine traurige Nacht. Morgens ging ich nach dem Caſino und ſchrieb einen Brief dort, der die Betrübte tröſten und ſie überzeugen ſollte, wie nöthig uns ein beſonnenes Verfahren ſey. Ihre Antwort war ein Bild der lebhafteſten Verzweiflung. Ihre Leidenſchaftlichkeit, ihr erregtes Temperament bereiteten ihr einen Kampf mit dem Kloſterleben zu, den ſie kaum ſchien beſtehen zu können.

Am Donnerstage ſahen wir uns wieder. Erſt nach Mitternacht kam ich an und fand M. M. Vier Stunden hatte ſie in Klagen über die Härte des Schickſals mit ihrem Geliebten verlebt. Er entfernte ſich nach dem Eſſen und bat mich, bei ihr zu bleiben. Es ge-

schah. Mir lag aber fern, jener Genüsse zu gedenken, die ein Herz, das Kummer bedrängt, nie suchen wird. M. M. war mager geworden. Mitleiden mit ihr unterdrückte jedes andre Gefühl. Eine Stunde lang hielt ich sie mit meinen Armen umschlossen und drückte tausend Küsse auf das bewegte Gesicht. Aber keinen Versuch wagte ich, sie zu zerstreuen. Als wir gingen, sagte sie mir, in dieser Nacht hätte ich ihr die reinsten Beweise von Liebe gegeben. Sie bat mich, zu bedenken, daß ich der einzige Freund auf Erden sey, der ihr bliebe.

In der nächsten Woche händigte der Gesandte mir eine Schrift ein, welche alle seine Rechte in Betreff des Casino auf mich übertrug. Nun sollten wir übermorgen noch zum letztenmal zusammen speisen. Aber ich fand M. M. bleich, wie eine Statue von cararischem Marmor. Er ist fort, sagte sie, und er empfiehlt Dir seine M. M. Morgen Abend verläßt er Venedig. Vielleicht sehen wir uns niemals wieder; und ich verstand es nicht, ihn zu lieben. Erst jetzt fühle ich das, jetzt, wo ich ihn verliere. Ehe ich ihn kannte, war ich nicht glücklich, aber doch auch

nicht unglücklich. Jetzt empfinde ich, daß ich es geworden bin.

Die ganze Nacht über blieb ich bei M. M., ihren Schmerz zu beruhigen. Ich fand ihr Gemüth so leidenschaftlich, wie es in der Freude war, auch im Schmerz. Sie bestimmte mir die Zeit, wenn ich sie am folgenden Morgen im Sprechzimmer sehen sollte. Zu meiner großen Freude hatte ihr Schmerz nachgelassen. Sie zeigte mir einen kurzen Brief, welchen ihr Freund von Treviso aus geschrieben hatte. Wir verabredeten, uns zweimal wöchentlich am Sprechgitter zu sehen, und sie wollte jedesmal in Gesellschaft einer andern Nonne kommen, um allen Verdacht zu vermeiden. Auch sollte ich mir einen andern Namen geben, um zu hindern, daß die Tante der C. C. einen Argwohn faßte. Wir konnten, wenn wir uns etwas Geheimes zu sagen hatten, trotz dem uns allein sehen. Und noch eine Gefälligkeit mußte ich ihr versprechen, daß ich einmal wenigstens wöchentlich im Casino speiste und schlief, dann aber ihr von dort aus schrieb.

So verflossen vierzehn Tage in erträglicher

Ruhe. Nun begann M. M. sich zu erholen; auch die Neigungen der Liebe erwachten von neuem. Da wurden uns die Gespräche am Gitter zu wenig. Wir sannen auf zwangloſere Zusammenkünfte. M. M. behauptete, der Gärtnerin vertrauen zu können; auch fand sie keine Gefahr dabei, durch den Garten ungesehen nach der Galerie am Ufer zu gelangen. Nichts fehlte uns, denn eine einruderige Gondel; es schien meiner Geliebten unglaublich, daß wir nicht für Geld einen einzigen treuen Schiffer auftreiben sollten. Ich bemerkte mit Schmerz, daß sie mir wenig Liebe zutraute.

Also schlug ich ihr vor, selbst den Ruderer zu machen und durch den Garten nach ihrer Zelle zu schleichen, um dort die Nacht, allenfalls auch den folgenden Tag zuzubringen. Bei diesem Vorschlage bebte sie vor Angst; dagegen meinte sie, wenn ich rudern könne, solle ich zu einer bestimmten Zeit an das Ufer stoßen und einige Minuten warten. Dann wolle sie sich einfinden, und wir könnten nach dem Casino eilen, um einige beglückte Augenblicke zu genießen. Ich

verſprach, darüber nachzudenken, und auf folgende Weiſe machte ich meine Einrichtung.

Ganz allein umfuhr ich in einer Nacht auf einem kleinen Kahne die Inſel, um mir alle Kloſtermauern von der Seite der Lagunen zu betrachten. Eine kleine verſchloſſene Thür mußte diejenige ſeyn, durch welche M. M. bisher zu mir geſchlichen war. Von da bis zum Caſino hatte ich die halbe Inſel zu umfahren, denn das gegenſeitige Ufer war ſumpfig; ſo brauchte ich mit einem Ruder wenigſtens eine Viertelſtunde.

M. M. glänzte vor Freude, als ich ihr meinen Plan mittheilte. Wir verabredeten uns auf den Freitag nach Himmelfahrt. Vormittags ging ich maskirt zum Sprechgitter, um meine Uhr mit der meiner Freundin gleichzuſtellen. Dann beſtellte ich auf dem Caſino ein Abendeſſen für zwei Perſonen.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang begab ich mich nach der Bucht, die ich für meinen Kahn gemiethet hatte. Dann legte ich die gewöhnliche Kleidung eines Gondoliers an, beſtieg den Nachen und ſteuerte gerade auf das kleine Ufer des Kloſters zu. Im Augenblicke meines Anlegens, ohne

daß ich zu warten brauche, öffnet sich die Thür, die, sobald M. M. herausgetreten ist, sich schließt. Sie steigt, in den Kragen ihres Nonnenmantels gehüllt, ein, und in einer Viertelstunde bringt mich gemächliches Rudern zum Casino. M. M. steigt aus, und ich trete zwei Minuten nach ihr an das Land. Ich mußte den Kahn in einiger Entfernung mit einer Kette anschließen; denn Kähne, mittelst eines bloßen Seiles befestigt, werden oft gestohlen.

Ich triefte, aber trotz dem flog meine Geliebte mir an den Hals, und stolz auf meine Heldenthat, lachte ich zu den Bewegungen ihrer Seele. Da ich kein Hemd zu mir gesteckt hatte, half sie mich mit einem der ihrigen aus, nachdem sie mir vorher abgetrocknet und meinen schwitzenden Kopf mit Puder bedeckt hatte. Ehe wir uns zu Tische setzten, gönnten wir der Flamme unsrer Herzen zwei Stunden; sie schien heller zu brennen, als in den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft. M. M., übermüthig und mich als Gondolier ganz neu findend, überließ sich einem ausschweifenden Entzücken.

Die Nächte waren kurz; um sechs Uhr mußte

meine Nonne nach dem Kloster zurück, und es schlug vier, als wir uns zu Tische setzten. Mit einem Male störte uns, ja sträubte unsre Haare ein Sturmwind, der im Abend aufwehte. Den einzigen Trost konnte uns die Natur dieser Stürme geben; sie pflegen nur eine Stunde zu dauern. Wir glaubten, es würde gehen, wie immer, und ich hoffte, den Nachwind würde ich bestehen. Dennoch fehlte mir, obwohl ich ziemlich stark war, die Kraft und Uebung eines Gondelführers.

Nach einer halben Stunde löste sich der Sturm in Donner und Blitz auf, ein Gußregen folgte nach, dann klärte sich der Himmel; aber die Nacht blieb dunkel, denn der Mond konnte damals nicht scheinen. Nun schlägt es fünf, und meine Besorgniß wird Wahrheit. Jener Wind, den Ariost den Tyrannen des lybischen Meeres nennt, und der mir bei der Fahrt entgegenwehen mußte, erhebt sich. Erschrocken sage ich M. M., die Klugheit geböte uns, eine Stunde des Vergnügens aufzuopfern und sogleich aufzubrechen, weil, wenn der Wind zunehmen sollte, ich ihm nicht gewachsen wäre. Meine Geliebte, Alles billigend, steht auf und will erst noch aus ihrem

Käſtchen funfzig Zechinen mitnehmen, deren ſie bedurfte. Wie freute ſie ſich, den Betrag ihrer Goldſtücke vervierfacht zu ſehen! Sie dankte mir für die Ueberraſchung und verſicherte mich, nur um mein Herz ſey es ihr zu thun. Dann gingen wir, und M. M. legte ſich lang in den Kahn hin. Muthig, aber doch nicht ohne Sorgen, fange ich an zu rudern. Fünf Minuten lang geht die Sache gut; aber nun bin ich der Uebermacht nicht ferner gewachſen. Hätte mir der Wind nicht widerſtanden, ſo war ich in zehn Minuten am Ziel; doch ſo, ohne zweiten Ruderer, ſchien es unmöglich, dem Sturme zu widerſtehen. Alles, was ich mit höchſter Kraftanſtrengung erreichte, war, daß ich ein Rückwärtstreiben des Schiffes hinderte. Nach einer halben Stunde fühle ich mich erſchöpft; aber ich ſage kein Wort. Ausruhen durfte ich keinen Augenblick; der Wind hätte mich zurückgetrieben. M. M. ſchwieg. Sie fürchtete zu ſprechen; ſie merkte, daß mir die Kraft zur Antwort gebrach; ich ſah mich verloren.

Da zeigt ſich von fern eine ſchnell rudernde Barke, und nun bin ich meiner Rettung gewiß-

Nachdem ich sie vorüberfahren lassen, —denn sonst hätte man, des Windes wegen, mein Rufen nicht vernommen, — schreie ich: Helft, es gilt zwei Zechinen! Die Barke läßt das Segel hinunter und naht mit ihren vier Rudern. Ich erbitte mir einen Mann, der mich nach der entgegengesetzten Seite der Insel rudere. Die Zechine, die gefordert wird, zahle ich sogleich und verspreche die zweite, wenn wir am Ziele seyn werden. In zehn Minuten ist das kleine Klosterufer erreicht. Aber das Geheimniß zu bewahren, lasse ich meinen Kahn vorüberrudern und entlasse den Gehülfen mit seiner Zechine. Dann, nach einer kleinen Pause, steure ich auf die kleine Pforte, und hier steigt M. M. mit den Worten aus: geh nach dem Casino und schlafe dort!

Ich befolgte diesen weisen Rath um so mehr, da mich nach dem Casino ein günstiger Wind trieb. Nach acht Stunden Schlaf schrieb ich meiner Geliebten, daß ich wohl sey; dann ging ich maskirt aus, um meinen Kahn unterzubringen.

Am nächsten Vormittage besuchte M. M. das Sprechgitter unbegleitet, um Ueberlegungen anzustellen, welche den gestrigen Vorfall betrafen.

Es ergab sich so viel für uns aus denselben, daß wir, um ähnlichen Gefahren zu entgehen, uns künftig verlassen wollten, sobald sich die Vorboten eines Sturmes ankündigen würden; denn in einer Viertelstunde konnten wir in Sicherheit seyn.

So setzten wir drei Monate hindurch unsre Zusammenkünfte fort, und nichts störte sie. M. M. schrieb dem Gesandten einige Worte darüber. Er wünschte uns Glück, warnte aber zugleich sehr bedenklich. Der Sommer indessen ging uns ohne Störung hin.

Am ersten Montage des Octobers öffneten sich die Theater von neuem; man sah wieder Masken. Nun richtete ich sogleich mein Schiffchen ein, segelte nach Muran und holte M. M. zum Casino ab. Die Nächte wurden wieder lang; wir soupirten also ganz förmlich und legten dann uns nieder. Schon wollten wir am Morgen uns Abschied sagen, als ich einen Lärm höre, der vom Canal zum Fenster dringt, und zu meinem großen Schreck sehe ich eine große Barke mit meinem Kahne abfahren. Ich rufe den Spitzbuben zu, zehn Zechinen wolle ich ih-

nen geben, wenn sie mir mein Fahrzeug lassen wollen. Aber sie trauen mir nicht, lachen und segeln fort, überzeugt, daß ich um diese Stunde weder nachrufen noch nachlaufen werde. Verzweiflungsvoll blicken wir einander an, denn keine Hülfe scheint möglich. Endlich greife ich zu den Kleidern und tröste mich, daß wir noch zwei Stunden vor uns haben. Während dieser Zeit ließ sich vielleicht ein Fahrzeug anschaffen. Eine Gondel war mir gewiß; aber dann wußte auch ganz Venedig am andern Morgen, daß sie Nachts eine Nonne in das und das Kloster hatte zurückführen müssen. Es blieb mir also nichts übrig, als ein Schiff zu kaufen, und die Pistolen in der Tasche, Ruder und Baum auf den Schultern, mache ich mich mit dem Versprechen auf den Weg, daß ich nicht ohne Kahn zurückkommen würde, und wenn ich ihn stehlen sollte. In dieser Absicht hatte ich Ruder und Baum mitgenommen.

Zuerst ging ich nach der großen Brücke, wo gewöhnlich Schiffe lagen. Aber ich traf Leute auf dem Quai und lief nun wüthend am Ufer fort, bis ich eine Hütte sah, die offen stand.

Ich trete ein und frage den Burschen, ob ich einen Schiffer haben könne. Er weist mich an zwei betrunkene Gondoliere. Ich frage sie, wer vier Livres verdienen wolle, wenn er mich sogleich nach Venedig führe. Nun gerathen Beide in Streit über die Fahrt. Ich besänftige glücklich den, welcher am meisten betrunken ist, indem ich ihm vierzig Sous gebe, und gehe mit dem zweiten hinaus. Du hast zu viel getrunken, mein Freund, sage ich. Leihe mir ein Schiff, morgen gebe ich Dir es wieder. —

Ich kenne Euch nicht. —

Ich lasse Dir ein Pfand. Hier sind zehn Zechinen. Aber wer sagt mir für Dich gut? Dein Schiff ist das nicht werth, und Du könntest mir es lassen. —

Nun führt er mich in die Hütte zurück, und der Bursche muß mir gut sagen, daß, wenn ich morgen den Kahn wiederbrächte, ich mein Geld zurückerhalten sollte. Der Schiffer, froh über diesen Ausgang, führt mich nun in sein Schiff und geht davon, zufrieden, mich betrogen zu haben, gerade so, wie ich betrogen seyn wollte.

Ueber dem Abenteuer war eine Stunde ver-

floſſen. M. M. fand ich in höchſter Angſt, aber ihre volle Heiterkeit kehrte wieder, als ich eintrat. Ich brachte ſie nach dem Kloſter und mein Schiff in die gemiethete Bucht. Der Inhaber machte ſich luſtig über mich, als ich ſagte, ich hätte dieſen Kahn gegen meinen bisherigen eingetauſcht. Dann maskirte ich mich und ſuchte das Bett; der Spaß hatte mich mitgenommen.

Bald darauf machte mich ein unglücklicher Zufall mit dem Patrizier Marco Antonio Zorzi bekannt. Dieſer geiſtvolle Mann hatte ſich durch ſeine Fertigkeit, Couplets im Venetianiſchen zu ſchreiben, einen Ruf erworben; dabei war er ein Freund vom Theater, und um den Ruhm der Autorſchaft zu genießen, hatte er ein Stück verfaßt, das ausgepfiffen worden. Nun ſetzte er ſich in den Kopf, eine Cabale des Abbé Chiari, der für das Theater S. Angelo dichtete, habe ſein Werk fallen machen; und ſeitdem haßte und verfolgte er alle Schauſpiele des Abbé. Mich hatten der gute Koch und die hübſche Frau des Zorzi zu ſeinem Geſellſchafter geworben. Er wußte, daß ich aus Chiari als Autor nicht viel machte,

und er pflegte Leute zu besolden, die Chiari's Stücke auspfeifen mußten. Mir machte es Vergnügen, mich in martelliniſchen Verſen, einer ſchlechten Reimgattung, die damals üblich war, über Chiari's Theaterproducte luſtig zu machen, und Zorzi verbreitete die Abſchriften meiner Kritiken. Das zog mir jenes Feindſchaft und zugleich die des mächtigen Condulmer zu, dem es nicht lieb war, daß ich die Gunſt der Madame Zorzi zu beſitzen ſchien, der er beharrlich den Hof gemacht hatte, ehe ich auftrat. Außerdem hatte er noch einen Grund. Beim Theater von S. Angelo war er bedeutend mit intereſſirt, und wenn die Stücke ſeines Dichters fielen, ſo verlor auch ſeine Caſſe. Die Logen waren für ein Spottgeld zu miethen.

Condulmer, einſt ein Freund des Spiels, der Frauen und des Wuchers, hatte ſich nun im ſechzigſten Jahre den Ruf eines Heiligen erworben, weil er regelmäßig des Morgens nach S. Marc zur Meſſe ging und vor einem Crucifixe weinte. Er kam in den Rath und war acht Monate lang Staatsinquiſitor. In dieſem Ver-

hältniſſe war es ihm leicht, ſeinen beiden Collegen einzureden, man müſſe mich, als einen Störer der öffentlichen Ordnung, in die Bleigefängniſſe ſetzen. Und nach neun Monaten kam es wirklich dahin.

Siebentes Capitel.

Abreise des Gesandten Bernis. — Der englische Resident Murrai. — Ich werde den Staatsinquisitoren verdächtig.

Der Anbruch des Winters setzte die Welt durch die Nachricht von der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich in Erstaunen. Dieser Vertrag, den kein denkender Kopf für möglich gehalten, verwandelte das politische System Europa's von Grund aus. Italien durfte sich am meisten freuen; es hörte auf, der Kriegsschauplatz zu seyn, wenn jene beiden Mächte sich vereinigten. Und das war das Werk eines jungen Gesandten gewesen, der in der politischen Laufbahn bisher nur die Rolle eines geistvollen Mannes gespielt hatte.

Aber der erste Keim zu dem berühmten Tractate, der nach vierzig Jahren sich auflöste, war im Jahre 1750 im Kopfe der Pompadour, des Grafen, nachherigen Fürsten Kaunitz und Bernis entsprungen, den man erst im folgenden Jahre nennen hörte, als er Gesandter zu Venedig ward. Er vereinigte die Häuser Habsburg und Bourbon nach dritthalbhundertjährigen Fehden. Graf Kaunitz hatte bei seiner Rückkehr nach Wien der Kaiserin Maria Theresia einen Brief von der Pompadour überbracht, und diese legte die Negotiation in die Hände des Abbé Bernis, der sie, als französischer Gesandter zu Venedig, in Wien vollendete. Nach drei Jahren Minister der auswärtigen Angelegenheiten, stelle er die Parlamente her. Darauf ward er Cardinal, dann fiel er in Ungnade, später ward er in Rom angestellt, wo er endlich starb. Mors ultima linea rerum est.

Es waren bereits neun Monate seit der Abberufung des Gesandten abgelaufen, als er M. M. in den schonendsten Ausdrücken die Nachricht schrieb, daß er nie nach Venedig zurückkehren würde. Schwerlich würde sie den Schlag ertragen haben, wenn ich sie nicht allmä-

lig darauf vorbereitet hätte. Mir überſandte Bernis ſeine weitern Inſtructionen. Das Caſino mit ſeinem ſämmtlichen Mobiliar ſollte verkauft, die Einnahme aber M. M. eingehändigt werden. Nur die laſciven Bücher und Kupferwerke ließ der Geſandte ſich nach Paris nachſchicken.

Während M. M. in Thränen ſich ergoß, erledigte ich meine Aufträge. Seit der Mitte des Januar 1755 beſaßen wir kein Caſino mehr. Meine Geliebte erhielt etwa zweitauſend Zechinen nebſt ihren Brillanten und ihrem übrigen Schmucke. Gelegentlich wollte ſie auch Alles dies gegen eine Leibrente verkaufen. Die Caſſe zum Spiel, welches unter uns gemeinſchaftlich blieb, überließ ſie mir. Damals beſaß ich dreitauſend Zechinen, und wir ſahen uns nur am Sprechgitter. Aber meine Geliebte ward krank, und zwar tödtlich. Am zweiten Februar ſah ich ſie mit den Spuren des Todes auf dem Angeſicht im Sprechzimmer. Sie übergab mir ihren Schreibkaſten, ihre Diamanten und ihr Geld, bis auf eine geringe Summe, nebſt allen ſchlüpfrigen Büchern und ihren Briefen. Ich ſollte, wenn ſie genas, ihr Alles wieder zuſtellen, auf den Fall ihres Todes aber

es behalten. C. C. war angewiesen, mir fleißig zu schreiben, und ich sollte es an Briefen nicht fehlen lassen. Sie hoffte, meine Briefe bis zum letzten Augenblick ihres Lebens lesen zu können. Unter Thränen gelobte ich, bis zu ihrer Wiederherstellung in Muran zu verweilen. Sie glaubte, die Tante der C. C. würde ihr bald nachfolgen.

Tief betrübt schaffte ich Bücher, Briefe, Geld und den Schreibkasten nach Venedig, Alles dies im Palaste Bragadin in Sicherheit bringend. Nach einer Stunde war ich wieder in Muran, und Laura sollte mir ein Zimmer mit Meublen anschaffen, worin ich wohnen konnte. Sie wußte mir eine Wohnung von zwei Zimmern und einer Küche anzuweisen, die ich beziehen konnte, wenn ich dem Wirth, einem Greise, der unten wohnte, die Miethe auf einen Monat vorausbezahlte. Auch sehen sollte ich dort Niemand. Ich besah mir die Gelegenheit. Es war ein Casino am abgelegnen Ende einer Straße, die auf den Canal hinausging. Zur Bedienung überließ Laura mir eine ihrer Töchter. Kaum war ich eingerichtet, als ich einen Brief von C. C. empfing, worin

dieſe mir ſagte, ihre Freundin liege im Bett, und der Kloſterarzt habe ſie im Fieber gefunden. Am andern Morgen ſollte ich ausführlichere Nachricht erhalten. Ich antwortete und ſchrieb einen Brief an M. M., dann legte ich mich nieder.

Der Brief ward am folgenden Morgen überbracht, und vierzehn Tage hindurch nahm die Krankheit meiner Geliebten dergeſtalt überhand, daß jeder Brief mir für den nächſten Tag die Nachricht ihres Todes ankündigte. Am letzten Tage ſchrieb mir C. C., M. M. ſey ſo ſchwach, daß ſie meine Briefe nicht ferner leſen könne; man würde morgen ihr die letzte Oelung geben.

Dieſe Nachricht warf mich dergeſtalt nieder, daß ich weder mein Bett verlaſſen, noch etwas genießen konnte. Ich ſchrieb und weinte abwechſelnd den ganzen Tag über. Kein Auge zu ſchließen vermochte ich während der Nacht.

Am folgenden Morgen erhielt ich einen Brief von C. C. Der Arzt hatte gemeint, es könnten wohl noch funfzehn bis zwanzig Tage bis zum Tode meiner Geliebten hingehen. Ein ſchleichendes Fieber verlaſſe ſie nicht; Fleiſchbrühe ſey ihre einzige Nahrung, und der Beichtvater beſchleu-

nige ihren Tod durch seine Reden, die sie nicht hören wolle. Ich schwamm in Thränen. Nur durch Schreiben konnte ich meinen Schmerz lindern. Laura's Tochter meinte ihrem gesunden Sinne nach, das nähre meinen Kummer vielmehr. Wenig essend, stets die Feder in der Hand im Bette, war ich auf dem Wege zum Wahnsinn. Das gute Geschöpf, das mich bediente, ward die Vertraute meines Schmerzes; sie trocknete mir die Thränen, sie wich nicht von mir.

Am zehnten Tage in den Fasten hatte ich C. C. geschrieben, ich würde den Tod ihrer Freundin nicht überleben, und bat sie, der sterbenden Freundin zu sagen, um mich zu trösten, solle sie mir versprechen, sich von mir entführen zu lassen, sobald sie gesund seyn würde. Ich sagte, mein Vermögen von viertausend Zechinen und ihre Brillanten, sechstausend Zechinen am Werthe, würden uns in jedem Lande Europa's ein Auskommen sichern.

Der nächste Brief der C. C. zeigte mir krampfhafte Zufälle der armen Nonne an, von denen sie nach dem Lesen meines Briefes ergriffen worden. Nachdem diese nachgelassen, folgte

ein Entzündungsfieber, welches das Gehirn angegriffen hatte. Drei Stunden hindurch ergoß sich M. M. in Irrereden, die allen Nonnen ein Gräuel würden gewesen seyn, wenn sie solche verstanden hätten.

Diese Wirkungen meines Briefes setzten mich in Verzweiflung; auch ich glaubte meinen Tod zu sehen. Zweimal schrieb C. C. mir täglich, um mein Herz zu zerreißen, und drei Tage währte der Fieberzustand. Am vierten Tage meldete ein Brief Hoffnung zur Besserung. M. M. hatte von neuem vernünftig gesprochen und mir sagen lassen, sie würde gesund werden, wenn mein Vorhaben in Erfüllung ginge. Ich mußte, schon um mir selbst durch Hoffnung das Leben zu erhalten, diese Versicherung geben. So genasen wir Beide, indem wir uns Beide durch genährte Hoffnungen täuschten. Jede Nachricht von der Besserung meiner Geliebten ward mir Balsam; ich genoß wieder Speisen und schlief wieder.

Endlich am Schlusse des März schrieb mir M. M., sie sey außer Gefahr und sie hoffe nach Ostern ihr Zimmer verlassen zu können. Ich ant-

wortete, erſt nachdem ich ſie am Sprechgitter geſehen, würde ich Muran verlaſſen.

Bragadin, der ſieben Wochen lang nichts von mir vernommen, konnte meinetwegen in Sorgen ſeyn. Ich verfügte mich alſo ohne Mantel nach Venedig; denn weil ich in der Maske nach Muran gegangen, hatte ich keinen Mantel mitgenommen. Acht und vierzig Tage war ich im Zimmer geblieben, ſechs Wochen unter beſtändigem Schmerz, zwei Wochen, ohne beinahe zu ſchlafen und zu eſſen.

Man trug eben die Suppe auf, als ich in meines Wohlthäters Zimmer trat. Mit einem Freudengeſchrei ward ich von ihm und ſeinen Freunden empfangen. Alle lachten, daß eingetroffen, was ſie vorhergeſagt; ich würde ſie gerade ſo, wie jetzt es geſchah, überraſchen. Auch de la Haye, Bavois und der Arzt Righelini waren am Tiſche Weshalb ohne Mantel? fragte Dandolo. — Er iſt hier in meinem Zimmer geblieben, weil ich in der Maske ausgegangen, gab ich zur Antwort.

Nun ward das Lachen lauter, und ich ſetzte mich. Niemand fragte, wo ich ſo lange geſteckt

Das mußte freiwillig von mir erzählt werd
Nur der neugierige de la Haye konnte es nich
laſſen, mir lächelnd einen Köder hinzuwerfen.
Sie ſind ſo mager geworden, ſagte er, daß die
böſe Welt ein bedenkliches Gerücht verbreiten
dürfte. —

Was wird man ſagen? —

Sie hätten Carnaval und Faſtenzeit in einem heißen Zimmer bei einem geſchickten Chirurgen verlebt. —

Nachdem ich die Geſellſchaft hatte auslachen laſſen, ſagte ich: dies Urtheil zu widerlegen, würde ich heute Abend noch wieder abreiſen. Und nun mochte de la Haye, ſo viel er wollte, bitten, ich ſollte das doch ja nicht thun; ich verſetzte, was ich einmal erkläre, pflege ich zu erfüllen. Da man Ernſt bei mir ſah, bezeigten meine Freunde ihre Unzufriedenheit über de la Haye's Aeußerung, und er mußte verſtummen.

Nighelini, vertraut mit dem engliſchen Geſandten Murrai, den ich durch ſeine, inzwiſche
ſchmählich
Ancilla, verſtorbene Geliebte, jene oft erwähn
Wiederau
tte kennen lernen, ſagte mir, me
ben würde den Engländer höchlich

freuen. Ich verſprach, in der Geſellſchaft des Arztes bei Murrai zu Abend zu ſpeiſen. Dann wollte ich mich entfernen, und Bragadin gab ich zu ſeiner Beruhigung das Verſprechen, ihn am St. Marcustage, den fünf und zwanzigſten April, zum Mittage zu beſuchen.

Murrai flog mir an den Hals, ſo wie er mich ſah. Seiner Gemahlin, einer Lady Olderneß, ward ich vorgeſtellt und höflichſt zum Abendeſſen eingeladen. Man erzählte mir eine Menge Geſchichtchen, die auf meine Rechnung geſchmiedet worden. Murrai fragte mich, ob ich einen kürzlich erſchienenen Roman des Abbé Chiari kenne, und machte mir ein Geſchenk damit. Es war eine Satyre auf die Geſellſchaft des Marc Antonio Zorzi, worin ich eine ſchlechte Rolle ſpielte. Ich ſteckte das Buch, das ich erſt ſpäter las, in die Taſche, nahm eine Gondel und kehrte nach Muran zurück. Am andern Morgen beantwortete ich den zärtlichen Brief meiner Geliebten durch die Geſchichtserzählung meiner kurzen Reiſe nach Venedig.

M. M. beſſerte ſich täglich, aber doch langſam. Erſt gegen Ende des April durfte ſie ſich

an das Sprechgitter wagen. So lange mußte ich nach meinem Versprechen allein in meinem Casino verweilen. Da ward die Nähe von Laura's Tochter Antoinette, die von früh bis Abend um mich blieb, meiner Treue gefährlich. Das Mädchen selbst, jung, hübsch und verständig, hatte nur auf den Umstand der Ueberraschung gewartet; sie wußte, daß erfolgen würde, was sie hoffend vorhersah, aber ich hatte es nicht für möglich gehalten. Denn acht Wochen lang, während welcher Antoinette mich nicht verlassen, hatte ich heldenmüthig widerstanden.

Am Marcustage speiste ich versprochenermäßen mit meinen Freunden. Dann ging ich in Righelini's Gesellschaft nach dem Sprechzimmer eines Nonnenklosters, in welchem gerade eine Nonne eingekleidet ward. Als ich ihm eine der Schwestern als vorzüglich schön lobte, raunte er mir in das Ohr, wenn es mir darum zu thun sey, könne ich gegen Geld und gute Worte ihre Bekanntschaft machen. Hundert Zechinen für sie, zehn Zechinen für den Unterhändler sind der Preis, sagte er. Dafür hat sie Murrai kennen gelernt. Mich machte diese Aeußerung stutzen, und Righe-

lini fuhr fort, jede Nonne in Venedig sey feil, sobald man die rechten Mittel und Wege einschlage. So habe Murrai den Muth gehabt, fünfhundert Zechinen daran zu setzen, um eine Nonne aus Muran zu besitzen, deren Schönheit ein Wunder sey, und deren Geliebter der französische Gesandte gewesen.

Diese Nachricht, trotz dem, daß meine Neigung gegen M. M. zu erkalten begann, goß Eis in alle meine Adern. Ich hatte Mühe, diejenige Gleichgültigkeit anzunehmen, deren es jetzt bedurfte. Zwar wußte ich, daß Alles ein Mährchen war, aber ich wollte den Irrthum an das Licht ziehen. Mit möglichster Ruhe antwortete ich, ohne Zweifel möchte diese oder jene Nonne durch Geld zu gewinnen seyn, aber gewiß nur in seltenen Fällen, weil es höchst schwierig würde, das Kloster zu verlassen. Und was die Nonne in Muran beträfe, so müßte ich, wenn M. M. im Kloster... gemeint wäre, bezweifeln, daß Murrai sie besessen habe. Selbst dem französischen Gesandten dürften nur Besuche am Sprechgitter geworden seyn.

Righelini antwortete gelassen, der englische

Gesandte sey ein Mann von Wort; aus dessen Munde wisse er Alles. Wäre die Sache ihm nicht als Geheimniß mitgetheilt worden, so könne er mich ohne weiteres an Murrai selbst verweisen. Aber so möchte ich mir nichts merken lassen. Das genügte mir.

Am Abend speiste ich zufällig mit Righelini und dem Gesandten. Wir waren allein, und ich fange von der Schönheit der Nonne an, die mir heute so wohl gefallen hatte. Unter uns gesprochen, sagte der Resident, gegen eine mäßige Summe können Sie sich ihren Besitz verschaffen. Aber freilich bedarf es des Schlüssels dazu.

Ich bezweifelte das und erklärte die Nonne für Venedigs erste Schönheit.

Sie irren, antwortete Murrai, die Nonne M. M. im Kloster ... zu Muran ist noch schöner. —

Ich habe sie ein Mal erst sehen können. Ob sie auch feil ist? —

Ich glaube es, wenn Sie gute Adressen haben, sagte der Gesandte lächelnd. —

Ich erstaune, aber ich wette, man hat Sie hintergangen. —

Wetten Sie nicht; Sie möchten verlieren. Indeſſen erkennen Sie vielleicht das Bild wieder, wenn Sie das Original auch nur einmal erſt ſahen.

Nun ſtand er auf und kam zurück, eine Doſe in der Hand mit etwa zehn Miniaturbildern, allen die Haare aufgelöſt, der Buſen bloß.

Das ſind Schönheiten, die Sie beſeſſen haben? ſagte ich.

Allerdings. Aber wenn ſich Bekannte darunter finden, ſeyn Sie verſchwiegen.

Das werde ich ſeyn. Dieſe drei kenne ich, und dieſe gleicht der M. M. Aber Sie können doch hintergangen ſeyn, es wäre denn, daß Sie ſelbſt in das Kloſter eingedrungen wären oder daß Sie die Nonne daraus abgeholt hätten. Denn es gibt einmal Aehnlichkeiten. —

Aber ich bin nicht betrogen worden. Die Nonne M. M. hat eine Nacht hier zugebracht. Sie nahm hundert Zechinen; der Unterhändler funfzig. —

So haben Sie doch gewiß ihr Beſuche am Sprechgitter gemacht. —

Niemals. Ihr Geliebter, der französische Gesandte, hätte das erfahren können. —

Empfing sie denn diesen am Sprechgitter? —

Nein. Sie besuchte ihn nach seinem Wunsche in Mannskleidern, wie mir der Unterhändler erzählt, der sie mir verschafft hat. —

Ist sie mehrmals bei Ihnen gewesen?

Einmal nur. Aber für hundert Zechinen steht sie mir abermals zu Gebote. —

Ich wette hundert Zechinen, daß Sie hintergangen worden. —

In drei Tagen sollen Sie meine Antwort haben. —

Ich glaubte keine Sylbe; aber ich wollte Gewißheit. Ich schauderte, wenn das Wahrheit war; es gab kein größeres Verbrechen. Ich wußte, ich würde M. M. unschuldig finden, und wenn sie schuldig war, verlor ich die hundert Zechinen mit Freuden. Ueberzeugung bedurfte ich; der Zweifel zerriß meine Seele. War Murrai betrogen, so verlangte es der M. M. Ehre, daß ich den edlen Engländer enttäuschte. Das Glück lieh mir seinen Beistand.

Nach vier Tagen erklärte mir Righelini, es

sey entschieden, die Nonne würde sich für hundert Zechinen an Murrai überlassen; sie wolle nur einen Maskentag abwarten. Nun wurde die Wette verabredet, und zwar, um M. M. zu schonen, folgendergestalt: Murrai sollte, sobald er überzeugt war, die Nonne bei sich zu haben, unter irgend einem Vorwande seine Wohnung verlassen, mich an einem bestimmten Orte treffen, und dann wollten wir zum Sprechgitter der M. M. gehen. Wenn sie sich zeigte, so wollte der Gesandte einräumen, durch ein feiles Geschöpf betrogen zu seyn. Dagegen bekannte ich, wenn die Nonne nicht käme und sich als beschäftigt oder krank entschuldigen ließe, die Wette verloren zu haben. Murrai nahm das an; nur hielt er für möglich, daß, weil alles das während der Nacht geschehen mußte, die Nonne verhindert seyn könne, zu erscheinen. Aber auch diese Sorge nahm ich auf mich, und damit seine Schöne, sie mochte nun M. M. vorstellen oder wirklich M. M. seyn, nicht zu lange warte, schlug ich einige Tage vorher ein Abendessen auf meinem Casino zu Muran vor. Wenn dies dem Engländer behagte, so konnte seine Schöne dorthin beschieden werden.

Alles war angenommen worden, und ich gab Antoinetten Anweisung, ein Abendessen zu bereiten, wobei der Wein nicht mangeln durfte, denn mein Engländer liebte die Flasche. Dann brachte ich eine Stunde bei M. M. am Sprechgitter zu. Täglich ward sie wieder blühender. So verließ ich sie, ging nach Venedig und brach in der Nacht mit dem Gesandten und Righelini nach Muran und meinem Casino auf.

Unsre Abendgesellschaft war heiter und belebt. Um Mitternacht gingen wir auseinander; ich begleitete Murrai bis zu dem Orte, woselbst ich ihn in der Nacht finden sollte, wenn ich ihn nach dem Kloster abzuholen hatte. Antoinette, die meinen Freunden Alles Lob widerfahren ließ, bewunderte den Engländer, der sechs Flaschen Wein getrunken hatte und frisch, wie eine Rose, geblieben war. Er glich einem hübschen Bachus, von Rubens Pinsel gemalt.

In der Pfingstwoche sagte mir Righelini, Alles sey abgeredet. Uebermorgen wollte der Mercur die Schöne bringen. Ich übergab ihm die Schlüssel zu meinem Casino und wollte Mu

rai zur bestimmten Stunde am verabredeten Orte erwarten.

Mit Herzklopfen sah ich dem dritten Tage entgegen. Daß M. M. unschuldig sey, dessen war ich gewiß. Woher also meine Ungeduld? Ich konnte nicht erwarten, den Gesandten enttäuscht zu sehen; denn er mußte M. M. für die feilste Buhldirne halten. Auch er war ungeduldig, nur mit dem Unterschiede, daß er, die Sache komisch nehmend, lachte, während ich bebte, weil ich sie tragisch fand.

Am Dienstage früh bestellte ich in meinem Casino ein kaltes Abendessen mit hinlänglichem Wein für zwei Personen und befahl der Antoinette, Alles bereit zu stellen, aber sich so lange im Zimmer des alten Hauswirths verborgen zu halten, bis ich sie rufen würde. Sie versprach, das pünctlich zu befolgen. Dann ging ich zu M. M.

Meinen Besuch hatte sie nicht erwartet und fragte, weshalb ich nicht den Bucentauro begleitet habe, der bei dem schönen Wetter heute seine Fahrt antreten sollte. Diese und andre Fragen beantwortete ich verlegen, und M. M. bemerkte

das wohl. Endlich kam ich auf den wichtigen Gegenstand. Du mußt mir blindlings eine Bitte zusagen, ohne nach den Gründen zu forschen, fing ich an. —

Befiehl, mein Geliebter! sagte sie. Ich schlage Dir nichts ab, sobald ich nur erfüllen kann, was Du begehrst. —

Ich werde Dich heute Nacht an das Sprechgitter rufen lassen. Du mußt kommen, um nur eine Minute bei mir zu bleiben. Aber ich bringe Jemand mit. Aus Höflichkeit mußt Du ihm einige Worte sagen; dann darfst Du gehen. Laß uns auf einen Vorwand denken, unter dem ich Dich darf rufen lassen. —

Deinen Wunsch werde ich erfüllen. Aber Du glaubst nicht, welche Umstände es macht, Nachts an das Sprechgitter gelassen zu werden. Denn es müssen der Aebtissin die Schlüssel abgefordert werden. Indessen weil es nur auf fünf Minuten geschehen soll, kann ich sagen, daß ich einen Brief meines Bruders erwarte, den ich Stelle beantworten müsse, weil er noch in Nacht abreise. Du mußt mir also einen

übergeben, und die Nonne, die mich begleitet, muß das sehen. —

Also kömmst Du nicht allein? —

Nein. Das darf ich nicht einmal erbitten. —

Nun so komme nur mit irgend einer Alten, die uns nicht sieht. —

Ich will die Fackel hinter uns lassen. —

Nein, nein! Du mußt vielmehr die Fackel gegen das Gitter stellen, damit die Maske, welche mich begleitet, Dich sehen kann. —

Das klingt seltsam. Aber ich folge Dir blindlings, und Du erklärst mir das Räthsel wohl beim nächsten Wiedersehen. —

Ich versprach es, und M. M., neugierig darauf, entfernte sich.

Jetzt hätte man mich doch beruhigt glauben sollen. Aber ich war es nicht. Ich kehrte nach Venedig zurück, angstvoll, Murrai könne mir Alles absagen lassen, weil die Nonne die Zusammenkunft aufgeschoben. Wenn das geschah, würde ich M. M. zwar nicht für schuldig gehalten haben, aber der Engländer konnte behaupten, ich sey die Ursache, daß die Nonne ihm ausgeblieben. Dann hätte ich ihn nicht zum Sprech-

gitter geführt, sondern wäre höchst bekümmert selbst dahin gegangen.

Endlos schien mir dieser Tag. Mit einem nachgemachten und versiegelten Briefe versehen, ging ich nach meinem Posten. Murrai ließ mich nicht warten. Ich sah ihn nach einer Viertelstunde mit langen Schritten heraneilen. Ist die Nonne im Casino? fragte ich. Ja, antwortete Murrai, und nun schnell zum Sprechgitter! Sie wird sich krank oder beschäftigt entschuldigen. Heben wir die Wette auf! —

Nein, wir gehen. Wir heben nichts auf. —

Nach diesen Worten brechen wir auf. Ich klopfe an das Klosterthor; die Thürsteherin öffnet und sagt, Balsam in meine Seele gießend, ich sey erwartet und möchte nur in das Sprechzimmer gehen. Ich trete ein, und vier Fackeln sind angezündet. Kann ich dieses Augenblicks mich zurückerinnern, ohne mit Freude auf mein Leben zurückzublicken? Es war nicht die Unschuld, es war der leuchtende Verstand meiner M. M., was mich in diesem Augenblick entzückte. Glänzend in ihrer Schönheit, einen Leuchter in der Hand, trat sie, begleitet von einer Laienschwester, an

das Gitter und sagte mir in gutem Französisch einen sehr schmeichelhaften Gruß. Ich gebe ihr den Brief; sie betrachtet Siegel sammt Aufschrift, dann steckt sie das Schreiben ein und verspricht baldige Antwort. Den Gesandten betrachtend, fragt sie, ob er um ihrer willen vielleicht den ersten Act der Oper versäumt habe? —

Die Ehre, Sie zu sehen, ist mehr werth, als alle Opern der Welt. —

Der Herr scheint ein Engländer. —

Das bin ich. —

Die englische Nation ist heut zu Tage die erste der Welt. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herren! —

Nie war M. M. schöner gewesen, als in diesem Augenblicke. Von Liebe und von einer ganz neuen Befriedigung entflammt, verließ ich das Gitter und eilte nach dem Casino, ohne eben sehr auf den Gesandten zu achten, der mir langsam nachfolgte. Ich erwartete ihn an der Thür. Sind Sie nun überzeugt? fragte ich.

Schweigen wir jetzt! Oben wollen wir weiter sprechen. —

Soll ich mit hinaufgehen? —

Ich bitte darum. Was fange ich allein nun mit der Dirne an, die bei Ihnen wartet? —

Jagen wir ſie weg. —

Nein. Zwei Stunden nach Mitternacht kömmt der Kuppler, ſie abzuholen, und der muß ſein Theil haben.

Wir gehen alſo hinauf und treten ein. Kaum ſieht mich die Gaunerin, ſo nimmt ſie das Schnupftuch vor das Geſicht und erklärt Murrai's Betragen für unerhört. Er antwortet nicht.

Sie ſtand und ſchien nicht ganz ſo groß, wie M. M. Ihr Franzöſiſch war ſchlecht; Mantel und Maske lagen auf dem Bette; ſie hatte den Nonnenanzug an. Ich bat ſie, mich ihren Wuchs ſehen zu laſſen. Wer ſind Sie? fragte ſie. — Ihr Bewirther, antwortete ich. — So hat man mich verrathen, erwiderte das Mädchen. Nun gebot Murrai Schweigen und begann ſeine Strafrede. Sie ſtand auf und griff nach Mantel und Maske. Aber Murrai befahl, daß ſie bleibe, bis der Kuppler käme, an dem er ſich rächen wolle. Darauf verſuchte die Schelm
mit Gewalt zu entkommen, und wir bemächt
ten uns ihrer, ſo wie der Piſtolen, die ſi

der Tasche trug. Murrai zerriß ihr das Nonnenkleid, und ich riß ihr den Dolch weg; nun fing sie an zu weinen. Der Engländer fragte, ob sie die Ankunft des Kupplers — er hieß Capucefalo — abwarten, oder ob sie in das Gefängniß spazieren wolle. Sie beschloß zu warten. Wir bemerkten nun Beide, daß sie eine leichte Aehnlichkeit mit M. M. besaß, und Murrai erzählte mir die Geschichte der Bekanntschaft mit ihr. Er hatte sich zufällig mit dem Consul Schmidt am Klosterthore getroffen und ihm unter etwa zehn Nonnen M. M. als die schönste bezeichnet, auch geäußert, er würde fünfhundert Zechinen nicht ansehen. Schmidt antwortete, nur am Gitter sey sie zu sehen, wie sie sich dem französischen Gesandten gezeigt. Das Alles hatte Graf Capucefalo gehört, und es war ihm genug gewesen, Murrai am folgenden Tage zu besuchen und ihm den Besitz der Nonne gegen die gedachte Summe zuzusichern. Dabei hatte er ihm ihr Bildniß gezeigt und hinzugefügt, Betrug sey nicht zu fürchten, denn erst, wenn Murrai vollkommen befriedigt worden, solle er der Schönen

selbst das Geld einhändigen. So war der Engländer in die Falle gegangen.

Bis Capucefalo ankam, betrachtete ich mir das Gemälde, welches Murrai besaß. Es zeigte einige Aehnlichkeit mit M. M., aber auch mit der Dirne. Da sie von ihrer Unschuld sprach, so waren wir neugierig, ihr Verhältniß zu Capucefalo zu erfahren.

Dieser, der schon längst dies Frauenzimmer gekannt, machte ihr einst den Vorschlag, sich als Nonne zu verkleiden, um hundert Zechinen zu verdienen. Er hatte sie vollkommen instruirt und besonders sie angewiesen, sich auf ihre Haare zu beziehen, um den Engländer glauben zu machen, daß sie die Geliebte des französischen Gesandten und keine andre Nonne sey. So hatte sie sich überreden lassen und von Murrai's fünfhundert Zechinen vierhundert abgeben müssen. Auf den heutigen Vorschlag war sie sehr gern eingegangen, da der Engländer ihren Beifall gefunden, sie sollte heute die hundert Zechinen mit Capucefalo theilen. Ueber ihre Verkleidung und Bewaffnung mit Pistolen und Dolch wußte sie sich geschickt genug zu entschuldigen. Mich

sie nicht kennen, aber sie hatte mich oft genug gesehen an ihrer Wohnung, die sie mir angab, vorübergehen. Für ein öffentliches Mädchen schien sie uns schuldlos genug. Sie war wenigstens zehn Jahr älter, als M. M.; auch hatte sie viel blondere Haare.

Ohne uns um sie zu bekümmern, setzten wir uns an den Tisch. Murrai dankte mir vielmals, daß ich ihn aufgeklärt, und lobte es, daß ich die Ehre der M. M. gerettet. Endlich erscheint Capucefalo, und mich nicht sogleich erkennend, schließt er die Thür ab. Endlich betrachtet er mich genauer und sagt: Ah, Sie sind es! Nun, Sie werden nicht plaudern. —

Murrai bot nun ihm und dem Mädchen ein Glas Wein an und lobte, während der Graf sich zu uns gesetzt hatte, die Diamanten an seinem Ringe mit der Bitte, ihm die Steine näher betrachten zu lassen. Capucefalo kann nicht ausweichen; Murrai, den Ring in der Hand haltend, fragt, was er koste. Vierhundert Zechinen, erhält er zur Antwort, und fährt, den Ring zu sich steckend, fort: Ich behalte ihn für diesen Preis. Der Andre macht eine Verbeugung.

Murrai lacht über diese ungemeine Bescheidenheit, läßt das Mädchen sich maskiren und Beide sich entfernen. Sie zogen mit den höflichsten Verbeugungen ab.

Murrai mußte ich umarmen und über die ruhige Art loben, wie er den Handel beendigt hatte. Auch ihm konnte es nachtheilig werden, wenn er Lärm machte. Ich ließ nun Antoinette kommen. Der Engländer lud sie zum Trinken ein, aber es ward ausgeschlagen. Er sah das Mädchen mit flammenden Blicken an und verließ mich unter den aufrichtigsten Danksagungen.

Am andern Morgen eilte ich, M. M. den Zusammenhang des nächtigen Besuchs mit allen Nebenumständen zu berichten. Ohne einmal die Wimpern zu senken, ließ sie mich den Wechsel der schönsten Gefühle unverholen in den offnen Augen lesen. Furcht, Zorn, Verachtung, Billigung meines Benehmens, um ihre Unschuld den Tag zu bringen, und Freude darüber diesem noch Beweise meiner Liebe zu entr Alles dies strafte, ja bezüchtigte mich der heit wegen, die ich begangen, als ich ihr meine Wille sey, sie nach Frankreich zu

ren. Sie freute sich zu hören, daß mein Begleiter der englische Resident gewesen, aber es empörte sie, als ich ihr sagte, wie gern er hundert Guineen monatlich geben würde, wenn er sie am Gitter sehen dürfte.

Bei dieser Gelegenheit kam meine Liebschaft mit Antoinette zur Sprache. M. M. und C. C. wußten Beide davon und erklärten sich nicht dagegen. Beim Weggehen meinte M. M. noch, ihre Ehre müsse an Capucefalo durch dessen Tod gerächt werden. Ich versprach, wenn Murrai nicht in acht Tagen diese Rache vollbracht haben sollte, selbst sie zu übernehmen.

Um dieselbe Zeit starb der Procurator Bragadin, der Bruder meines Gönners, und dieser ward nun ungemein reich. Aber die Familie drohte auszusterben, und das brachte eine frühere Geliebte, die einen Sohn von ihm hatte, auf den Gedanken, meinen Gönner zu heirathen und den Sohn legitimiren zu lassen. Sie lud mich durch ein Billet zu sich, obwohl wir uns nicht kannten. Ich war im Begriffe, zu ihr zu gehen, als Bragadin mich rufen ließ. Ich sollte das Orakel fragen, ob er den Rath des de la Haye

befolgen müsse. Und ich ließ das Orakel antworten, er möchte lediglich seiner eignen Vernunft folgen; gleich darauf aber gehe ich zur Dame.

Diese unterrichtet mich von Allem, stellt mir ihren Sohn vor und verspricht mir eine Verschreibung, mittelst deren ich nach Bragadins Tode in den Besitz eines Landguts von fünftausend Thalern jährlichen Ertrags kommen soll. Ich entdeckte gleich den Zusammenhang zwischen dieser Angelegenheit und der des de la Haye und gab zur Antwort, da Bragadin bereits mit de la Haye über die Sache gesprochen, so wolle ich mich nicht weiter darein mischen. Damit empfahl ich mich.

Ich fand die Bemühungen de la Haye's, meinen Wohlthäter zu verheirathen, sonderbar. Schon vor zwei Jahren hätte er Dandolo verehelicht, wenn ich es nicht verhindert hätte. Daß Bragadins Geschlecht ausstarb, kümmerte mich wenig, wohl aber das Leben meines Gönners. Er war drei und sechzig Jahr alt und vom Schlage gerührt gewesen.

Nach einigen Tagen speiste ich bei Murrai mit seiner Gemahlin. Nach dem Essen erzählt

mir der Engländer, er habe die Geschichte mit der falschen Nonne dem Secretair der Staatsinquisition, Cavalli, mitgetheilt, und es sey nach des Letztern Versicherung Alles zur Zufriedenheit des Gesandten abgemacht worden. Capucefalo ward, das erfuhr ich bald nachher, auf einem Caffeehause nach seinem Vaterlande Cefalonien zurückverwiesen, und die Courtisane war verschwunden. Merkwürdig ist, daß bei solchen Maßregeln das Tribunal niemals die Ursachen verlauten läßt. M. M. freute sich über diese Nachricht.

In der nächsten Zeit verlor ich bedeutend im Spiel. Ich mußte auf den Antrieb von M. M. alle ihre Diamanten verkaufen; sie behielt kaum fünfhundert Zechinen. Von Flucht und Entführung war keine Rede ferner. Ich mußte die kleinen Banken aufsuchen; ich hoffte dort wieder emporzukommen.

Nach einem Abendessen mit der berühmten Fanni Murrai bat sich der Gesandte einen Abend auf meinem Casino aus, das ich um der Antoinette willen noch beibehielt. Ich konnte seiner Liberalität mich nicht gleichstellen; aber er war

zufrieden und unterhielt sich sehr mit dem Mädchen. Am folgenden Morgen machte er mir schriftlich den Vorschlag, Antoinette ihm zu überlassen. Er wollte ihr ein Casino miethen und einrichten; die Meubles sollte sie sogleich geschenkt erhalten. Außerdem versprach er ihr eine Kammerjungfer, Köchin und dreißig Zechinen monatlich für einen täglichen Tisch auf zwei Personen, wobei er den Wein besorgte; hiernächst eine Leibrente von zweihundert Thalern jährlich, die mit einem Jahre nach der Bekanntschaft ihren Anfang nehmen sollte.

Ich versprach nach drei Tagen meine Erklärung und glaubte, der Antoinette nichts verschweigen zu dürfen. Sie beklagte sich, daß ich sie verlassen wolle und sie nicht ferner liebe. Ich versicherte Antoinette meiner Liebe, aber ich stellte ihr vor, daß sie sich eine gute Mitgift und dadurch eine vortheilhafte Ehe verschaffen könne. Das vermochte ich nicht zu gewähren, und sie versprach, die Sache zu überlegen.

Am andern Tage sagte sie mir, der Engländer sey hübsch, und sie müsse jedesmal lachen, wenn er venetianisch spräche. Sie wolle es

ein Jahr versuchen. Nach Ablauf dieser Frist sey ihr ein Einkommen von zweihundert Thalern sicher; ich möchte also mit ihrer Mutter sprechen. Diese hatte nichts dagegen. Sie sah ihre Tochter nun auf immer versorgt und zeigte mir dreißig Zechinen, die Antoinette bereits in meinem Dienst erworben und ihr übergeben hatte. Sie machte sich nur drei Livres täglich von ihrer Tochter aus, um mit ihrer Familie in Venedig zu leben. Diese Bitte war ihr zugestanden.

Als ich zum Sprechgitter ging, erschien M. M. zum ersten Mal mit C. C. wieder. Es freute mich, C. C. so schön, obwohl ein wenig bekümmert und um den Tod ihrer Mutter in Trauer zu sehen. Aber sie mußte mich bald verlassen, denn ihr war es strenge verboten, das Sprechgitter zu besuchen. M. M. erzählte ich, was mit Antoinette geschehen war. Es gefiel ihr nicht; sie meinte, ich würde nun Muran verlassen und sie dann seltener besuchen. Aber die Zeit, uns auf immer zu trennen, nahte auf andern Wegen mächtig heran.

Nach zwei Tagen übergab ich Antoinette dem Engländer und besorgte, daß ihr alles Ver-

sprochene förmlichst verschrieben und gehörig versichert ward. Wenn sie schwanger seyn sollte, versprach er, für ihre Entbindung zu sorgen, und er erlaubte ihr, Besuche von mir und ihrer Mutter anzunehmen. Antoinette umarmte ihn mit rührender Dankbarkeit. Sie versprach, nur ihn zu lieben und mich als Freund zu behandeln. Dabei rollten ihr die Thränen aus den Augen; auch ich war bewegt. Murrai machte Antoinette's Glück; aber ich sollte nicht lange Zeuge davon seyn.

Laura's zweite Tochter, Barbara, ein Jahr jünger und nicht minder reizend, als Antoinette, nur in einer andern Art, fing an, meine Neugier zu erregen. Diese Neugier ist bei Männern, die gewohnt sind, auszuschweifen, die Ursache ihrer Unbeständigkeit. Wäre der Ausdruck im Gesichte der Frauen überall derselbe, hätte ihr Geist einen und den nämlichen Charakter, dann würde der Mann nicht unbeständig, ja kaum verliebt werden. Sein Trieb führte ihn dann zu einem einzigen weiblichen Wesen, und sie würde ihn für sein ganzes Leben befriedigen. Die ganze Einrichtung der Welt wäre dann eine andre. Aber

Neuheit überwältigt unsre Seele. Wir wissen recht gut, daß dasjenige, was wir nicht sehen, keineswegs abweicht von dem, was wir kennen; aber bei jedem neuen Anblick eines weiblichen Wesens vermuthen wir das Gegentheil, und das ist den Frauen genug. Von Hause aus sind sie beflissen, uns, was sie mit andern gemein haben, zu verrathen, und nun zwingen sie unsre Einbildungskraft, sich eine andre Vorstellung von ihnen zu machen.

Barbara, die oftmals in meiner Gegenwart ihr Hemd gewechselt, die gewohnt war, mir die Hand zu küssen, die wußte, wie ich ihrer Schwester Glück und dadurch das Glück der Familie gemacht, fühlte recht gut, daß sie mich durch einen Ueberfall erobern und mir im voraus verrathen müsse, daß sie mir nichts abschlagen werde. Sie hatte mir eines Tages den ganzen kleinen Haushalt ihrer Schwester gezeigt, und nun sollte ich auch den Garten sehen. Es war ein Plätzchen, mit Salat bepflanzt, ein Feigenbaum in der Mitte, und die Mutter hatte ihr geheißen, sie sollte mir einige frische Feigen geben. Am Baume sah ich keine Früchte, aber Barbara wollte

ganz oben einige Feigen erblicken. Ich sollte ihr die Leiter halten. Sie steigt hinauf und, sich das Ansehen gebend, als könne sie die Früchte nicht erreichen, läßt sie den einen Fuß auf der Leiter, den andern setzt sie auf einen entfernten Zweig. Sie wußte Alles vorher, was aus der verführerischen Stellung erfolgen würde, und es erfolgte, wie sie sich es gedacht hatte.

Bei Murrai, wo ich nach einigen Abenden mit Righelini speiste, äußerte ich, daß ich ohne Casino sey, und Righelini schlug mir zwei hübsche Zimmer auf dem fondamente nuove vor, die billig vermiethet werden sollten. Ich besah sie, miethete und bezahlte auf drei Monate voraus. Man hatte gerade der Tochter der Hauseigenthümerin, einer Wittwe, zur Ader gelassen. Seit acht Monaten behandelte sie Righelini, und keine Heilung erfolgte. Ich begleitete die Wirthin in ihr Zimmer, und hier sah ich das Mädchen. Es war, als wenn ich ein Wachsbild erblickt hätte. Ich lobte ihre Schönheit und meinte, der Bildhauer hätte ihr nur noch Farben geben sollen; nun lachte die Statue.

Righelini sagte mir, ihre Blässe sey kein

Wunder; er habe ihr bereits hundert und vier Mal zur Ader gelassen. Denn sie sey bereits achtzehn Jahr alt und entbehre noch der Wohlthaten der Natur. Einigemal wöchentlich schwebe sie in Todesgefahr; vielleicht würde ein Landaufenthalt und Veränderung der Luft ihr wohlthun.

Abends bezog ich mein neues Casino und wollte vom Balcon meiner Schlafkammer aus die frische Luft genießen. Aber beim Eintreten kömmt mir ein junges Mädchen von schönem Wuchs entgegen und entschuldigt sich mit den Worten: „Ich bin die nämliche, welche Sie heute für ein Wachsbild gehalten. Wir pflegen der Mücken wegen bei offnen Fenstern kein Licht im Zimmer zu halten. Wenn Sie zu Bette gehen wollen, können wir die Fenster verschließen und werden Sie verlassen. Dies ist meine jüngere Schwester. Unsere Mutter schläft bereits."

Ich bat die beiden Mädchen, noch zu bleiben, weil der Abend so schön sey, und erklärte, daß mein Balcon ihnen stets zur Disposition sey. Die jüngste Schwester zündete Licht an, und wir blieben noch gegen zwei Stunden in

muntern Gesprächen zusammen. Als ich allein war, stellte ich Betrachtungen über die Krankheit des bleichen Mädchens an. Ihr kraftvolles Sprechen, ihre Heiterkeit, ihr Geist überredeten mich, daß die Krankheit heilbar seyn müsse.

Am Morgen stellt sich auf mein Klingeln die jüngste Schwester zu meiner Bedienung ein, weil gerade kein Dienstbote bei der Hand ist. Ich erkundige mich nach der ältern, und es heißt, sie sey nicht eigentlich krank; die vielen Aderlässe allein wären die Ursache ihrer Blässe; sie schlafe gut und das Essen verschmähe sie auch nicht. Indem läßt sich eine Violine hören, und die Anwesende sagt mir, ihre Schwester nehme Tanzstunde. Ich eile mit dem Anzuge, um bei dem Unterrichte zugegen zu seyn, und ich finde einen alten Tanzmeister mit einer Violine, der sich bemüht, einem sehr hübschen Mädchen die Beine auswärts zu richten. Es ist nur die Röthe, welche ihrer Schneeblässe mangelt.

Ich werde aufgefordert, die Menuet mitzutanzen, und ordne ein schnelleres Spielen an. Der Tanzmeister aber meint, das ermüde seine Schülerin zu sehr; sie jedoch erklärt, daß sie kei-

neswegs so sehr schwach sey. Wir tanzen also, und nachdem sie sich am Schlusse des Tanzes in den Fauteuil geworfen, sehe ich den ersten Schimmer von Röthe auf ihren Wangen. Seitdem will die Tänzerin nur so tanzen, wie es mit mir geschehen war. Als wir allein sind, sage ich, die Stunde sey zu kurz gewesen, und ermüde meine Kranke noch durch einige längere Tänze. Dann gehe ich nach Muran, um M. M. zu besuchen.

Ich fand sie sehr traurig. Der Vater der C. C. war gestorben, und man hatte das Mädchen aus dem Kloster genommen, um sie an einen Advocaten zu verheirathen. Das arme Geschöpf hatte einen Brief zurückgelassen, um mich zu befragen, ob es mein Ernst sey, sie zu heirathen; dann würde sie Widerstand leisten. Mir fehlte ein sicheres Auskommen und die Hoffnung, es bald zu erlangen. Das schreibend, gab ich ihr nicht nur die Freiheit, zu wählen, sondern auch den Rath, eine angemessene Verbindung keineswegs abzuweisen. Trotz dem ward C. C. erst nach meiner Flucht aus den Bleigefängnissen, als man mich nie in Venedig wiederzusehen

glaubte, die Frau des Advocaten ***. Neun=
zehn Jahre später sah ich sie wieder, und seit
zehn Jahren ist sie Wittwe und unglücklich.
Wenn ich in Venedig lebte, würde ich sie zwar
nicht heirathen, denn das wäre eine Thorheit in
meinem Alter, aber ich würde ihr Schicksal an
das meine knüpfen.

Ich muß lachen, wenn ich gewisse Frauen
über den Unbestand der Männer klagen höre.
Wahrlich, wir haben nie die Absicht, sie zu ver=
lassen, wenn wir ihnen Treue schwören. Aber
unsre Vernunft wird in diesen Augenblicken nicht
zu Rathe gezogen, und verstummt erst die Liebe,
so schweigt auch sie.

Damals erhielt ich einen Brief vom Gesand=
ten, der auch an M. M. geschrieben hatte. Er
rieth dringend von der Entführung und der Flucht
nach Paris ab, denn keine Fürsprache würde dort
uns schirmen können. Die schöne Unglückliche
theilte mir ihre Betrübniß mit und sagte mir,
es würde in diesen Tagen eine Nonne begrabe
die, acht und zwanzig Jahr alt, im Ruf ei
außerordentlichen Frömmigkeit gestorben sey
hieß Maria Concetta, hatte mich gekannt

meinen Namen der C. C. gesagt, mit dem Bemerken, ich sey ein gefährlicher Mensch, den jedes Mädchen fürchten müsse. Als ich mich nach ihres Vaters Namen erkundigte, erfuhr ich, daß es Nanette war, mit der und ihrer Schwester Marton ich meine erste Liebe gefeiert, und die mir früher geschrieben hatte, wie ich mittelbar das Heil ihrer Seele befördert.

Zehn Tage etwa hatte ich die Tanzstunden mit dem blassen Mädchen so wie die Abendunterhaltungen auf dem Balcon fortgesetzt. Das Athemholen war ihr wiedergekommen; aber ich fing an, mich zu verlieben. Righelini fand sie besser, ließ nicht zur Ader und hoffte vom Herbst. Ihre Mutter betrachtete mich wie einen Engel des Himmels, und der Tanzmeister war entlassen worden. Aber nach zwölf Tagen glaubte ich, sie würde sterben während der Tanzstunde, die ich ihr gab. Ihre Engbrüstigkeit war mehr als Asthma. Sie fiel mir wie todt in die Arme; die Kleider mußten ihr gelöst werden, und ich that Blicke nicht nur auf einen sehr schönen, sondern auch ungemein festen Körper. Der Chirurg ward geholt und mußte zur Ader lassen, ihr aber nur

vier Unzen Blut nehmen. Die Mutter wußte schon, daß dies genügte. Nun war zu berechnen, was ihr der zweimalige Aderlaß wöchentlich nahm, und wodurch sie dessen hätte überhoben seyn können.

Kaum hatte sich der Chirurg entfernt, als sie von neuem Tanzstunde nehmen wollte, weil sie sich wohl befände. Ich blieb einen großen Theil des Tages bei ihr; Abends versprach sie mir einen Besuch auf dem Balcon, denn sie erwartete vorher noch ihren Pathen und Vormund.

Dieser war, wie ich durch meine Erkundigungen ausmittelte, ein gewisser Graf S., über funfzig Jahr alt. Er bewies der Kränkelnden die Zärtlichkeit eines Vaters; aber mir war sein Wohlwollen um so mehr verdächtig, als ich bald in ihm den Gemahl der Dame erkannte, die mich zum ersten Male zu M. M. geführt, und durch ihn erfuhr, daß er das väterliche Erbgut des Mädchens verwaltete. In diesem und in dem mütterlichen Vermögen besaß sie eine Mitgift von funfzehntausend Ducaten, ihre Schwester aber eben so viel.

Bald ließ sich bemerken, daß meine Kranke

durch Zurückhalten ihrer Gunst mich gewinnen wollte, und nun beschloß ich, mein System zu ändern. Ich begleitete sie zu ihrem Vormund, ohne meiner Bekanntschaft mit der Gräfin zu gedenken. Ich glaubte, diese würde mich ignoriren; aber sie begrüßte mich vielmehr sehr artig und fühlte keine Verlegenheit wegen einer Antwort, als der Graf sich erkundigte, woher wir uns kennten.

Abends, als ich die Leidende in der Gondel nach Hause begleitete, bewarb ich mich um einige Gunstbezeugungen, aber vergeblich. Und weil ich am folgenden Morgen spät aufgestanden war, entschuldigte ich mich wegen der versäumten Tanzstunde. Am Abend kam sie nicht auf meinen Balcon, und den nächsten Tag gehe ich aus, ohne Tanzstunde zu geben; die Abendunterhaltung auf dem Balcon ist gleichgültig. Aber am dritten Morgen entsteht ein großer Lärm im Hause, der Arzt muß gerufen werden, und ich erschrecke, das Mädchen fast sterbend zu finden. Es war im Julius; sie lag auf dem Bette, mit einem bloßen Leintuch bedeckt, fast unangekleidet. Ich setze mich zu ihr und küsse die kalten Lippen.

Die Kräfte, mich wegzustoßen, fehlten ihr, aber der Zorn in den Augen sagt, daß es ihr ernstlicher Wille sey, mich zu entfernen. In dem Augenblicke erscheint der Wundarzt, öffnet die Ader, und der Athem geht wieder freier. Sie will aufstehen; aber ich verlange, daß sie im Bette bleibe, und ich lasse mein Mittagsessen an dessen Seite stellen. Nun legt sie ein Leibchen an und verlangt, daß man eine leichte Decke auf das Leintuch breite, denn sie liege ja da wie nackt.

Ich blieb an ihrem Bette. Sie verzehrte fast die Hälfte meiner Mahlzeit, und wiewohl sie die Zärtlichkeiten schonend abweist, mit denen ich ihr nahen will, so gewährt sie mir doch im Gespräche das höchste Vertrauen. Nachdem ich mich entfernt, um auszugehen, war sie aufgestanden, und Abends nach zwei Stunden finde ich sie auf meinem Balcon. Ihr zärtliches Benehmen bei dem reizenden Dämmerlichte der Nacht verrieth mir den Tumult ihres Innern. Mit Leidenschaft mich an ihre Brust drückend, empfand sie schon in den Vorstunden ihres Glückes ungleich mehr, denn ich. Als die Schwester kam, sie zum

Schlafengehen zu rufen, schickte sie diese weg mit der Bitte, sich nur niederzulegen, weil sie nachkommen würde. Kaum fühlte sie sich auf solche Weise sicher, als sie kein Bedenken trug, die Nacht mit mir zu theilen, und drei Wochen lang setzten wir ohne Unterbrechung unsre zärtlichen Zusammenkünfte fort. Vielleicht hätte ich sie geheirathet, wenn nicht in demselben Monate noch mein Schicksal eine furchtbare Wendung genommen hätte.

Der Leser erinnert sich des Romans, welchen Chiari verfaßt, und Murrai mir mitgetheilt hatte. Dem Abbé gaben meine Aeußerungen darüber Anlaß, auf seiner Hut zu seyn. Ich aber empfing einen Brief, mit keiner Namensunterschrift versehen, der mir den Rath ertheilte, statt auf ein Durchhecheln Chiari's zu sinnen, meiner eignen Sicherheit zu gedenken, denn mir stehe ein großes Unheil bevor. Man muß alle Verfasser anonymer Briefe verachten, in der Regel sind es Thoren oder Verräther, aber die Warnung selbst darf uns aufmerksam machen.

Zur selben Zeit schloß sich ein Juwelier, Namens Manuzzi, damals einer der Spione bei

der Staatsinquiſition, an mich an, ohne daß ich ihn kannte. Er gab mir Hoffnung, unter gewiſſen Bedingungen gegen Credit mir Diamanten zu verſchaffen; er wollte mich zu dem Ende beſuchen. Er kam, betrachtete ſich meine Bücher und hielt ſich lange bei meinen Manuſcripten über Magie auf. Sein Verwundern bewog mich, ihm die Handſchriften zu zeigen, welche über die Elementargeiſter Aufſchluß gaben; Bücher, die ich nicht beachtete, aber beſaß.

Nach einigen Tagen kömmt Manuzzi wieder, mir zu ſagen, ein Bekannter ſey geneigt, mir für meine fünf Werke tauſend Zechinen zu geben, aber er wolle ſich zuvor durch Augenſchein überzeugen, ob ſie echt wären. Ich bin unbeſonnen genug, die Bücher auszuhändigen. Am folgenden Tage erhalte ich ſie mit der Nachricht zurück, daß ſie verfälſcht ſeyen. Aber nach zwei Jahren erfuhr ich, daß Manuzzi die Schriften den Staatsinquiſitoren vorgezeigt, die mich ſeitdem für einen gefährlichen Magier erklärten.

Ferner hatte ſich damals Madame Memmo eingebildet, daß ich ihre Söhne zum Atheismus verführe; und dieſe verſchwiſterte ſich mit dem

alten Ritter Antonio Mocenigo, einem Onkel Bragadins, welcher meinte, ich habe seinen Neffen in die Cabbala eingeweiht. Die Angelegenheit sollte vor die Staatsinquisition kommen, und meine Aufführung untersucht werden. Dann war ich gewiß verloren; Antonio Condulmer, Chiari's Freund, mein Gegner und Staatsinquisitor, konnte mich für einen Störer der öffentlichen Ruhe erklären. Ich erfuhr nach einigen Jahren, daß ich angeklagt worden, an den Teufel allein zu glauben, weil ich bei meinem Verlust im Spiele jederzeit Gott gelästert. Dann sollte ich die Fasten nicht halten, nur der Frauen wegen die Messen besuchen und wohl gar Freimaurer seyn, auch, obwohl bei drei Patriziern wohnend, mit den fremden Gesandten verkehren und diesen wahrscheinlich Staatsgeheimnisse verrathen, so die bedeutenden Summen gewinnend, die man mich öfterer verlieren sah. Alle diese Vermuthungen bewogen das mächtige Tribunal, mich als Feind des Vaterlandes, als ruchlosen Menschen, als Verschwörer zu behandeln. Seit drei Wochen hatten mehrere Personen mir den Rath ertheilt,

mich in fremde Länder zu begeben, denn das Tribunal beschäftige sich mit mir.

Dies wäre genug gewesen. Aber ich glaubte mir keine Vorwürfe machen zu können und hielt mich deshalb für unschuldig. Ich war ein Thor; ich dachte wie ein völlig freier Mensch, nicht wie ein Mensch, der in einem Staate lebt. Endlich raubte mein entschiedenes Unglück im Spiele mir alle Ueberlegung. Täglich verlor ich, überall war ich schuldig; meine Pretiosen, Dosen, kurz, Alles war versetzt. Nur die Gemälde hatte ich herausgenommen und sie mit meinen Papieren sammt Liebesbriefen der Manzoni übergeben. Alle Welt vermied mich, und ein alter Senator sagte mir, man wisse, daß des Grafen Bonasede Tochter wahnsinnig geworden, weil ich ihr Liebestränke eingegeben. Sie befand sich im Hospital und nannte bei ihren Anfällen gewöhnlich meinen Namen unter argen Verwünschungen.

Diese junge Dame, welche der Leser bereits kennt, wünschte die Fortsetzung meiner einträglichen Besuche. Sie bestürmte mich mit Briefen, und einige Mal hatte ich sie besucht, auch ihr Geld zurückgelassen, aber ohne ihr Zärtlichkeiten

zu erweisen. Endlich bescheidet sie mich, einer angeblich wichtigen Angelegenheit wegen, zu sich. Von Neugier gelockt, gehe ich zu ihr. Sie fliegt mir an den Hals und sagt, jene wichtige Angelegenheit sey die Liebe. Ich lache, finde sie aber reizender und reinlicher, als gewöhnlich, kurz, ich werde schwach, und sie versichert mich, ihr Vater sey abwesend. Aber durch einen Zufall nahe ich mich der einen von den beiden Thüren und trete in ein Zimmer, worin ich den Vater mit zwei Männern von bedenklichem Aussehen erblicke. Lieber Graf, fange ich an, Ihre Tochter hat mir gesagt, Sie wären nicht zu Hause. — Ich befahl ihr, dies zu sagen, antwortet er, weil ich mit diesen beiden Männern zu thun hatte.

Ich will gehen, aber er schickt die beiden Männer fort und bittet mich, zu bleiben. Nun läßt er mich die alte Litanei von seinem Unglücke von neuem hören, und ich nehme fünf Zechinen aus der Tasche, die ich ihm gebe. Dann umarmt mich der Graf, weint und bittet mich, seiner Tochter Gesellschaft zu leisten, während er zum Mantel greift und sich entfernt. Ich aber, mir

den Zusammenhang der Zimmer betrachtend, sage der jungen Gräfin, ich hätte das Complott errathen und wisse recht gut, wozu die beiden Sbirren gestimmt gewesen wären. Sie weint und wirft sich mir zu Füßen; aber ich, ohne sie eines Blickes zu würdigen, greife zum Mantel und rette mich. Seitdem habe ich keinen ihrer Briefe ferner beantwortet, auch sie nie wieder gesehen. Das hatte sie sich in den Kopf gesetzt. Hunger, Elend, Leidenschaft trugen das Ihrige bei, die Geisteszerrüttung zu vollenden. Sie war einstmals bei hellem Mittage fast nackt durch die Gassen gelaufen und hatte Jeden, der ihr begegnete, aufgefordert, sie zu mir zu führen. Der ganzen Stadt war diese mir höchst langweilige Geschichte bekannt. Die Rasende ward eingesperrt. Erst nach fünf Jahren kehrte ihr Verstand zurück, und seitdem ging sie, gleich ihrem Bruder, durch die Straßen von Venedi betteln. Nur den ältesten Bruder traf ich na zwölf Jahren in Madrid als Gemeinen bei d Garde wieder.

Die Geschichte mit der Borrasede war Jahr alt; aber man hatte sie jetzt im ungli

lichen Monat Julius 1755 wieder aufgewärmt. Alle möglichen Wolken, die Vorboten eines schweren Gewitters, zogen über meinem Haupte zusammen. Kurz, das Tribunal ertheilte dem Messer grande den Befehl, sich meiner Person lebend oder todt zu bemächtigen. Unter dieser Formel fertigt jenes Tribunal seine Decrete aus, und bei Todesstrafe darf nichts von den Befehlen desselben verlauten.

Achtes Capitel.

Gefangenschaft in den Bleigefängnissen.

Es war am zwanzigsten Julius, eine Viertelstunde vor Sonnenaufgang, als ich, nach meinem Casino zurückkehrend, die Hausthür offen und alle Bewohner des Hauses außer dem Bette, zugleich höchst bestürzt fand.

Der oberpolizeiliche Beamte, Messer grande genannt, war, die Hausthür sprengend, während der Nacht mit einer Schaar Sbirren eingedrungen, hatte jeden Theil der Wohnung durchsucht und, als er in meinen Zimmern nichts entdeckt, geäußert, er wisse zuverlässig, das Tags vorher ein Koffer mit Salz, ein hart verpönter Contrebandartikel, eingeschwärzt sey. Den Koffer, mit

Kleidungsstücken angefüllt, ein Eigenthum des Grafen Sicaro, hatte die Wirthin, zur Beschämung des Herrn, wirklich vorgezeigt.

Dies Verfahren erregte Zorn und Wuth in mir; ich versprach Genugthuung und beschloß, mit Bragadin zu reden. Nach vier Stunden kurzen Schlafs besuche ich meinen Wohlthäter und stelle ihm die Gründe ins Licht, die meine unbescholtene Wirthin berechtigten, angemessene Genugthuung zu fordern. Doch mit bedenklicher Miene hören meine drei Freunde mir zu, und der verständige Greis verspricht mir die Antwort nach dem Essen.

Von Barbaro und Dandolo begleitet, nahm er mich in sein Zimmer und verwarf im kaltblütigsten Tone von der Welt jeden Gedanken an Rache, mir den Rath gebend, auf einen Ort zu denken, der mich sicher stelle.

Das Salz, sagte er, gab nur den Vorwand; auf Dich war es abgesehen, Dich wollte man finden. Daß Du abwesend seyn mußtest, hat Dein Schutzgeist vermittelt. Auch ich war acht Monate lang Mitglied der Staatsinquisition; ich kenne ihr Verfahren. Wegen eines Kastens mit

Salz sprengt man keine Thür. Folge meinem Rathe, lieber Sohn: augenblicklich mache Dich auf den Weg nach Fusina und reise Tag und Nacht, bis Du Florenz erreichst; dort bleibe, bis ich Dich benachrichtige, daß Du zurückkommen darfst. Nimm meine vierruderige Gondel und segle ab. Fehlt Dir Geld, so will ich Dir vorläufig hundert Zechinen geben. Die Klugheit verlangt es, daß Du weggehest.

Ich sage meinen Dank für diesen weisen Rath, erkläre aber, daß ich mich zu schuldlos wisse, um ihn befolgen zu können.

Schuldlos? erwiderte Bragadin. In den Augen des Tribunals kann Manches Dich als Schuld treffen, was Du nicht dafür hältst. Befrage Dein Orakel! —

Aber ich verweigre den Vorschlag, weil nur im Fall eines innern Zweifels ich gewohnt sey zu diesem Orakel meine Zuflucht zu nehmen, und gebe als den letzten Grund meines Verweilens den an, daß ich durch die Abreise einen Beweis von Furcht ablegen würde, der mich schuldig erklären müßte. Ich sage sogar: wenn Verschn

genheit den Geist jenes Tribunals bezeichnete, so würde ihm durch meine Abreise das Mittel genommen werden, sich zu überzeugen, ob diese Abreise eine richtige, oder eine falsche Maaßregel gewesen. Denn was mir geböte, zu reisen, das verböte mir, zurückzukehren, und für immer wolle ich meinem Vaterlande nicht entsagen.

Hierauf versuchte Bragadin nochmals, mich zu vermögen, wenigstens die nächste Nacht in seinem Palaste zu schlafen, und ich schäme mich mit Bedauern, es abgeschlagen zu haben. Die Häscher dürfen in den Palast eines Patriziers nur dann eindringen, wenn das Tribunal den Befehl ausdrücklich darauf richtet; und das geschieht niemals.

Nach meiner Weigerung verstummte der edle Greis und sagte, wir dürften uns schwerlich je wiedersehen. Ich bat ihn, mir das Herz nicht zu betrüben. Darauf machte er einige Bemerkungen, dann lächelte er, endlich schloß er mich in seine Arme, indem er den Spruch der Stoiker aussprach: Fata viam inveniunt.

Mit Thränen in den Augen umarmte ich ihn

und ging. Seine Prophezeiung ward Wahrheit. Ich sah ihn nicht wieder, er starb nach elf Jahren.

Mehr Sorgen wegen meiner Schulden, als wegen meiner Person fühlend, ging ich, suchte meine Wirthin zu beruhigen und legte mich nieder, wie schon die Nacht des fünf und zwanzigsten Julius 1755 anbrechen wollte.

Eben hatte sich der Tag gemeldet, als Messer Grande in mein Zimmer trat. Es brauchte nur eines Augenblicks, um geweckt zu werden, ihn zu sehen und die Frage zu hören, ob ich Jakob Casanova sey. Kaum hatte ich sie bejahet, als er meine sämmtlichen Schriften verlangte, sowohl die von eigner, wie die von fremder Hand, und befahl, ich solle mich ankleiden und ihm folgen. Als ich fragte, in wessen Vollmacht er so verfahre, nannte sein Mund mir das Tribunal.

Dies Wort Tribunal zermalmte mir die Seele. Alle Kraft des Geistes war dem stummen Gehorsam gewichen. Mein Schreibschrank stand offen, meine Schriften lagen auf dem Tisch. Er könne sie nehmen, sagte ich dem Mes-

grande. — Sogleich ward ein Beutel, welchen seine Gehülfen herbeibrachten, damit angefüllt. Nun sollte ich sogleich noch die eingebundenen Manuscripte vorzeigen, in deren Besitz man mich vermuthete. Auch diese zeige ich und errathe nun meinen schändlichen Angeber. Diese Schriften, sämmtlich magischen und cabbalistischen Inhalts, waren die clavicula Salomonis, der Zecor-Ben, Picatrix, Anweisungen über die planetarischen Zeiten, in welchen Zauberdüfte bereitet und Geisterbeschwörungen vorgenommen werden, nebst ähnlichen Belehrungen. Wer mich im Besitze dieser Bücher wußte, hielt mich für einen Magier, und das verdroß mich keineswegs.

Auch die Bücher auf meinem Nachttische, Horaz, Ariost, Petrarch, ein Manuscript, der Soldat und Krieger, nebst Aretins Lascivitäten — die gewiß angegeben worden, der Messer grande fragte ausdrücklich darnach — verblieben nicht zurück.

Während der Polizeichef in jenen Büchern und Papieren wühlte, kleidete ich mich maschinenmäßig an, weder schnell noch langsam, ließ mich rasiren, frisiren, wählte ein Hemde mit Spitzen-

manschetten und ein schönes seidnes Kleid. W
der sprach ich ein Wort, noch bezeigte Messer
grande, dessen Augen mich nicht verließen, Ver=
wunderung darüber, daß ich mich putzte, gleich
als ob ich zur Hochzeit gehen wolle.

Beim Hinaustreten aus dem Zimmer er=
schreckten mich dreißig bis vierzig Häscher in der
Hausflur. Man erwies mir die Ehre, sie für
nöthig zu halten, weil es meine Person galt,
obwohl nach dem Spruche: ne Hercules quidem
contra duos, (selbst ein Hercules vermag nichts
gegen zwei), ein Paar genügt hätte. Ist es
nicht merkwürdig, daß in England, wo der Muth
einheimisch ist, ein Mann hinreicht, um einen
andern zu verhaften? In meinem Vaterlande,
wo die Feigheit ihren Sitz hat, braucht man
deren gegen dreißig. Vielleicht ist der Feige,
wenn er angreift, noch furchtsamer, wie dann,
wenn er angegriffen wird, und das gerade mach
den Angegriffenen tapfer. Wirklich sieht man i
Venedig oft Einen im Kampfe mit zwanzig Sb
ren. Er prügelt sie durch und reißt aus.

Messer grande ließ mich eine Gondel
steigen und setzte sich mir zur S

blieben bei ihm, die übrigen entließ er. Wir fuhren nach seiner Wohnung, und nachdem er mir Caffee angeboten, den ich ausschlug, schloß er mich in sein Zimmer ein. Vier Stunden blieb ich dort, mehrentheils schlafend. In dem Augenblicke aber, als es drei Uhr schlug, trat der Hauptmann der Sbirren ein und sagte, daß er Befehl habe, mich in die Bleikammern zu bringen. Ich folgte ihm. Wir bestiegen eine Gondel. So kamen wir nach vielen Umwegen durch kleinere Canäle wieder in den Hauptcanal und traten bei dem Quai der Gefängnisse ans Land. Eine Reihe von Stufen brachte uns über eine hohe, eingeschlossene Brücke, welche die Gefängnisse über dem Canal, via di palazzo genannt, mit dem herzoglichen Palaste verbindet. Von hier ging es eine Gallerie entlang, dann in ein Zimmer, und hierauf in noch ein anderes, wo ich einem Manne in der Kleidung eines Patriziers vorgestellt ward. Nachdem er einen Blick auf mich geworfen, sagte er: Der ist es, setzt ihn fest! — Es war der Schreiber der Staatsinquisitoren, Domenico Cavalli, der jene Worte im toskanischen Dialekt aussprach, wahrscheinlich weil

er sich in meiner Gegenwart venetianisch zu sprechen schämte.

Ich ward dem Aufseher übergeben, der die Bleigefängnisse bewachte. Abermals ging es zwei Treppen hinauf; zwei Häscher begleiteten meinen Führer. Ich gelangte durch drei lange Gänge, deren zwei verschlossen waren, an eine große, sehr unsaubere Dachkammer. Sie hatte ungefähr sechs Ruthen in der Länge, zwei in der Breite, und empfing Licht durch eine Dachlucke. Ich hielt sie für mein Gefängniß, aber ich irrte. Der Gefangenwarter ergriff einen mächtigen Schlüssel und öffnete eine starke, mit Eisen beschlagene Thür. Sie war viertehalb Fuß hoch und hatte in der Mitte ein acht Zoll großes Loch. Indem ich den Befehl erhalte, einzutreten, betrachte ich aufmerksam eine an der Wand befestigte sonderbare Maschine von Eisen, einem Hufbeschlag ähnlich. Der Gefangenwärter sieht meine Verwunderung und sagt lächelnd: Der Herr zerbrich sich den Kopf, wozu dieses Geräth dienen möcht und ich kann das Räthsel lösen. Wenn die gn digen Herren befehlen, daß ein Gefangener drosselt werde, so muß er sich auf einen Sche

den Rücken gegen das Halseisen gerichtet, niedersetzen, welches ihm bis zur Hälfte um den Hals gehet. Die andre Hälfte des Halses umwickelt man mit einer seidnen Schnur, zieht die beiden Enden durch das Loch hier und befestigt sie an einer kleinen Winde. Diese Winde wird so lange gedreht, bis der Verbrecher seine Seele dem Herrn zurückgegeben hat; denn der Beichtvater verläßt ihn erst, nachdem das Leben entflohen ist.

Sinnreich erfunden! Und vermuthlich haben Sie die Ehre, die Winde zu drehen — sagte ich: aber mein Begleiter schwieg.

Fünf Fuß neun Zoll groß, wie ich war, mußte ich gebückt zur Thür eintreten, die sogleich verschlossen ward. Als man mir durch das Gitter hindurch die Frage zurief, was ich zu essen begehre, antwortete ich, daran hätte ich noch nicht gedacht. Nun ging der Kerkermeister und schloß eine Thür nach der andern zu, indem er sich entfernte.

Dumpf und vernichtet lehnte ich mich mit dem Ellenbogen gegen das Gitter des Fensters, mein Schicksal überdenkend. Sechs eiserne Stangen, jede einen Zoll stark, sich kreuzend und zu-

sammen sechszehn kleine Löcher von fünf Quadratzollen bildend, befanden sich in einer Oeffnung von zwei Schuhen. Mein Kerker hätte durch dies Gitter hinlängliches Licht erhalten, aber ein Querbalken stand im Wege, er war anderthalb Fuß dick und lief an der Dachlucke vorüber. Nachdem ich in meinem Gefängnisse mit gebücktem Haupte, so niedrig war es, umhergetappt, entdecke ich immer nur drei Seiten eines Vierecks. Einem Alcoven, der vielleicht ein Bett fassen konnte, schien die fehlende vierte Wand anzugehören. Aber weder ein Lager, noch Tisch, noch Stuhl war zu finden. Ein Bret, etwa einen Fuß breit, an der Mauer befestigt, benutzte ich, meinen schönen seidnen Mantel, mein zur Unzeit angelegtes Paradekleid und meinen Tressenhut, mit weißen Federn geschmückt, abzulegen. Die Hitze war unerträglich, und ein dumpfer Instinct trieb mich an das Gitter, wo ich mich wenigstens gegen den Ellenbogen stützen konnte. Das Fenster selbst sah ich nicht, aber das eindringende Licht, und Ratten, wie die Kaninchen groß, welche umherwanderten, zeigten sich. Diese abscheulichen Thiere, vor denen ich schauderte, wandelten

so dreist umher, daß sie bis gegen das Gitter kamen. Schnell verschloß ich die Oeffnung in der Thür; denn mein Blut wäre Eis geworden, wenn dies Ungeziefer sich zu mir hineingedrängt hätte. Ich versank in ein tiefes Träumen, und mich mit übergeschlagenen Armen gegen das Gitter lehnend, stand ich stumm da, ohne mich im geringsten zu bewegen.

Mit dem ein und zwanzigsten Glockenschlage aber erwachte mir Besorgniß über das Ausbleiben jedes menschlichen Wesens. Man fragte nicht, ob ich essen wolle, man brachte mir kein Bett, keinen Stuhl, nicht einmal Wasser und Brot. Ich empfand zwar keinen Hunger, aber davon durfte und konnte Niemand Kunde besitzen. Im Munde fühlte ich eine Bitterkeit, wie ich noch nie sie empfunden. Daß vor Ende des Tages Jemand erscheinen würde, hoffte ich noch immer. Als es aber vier und zwanzig schlug, und kein Mensch kam, da brach meine Wuth los. Ich heulte, stampfte mit den Füßen, fluchte und schrie, so laut ich nur konnte, tobte so heftig, als es nur möglich war. Eine volle Stunde war über diesen wüthenden Anstrengungen ver-

flossen, und weder zeigte sich Jemand, noch durfte ich hoffen, daß mein Toben vernommen worden sey. Umgeben von dichter Finsterniß, schloß ich das Gitter, damit nur die Ratten fern blieben. Dann band ich mir ein Tuch um den Kopf und legte mich der Länge nach auf den Fußboden nieder.

Ein solch unbedingtes Vergessen meiner schien mir, selbst wenn mein Tod beschlossen war, unmöglich. Eben so dauerte mein Nachsinnen über das Verbrechen, welches mir diese Strafe zugezogen, kaum einen Augenblick. Ich konnte keine Verschuldung entdecken. Daß ich Wüstling war, daß ich kein Blatt vor den Mund nahm, und daß ich überall den Genuß des Lebens aufsuchte, das machte mich noch nicht schuldig. Demohnerachtet wurde ich als schwerer Verbrecher behandelt. Der Leser mag sich also denken, was Wuth, Haß und Verzweiflung mir gegen den Despotismus eingaben, dem Unterdrückungen solcher Art geläufig waren. Dennoch hinderte weder die Gewalt meines Zorns, noch die Heftigkeit meines Kummers, noch der harte Fußboden, daß ich einschlief. Mein Körper bedurfte Schlaf, und der

Menſch, wenn er jung iſt, trägt, oft ohne daran gedacht zu haben, bald davon, was er bedarf.

Die Mitternachtsglocke riß mich aus meiner Ruhe. Schrecklich iſt jedes Erwachen, welches uns ein Nichts, die Täuſchungen des Schlummers, beklagen läßt. Ich konnte nicht faſſen, daß ich drei Stunden zugebracht haben ſollte, befreit vom Gefühl irgend einer Qual. Ohne aufzuſtehen, mit der linken Seite auf dem Fußboden liegen bleibend, ſtreckte ich meinen rechten Arm nach dem Schnupftuch aus, von dem mir eine dunkle Erinnerung ſagte, wo ich daſſelbe gelaſſen. Aber, o Himmel! was begegnet meiner tappenden Hand? — Eine andre, kalt und ſtarr, wie Eis. Schreck durchfuhr mich von dem Scheitel bis zur Sohle; alle meine Haare ſtanden empor. Ein ſolches Erbeben hatte ſich noch nie meiner Seele bemächtigt. Ich hielt mich deſſen gar nicht fähig. Gegen fünf Minuten blieb ich vollkommen regungslos; keine Spur von Bewußtſeyn und Beſinnung. Als ich endlich einigermaßen wieder zu mir ſelbſt kam, wollte ich mir einbilden, die Hand, welche ich gefaßt, ſey ein Hirngeſpinnſt meiner Imagination. In die-

ser festen Voraussetzung strecke ich meinen Arm abermals nach demselben Ziel aus und finde dieselbe Hand, die ich, schaudernd vor Schreck und laut schreiend, erst drücke, dann, indem ich meine Hand zurückziehe, loslasse. Noch bebe ich, aber endlich kehrt das Ueberlegen wieder. Ich sage mir, ein Leichnam habe, indeß ich geschlafen, den Platz an meiner Seite eingenommen; denn ich wußte, als ich mich niederlegte, war nichts auf dem Fußboden gewesen. Aber schon sehe ich den todten Körper irgend eines unschuldigen Unglücklichen, vielleicht den meines Freundes, welchen man erdrosselt und an meine Seite gelegt, um mir beim Erwachen ein Vorbild meines eignen Schicksals zu geben. Dieser Gedanke macht mich wild und verwegen. Zum dritten Male strecke ich den Arm nach der Hand aus. Ich fasse sie, will im nämlichen Augenblicke mich erheben und den Leichnam an mich reißen, um Gewißheit von der ganzen Abscheulichkeit der vermutheten That zu gewinnen. Aber indem ich mich auf meinen linken Ellenbogen zu stützen versuche, beginnt die kalte Hand sich zu beleben. Ich überzeuge mich nun, was meine rechte Hand hält, könne nur

meine eigne linke seyn. In der Klemme, welche sie aushalten müssen, indem sie meinem Körper ein zartes, weiches und nachgebendes Bett gewährt, hatte sich Wärme und Gefühl verloren.

Diese Entdeckung war lächerlich; aber statt mich zu erheitern, versenkte sie vielmehr meinen Geist in die schwärzesten Betrachtungen. Ich sah mich an einem Orte, wo, wenn das Falsche wahr schien, die Wahrheit zum Traume ward, wo die Vernunft die Hälfte ihrer Vorzüge einbüßte, und wo die Phantasie eingebildeten Hoffnungen oder fürchterlichem Verzweifeln als Beute anheim fiel. Ich fing an gegen Alles mißtrauisch zu werden, was sich unsern Sinnen und unsrer Seele darstellt. Ich rief, dem dreißigsten Lebensjahre nahe, zum ersten Male die Philosophie herbei, zu der alle Keime in meinem Innern lagen, und von der Gebrauch zu machen sich bis jetzt noch kein Anlaß dargeboten. Ich glaube, daß die Mehrzahl der Menschen stirbt, ohne jemals zum rechten Denken gelangt zu seyn. Bis acht Uhr verweilte ich auf meinem Lager. Die Dämmerung des neuen Tages zeigte sich. Um neun Uhr und ein Viertel mußte die Sonne aufgehen. Ich

konnte diesen Morgen nicht erwarten. Ein Gefühl in mir, das ich für untrüglich hielt, sagte mir, man würde mich in meine Wohnung zurückschicken, und ich zähmte das Rachgefühl nicht, das in mir glühte. Die Zeit schien meinem Geiste gekommen, um an die Spitze des Volks zu treten und die Aristokraten zu vertilgen. Alles sollte in Staub zermalmt werden. Den Nachrichtern die Erdrosselung meiner Verfolger anzubefehlen, genügte mir nicht; ich selbst wollte diese niedermetzeln. So ist der Mensch. Und er hegt nicht den geringsten Zweifel, es sey die innere Vernunft, welche in dieser Weise spricht. Doch ist es nur sein ärgster Feind, der Zorn und die blinde Wuth, welche so die Sprache der Vernunft nachahmen.

Je weniger ich von dem Moment erwartete, auf welchen ich hoffte, um so mehr mußte mein Zorn sich besänftigen. Das Rasseln der Riegel in den Gängen vor meinem Gefängniß unterbrach gegen halb neun Uhr die tiefe Stille dieser für lebende Wesen ersonnenen Hölle. Ich sah den Kerkermeister vor meinem Gitter. Er fragte, ob er mir Zeit genug zur Ueberlegung, was ich

ſpeiſen wolle, gelaſſen habe. Man iſt glücklich, wenn die Frechheit der Nichtswürdigen die Larve des Spottes vornimmt. Ich verlange Reisſuppe, geſottenes Fleiſch, Braten, Brot, Waſſer und Wein. Es verblüffte den Schafskopf, keine der Fragen zu hören, auf die er gefaßt war. Er ging und war nach einer Viertelſtunde wieder da, um mir ſein Verwundern zu bezeigen, daß ich kein Bett noch ſonſtige Gegenſtände begehre; denn ich täuſche mich, ſagte er, wenn ich nur auf eine Nacht hier eingeſperrt zu ſeyn glaube.

Nun ſo bringt, was ich nach Eurer Meinung bedarf! war meine Antwort. — Von wo hole ich die Sachen ab? Hier iſt Papier und Bleifeder. Schreiben Sie auf, an wen ich mich wende, verſetzte mein Kerkermeiſter. Ich zeichnete den Ort auf, wo man Bett, Wäſche, Schlafrock, Pantoffeln, Nachtmützen, Lehnſtuhl, Tiſch, Spiegel, Raſirmeſſer, Schnupftücher und die vom Messer grande mir weggenommenen Bücher nebſt andern Papieren in Empfang nehmen ſollte. Nachdem ich das Verzeichniß aller dieſer Gegenſtände vorgeleſen hatte, denn der Maulaffe konnte ſelbſt nicht leſen, ſagte er mir, die Bü-

cher, Tinte, Schriften, den Spiegel und das Rasirmesser müsse ich ausstreichen, denn sie seyen den Gefangenen in den Bleikammern verboten. Zugleich verlangte er Geld, um das Mittagsessen zu besorgen. Von den drei Zechinen, die mein Vermögen ausmachten, gab ich ihm eine. Er verließ mich, und nach einer halben Stunde hörte ich ihn das Gefängnißgebäude verlassen. Späterhin erfuhr ich, daß in dieser Zeit sieben andre Gefangene bedient worden waren, deren jedem, gleich mir, ein abgesondertes Gefängniß angewiesen worden, um alle Verbindung unter uns zu verhindern.

Gegen Mittag kam der Kerkermeister, begleitet von fünf Gehülfen, die zur Bedienung der Staatsgefangenen, so nannte man uns, bestimmt waren. Er öffnete die Thür, um meine Meubles und mein Mittagsessen hineinzubringen. Das Bett ward in den Alcoven geschafft, das Essen auf einen kleinen Tisch gestellt. Mein ganzes Besteck bestand aus einem Löffel von Elfenbein, mit meinem Gelde erkauft. Messer und Gabel waren, wie jedes andre Geräth von Metall, verboten.

Sagen Sie mir, was Sie morgen essen wollen, fuhr er fort. Denn ich kann nur einmal täglich, nämlich beim Aufgang der Sonne, zu Ihnen kommen. Se. Gnaden, der Secretario, läßt Ihnen sagen, daß Sie Bücher erhalten würden, die sich für Sie passen; denn die aufgezeichneten sind verboten. —

Erstatten Sie ihm meinen Dank für die Gnade, mir ein Gefängniß allein angewiesen zu haben! —

Ich will es ausrichten, aber Sie sollten nicht spotten! —

Ich spotte nicht. Es muß eine Wohlthat seyn, sich allein und nicht in Gesellschaft der Bösewichter zu befinden, die ich in diesen Kerkern vermuthe. —

Wie, mein Herr? — Bösewichter? Das sollte ich übel nehmen. Hier befinden sich nur anständige Personen, und Gründe, die allein den gnädigen Herren bekannt sind, nöthigen, sie von einander abzusondern. Mit Ihnen ist es geschehen, Sie härter zu bestrafen. Und dafür soll ich Ihre Danksagung bestellen? —

Das wußte ich nicht. —

Der Tropf hatte, wie ich nach einigen Tagen nur zu sehr inne ward, vollkommen Recht. Ich erfuhr, daß ein Mensch, der in der Gefangenschaft allein, ohne Möglichkeit, sich zu beschäftigen, auf einen beinahe völlig dunklen Ort beschränkt ist, einen Ort, wo er nur den, welcher ihm sein Essen bringt, täglich einmal sieht, und wo er nicht in gerader Stellung auf- und abgehen kann, zum elendesten aller Sterblichen wird. Er kann dahin kommen, sich die Hölle zu ersehnen, wenn das Bedürfniß der Gesellschaft in ihm erwacht. Ich gerieth dahin, daß ich den Umgang mit einem Mörder, einem Verrückten, einem verwesenden Kranken, einem Bären angenommen hätte. Die Einsamkeit in den Bleigefängnissen bringt zur Verzweiflung. Aber das weiß Niemand, der es nicht erfahren hat. Besitzt der Gefangene wissenschaftliche Kenntnisse, und gönnt man ihm das Nothwendige zum Schreiben, so ist sein Elend um neun Zehntheile vermindert.

Als der Kerkermeister sich entfernt hatte, rückte ich mein Tischchen an das Gitter, um mich des kärglichen Lichtes zu erfreuen, welches die

Lucke durchließ. Aber mehr, als einige Löffel Suppe, konnte ich nicht zu mir nehmen. Da ich fünf und vierzig Stunden gefastet, war mein Uebelbefinden nicht zu verwundern. Ich brachte den Tag ziemlich ruhig in meinem Lehnsessel zu und wartete auf den Morgen, meinem Geiste mit der Hoffnung auf die versprochene Lectüre schmeichelnd. Die Nacht durchwachte ich bei dem widerwärtigen Lärm der Ratten in der Dachkammer und bei den Schlägen der Thurmuhr von St. Marcus, die sich hören ließen, als wären sie in meinem Zimmer. Mit einer Gier sonder Gleichen fielen Schaaren von Flöhen über meine Haut und mein Blut her; sie brachten mich Krämpfen nahe.

Bei Tagesanbruch erschien Lorenz, mein Gefangenwärter. Er ließ das Bett machen, auskehren und aufräumen. Einer seiner Leute brachte mir Waschwasser. Ich wollte in die Dachkammer hinausgehen; doch Lorenz sagte, das sey nicht erlaubt. Er gab mir zwei große Bücher, die ich absichtlich nicht aufschlug. Vielleicht hätte ich meinen Unwillen darüber nicht bergen können, und der Spion das berichtet. Nachdem er mir

mein Mittagsessen hingestellt und zwei Zitronen zerschnitten, ging er.

Schnell aß ich die Suppe, damit sie nicht kalt würde. Dann hielt ich eins der Bücher gegen die Gitteröffnung und entdeckte, daß Möglichkeit war, auf diese Art zu lesen. Der Titel, auf den ich blickte, lautete: Die mystische Stadt der Schwester Maria von Jesus, Agrada genannt. Ich konnte mir keine Vorstellung von dem Inhalte dieses Werkes machen. Das zweite Buch hatte einen Jesuiten zum Verfasser. Ich habe den Namen desselben vergessen. Er wollte eine neue Verehrung des Herzens unsers Heilandes begründen. Nach dem Sinne des Autors sollte man vor allem andern diesen Theil vom Körper des Erlösers heilig verehren; ein sonderbarer Gedanke, den ein unwissender Narr ausgeheckt. Schon die erste Seite empörte mich. Das Herz schien mir kein würdigeres Eingeweide, als die Lunge, zu seyn. Die mystische Stadt beschäftigte mich einigermaßen. Sie enthielt die Ausschweifungen der überspannten Phantasie einer sehr frommen, aber melancholischen, im eine Kloster eingeschlossenen Nonne von spani[illegible]

kunft, deren unwiſſende Obern ihrer Neiguug geſchmeichelt hatten. Alle ihre chimäriſchen und abenteuerlichen Viſionen wurden für Offenbarungen ausgegeben. Von Liebe zur heiligen Jungfrau entbrannt und als deren innige Freundin, hatte ſie von Gott ſelbſt den unmittelbaren Befehl erhalten, das Leben ſeiner himmliſchen Mutter zu ſchreiben. Der heilige Geiſt hatte ihr die dazu nöthigen Belehrungen verliehen, die kein Sterblicher ſonſt anderswo konnte geleſen haben. Abſichtliche Erdichtungen enthielt die Schrift nicht; denn keine Erfindung geht ſo weit. Alles war in gutem Glauben niedergeſchrieben, wie es den Viſionen eines verbrannten und exaltirten Gemüths zu geſchehen pflegt, das, dem Stolze fern, in ſeiner Trunkenheit von göttlichen Gefühlen, den Wahn hegt, nur das zu offenbaren, was der heilige Geiſt ihm eingegeben. Mir erweckte das Buch weder größeren Durſt, noch größere Andacht zur Religion; vielmehr brachte es mich in Verſuchung, Alles für fabelhaft zu erklären, was wir Myſtiſches, ſogar Dogmatiſches beſitzen.

Uebrigens ſollte ich bald die Wirkungen je-

ner Lectüre an mir selbst verspüren. Ein Geist, empfänglicher, als der meine, und dem Wunderbaren geneigter, hätte beim Lesen eben so gut Visionair werden können, wie die Nonne selbst. Aus Bedürfniß zur Beschäftigung widmete ich dem Buch eine volle Woche, bis mir es wirklich unmöglich war, weiter zu lesen. Beim Einschlafen empfand ich die Wirkungen der Krankheit, welche die Schwester Agrada meinem von Melancholie und schlechter Nahrung niedergebeugten Geiste eingeimpft. Ich mußte lachen, wenn ich meine ausschweifenden Träume mir vor das Gedächtniß rief, weil mir einfiel, sie aufzuschreiben. Ich brauchte nur Tinte, Feder und Papier, und es wäre dort im Bleigefängnisse ein vielleicht noch abenteuerlicheres Buch zu Stande gekommen, wie jenes von Herrn Cavalli mir überschickte.

Seitdem habe ich den Irrthum derer eingesehen, die von der Stärke des menschlichen Geistes sprechen. Sie ist durchaus bedingt; und wollte der Mensch sich richtig beobachten, so würde er Schwäche entdecken, nicht aber Stärke. Trotz dem, daß der Wahnsinn eine seltene Erscheinung ist, erkannte ich doch nun, wie leicht

es geschehen kann, daß der Geist in Zerrüttung gerathe. Unsere Vernunft gleicht dem Schießpulver, das sich sehr leicht entzündet, aber doch immer erst einen Feuerfunken zu seiner Entzündung braucht. Auch einem zerbrechlichen Glase gleicht sie, das nicht von selbst zerbricht, sondern durch einen andern Anstoß zerbrochen werden muß. Ein Buch, wie das der Nonne, kann einen Menschen allerdings verrückt machen. Aber er muß auch in den Bleikammern gesessen haben und, gleich mir, jeder andern Geistesnahrung und Beschäftigung beraubt worden seyn.

Im Jahre 1767 reiste ich von Pampelona nach Madrid, und mein Fuhrmann, Andrea Capello, blieb den Mittag über in einem kleinen Städtchen von Castilien, dessen widerwärtiger, trauriger Anblick mich nach dem Namen des Orts fragen machte. Wie mußte ich lachen, als ich Agrada nennen hörte! Hier also war das Werk der Nonne an das Licht getreten. Ich sprach einen alten Priester darüber, und er zeigte mir die Stelle, wo es geschrieben worden, indem er versicherte, Vater, Mutter und Schwester der Verfasserin wären Heilige gewesen. —

Nach neun Tagen war ich von Geld entblößt. Lorenz fragte mich, an wen er sich zu wenden habe, um mich mit Baarschaft zu versehen, und lakonisch antwortete ich: an keinen. Diesem plauderhaften und habsüchtigen Menschen mißfiel mein Stillschweigen in hohem Grade. Am andern Morgen mußte er mir ankündigen, daß täglich funfzig Sous vom Tribunal für mich ausgesetzt worden. Als Empfangnehmer wollte Lorenz dies Geld zu meinen Bedürfnissen verwenden und monatlich Rechnung ablegen. Ueber die Ersparnisse könne ich bestimmen. — Ich verlangte zweimal wöchentlich die leydner Zeitung, aber es hieß, auch das Lesen der Zeitung sey verboten. Fünf und siebenzig Livres monatlich waren weit über meinem Bedürfniß, denn ich war kaum fähig, Speisen zu mir zu nehmen. Die gewaltige Hitze und die Erschöpfung, weil mir es zu lange an Nahrung gemangelt, hatten mich erschlafft. Die verderbliche Zeit der Hundstage begann, und die Sonnenstrahlen, indem sie auf das Bleidach meines Gefängnisses drückten, verwandelten dessen Atmosphäre in ein Schwitzbad. Ich blieb völlig entkleidet, und der Schweiß,

der aus meiner Haut hervorquoll, tröpfelte links und rechts an meinem Lehnstuhle hinab. Unterleibsbeschwerden, die mich nachher nie wieder verließen, bildeten sich gleichfalls in jener Zeit aus. Weil sie nur bei den höhern Ständen angetroffen werden, erwarben sie mir zehn Jahre später Complimente in Petersburg. In jener Stadt durfte ich mich nicht einmal darüber beklagen. Aehnliches erfuhr ich in Constantinopel mit einem Kopfschnupfen, über den ich mich in Gegenwart eines Türken beschwerte. Er sagte nichts, dachte aber gewiß bei sich, ein Hund, gleich mir, sey solcher Krankheit unwürdig.

Heftige Frostanfälle kündigten mir ein Fieber an. Ich blieb im Bett und schwieg. Als aber Lorenz noch am dritten Tage all mein Essen unberührt fand, fragte er, wie ich mich befände.

Wohl, sagte ich.

Nein, war die Antwort. Denn Sie essen nicht. Sie sind krank, und Sie werden die Wohlthätigkeit des Tribunals bewundern müssen. Denn Arzt, Wundarzt und Medicamente erhalten Sie, ohne daß es Ihnen Kosten macht.

Nach drei Stunden erschien er wieder, mit einer brennenden Kerze einem Manne vorangehend, dessen ernste Miene mir den Arzt verkündigte. Seit drei Tagen befand ich mich in der glühendsten Fieberhitze. Der Medicus wollte mich ausfragen, und ich versetzte, Beichtvätern und Aerzten pflege ich nur ohne Zeugen zu antworten. Darauf erhielt Lorenz den Befehl, sich zu entfernen. Er verweigerte es, und nun ging der Doctor mit den Worten davon, ich sey in Todesgefahr. Das verlangte ich. Es war mir Genugthuung, meinen unbarmherzigen Tyrannen die Folgen ihrer grausamen Behandlung zu zeigen.

Nach vier Stunden hörte ich das Rasseln der Riegel. Der Arzt trat ein, indem er ein brennendes Licht in eigner Hand hielt, und Lorenz blieb draußen. Ich war in solcher Ermattung, daß ich zum ersten Mal wirklich Ruhe empfand. Wenn man wahrhaft krank ist, quält auch die Langeweile nicht mehr. Es vergnügte mich, daß mein Quälgeist draußen bleiben mußte, denn seit er mir den Gebrauch des Eisens erklärt hatte, verabscheute ich ihn.

In einer kleinen Viertelstunde unterrichtete ich den Arzt von Allem, was meinen Zustand betraf.

Sie müssen die Traurigkeit verbannen, wenn Sie gesund werden wollen, sagte er mir.

Schreiben Sie das Recept dafür auf und tragen Sie es zu dem einzigen Apotheker, der eine Dosis darnach für mich anfertigen kann, gab ich zur Antwort. Signor Cavalli war der schlechte Doctor, welcher mir das Herz Jesu und die mystische Stadt verschrieben hatte. Davon bin ich krank geworden.

Ihr Fieber und Ihre Abdominalbeschwerde kann wohl daher entstanden seyn. Ich werde Sie nicht verlassen. —

Darauf bereitete er mir selbst eine Limonade, deren fleißiges Trinken er mir anempfahl, und entfernte sich. Ich brachte die Nacht ziemlich ruhig unter ausschweifenden, mystischen Träumen zu.

Am andern Morgen trat derselbe Doctor mit Lorenz zwei Stunden später, wie sonst, ein, begleitet von einem Chirurg, der mir zur Ader ließ. Er gab eine Arznei, die ich Abends trin-

ken sollte, und eine Flasche mit einem Trank. Auch die Erlaubniß, in der Vorkammer zu schlafen, wo die Hitze nicht so erstickend war, hatte der Mann ausgewirkt. Aber ich entsagte dieser Wohlthat, der Ratten wegen, die gewiß in mein Bett gekommen wären. Er bedauerte mein Elend und sagte mir, daß er Cavalli die Folgen meiner Lectüre vorgestellt, worauf dieser andre Bücher versprochen; einstweilen hatte er mir den Boëthius mitgebracht. Ich dankte ihm dafür und nannte den Letztern einen Autor, der wohl mit Seneca wetteifern könnte. Er ließ mir Flieder- und Gerstenschleim zurück.

Nach vier Besuchen von diesem Manne besserte sich mein Zustand; ich gewann den Appetit wieder. Anfangs September befand ich mich schon ganz leidlich. Mich quälte nichts, denn Hitze, Ungeziefer und Langeweile. Boëthius konnte ich nicht immer lesen. Lorenz sagte mir, ich dürfe, während mein Bett gemacht und während ausgefegt würde, um die Flöhe zu tilgen, welche mich verzehrten, außerhalb des Kerkers Gesicht und Hände waschen. Es war eine Gnade, und ich benutzte die acht bis zehn Minuten,

die man mir gönnte, um mit Heftigkeit auf- und abzugehen. Die dadurch erschreckten Ratten ließen sich dann nicht sehen. Am nämlichen Tage, wo Lorenz mir diese Erleichterung meines Zustandes ankündigte, legte er seine Rechnung ab. Ich hatte gegen dreißig Livres von ihm zu fordern, aber in Empfang durfte ich sie nicht nehmen. Ich ließ ihm das Geld, indem ich sagte, er möchte Messen dafür lesen lassen. Seinen Dank stattete er ab, als ob er selbst der Priester wäre, der die Bezahlung empfangen sollte. Am Schlusse jeden Monats wiederholte ich mein Verfahren, aber nie habe ich die Quittung eines Priesters zu sehen bekommen. Ohne Zweifel war es Lorenz geringstes Verbrechen, daß er dieses Geld behielt und selbst die Messen versah.

Ich verblieb in diesem Zustande, indem ich beständig die Hoffnung hegte, bald in meine Wohnung zurückzukehren. Kaum ein Abend verging, daß ich mich nicht mit einer Art Gewißheit niederlegte, man würde mir am folgenden Morgen meine Freiheit ankündigen. Als ich aber meine Hoffnung beständig vereitelt sah, kam ich auf den Gedanken, man werde meiner Gefangen-

schaft einen gewissen Termin bestimmt haben
und ich fing an, mir einzubilden, es sey der erste
October, weil mit diesem Tage das Regiment
der neuen Inquisitoren begann. Daraus, daß
meine Einkerkerung bis dahin währen sollte, er-
klärte ich mir das Ausbleiben des Secretario.
Er hätte sonst mich vernehmen, mich meiner Ver-
brechen überführen und mir meine Strafe ankün-
digen müssen. So schien mir Alles untrüglich
und natürlich. Aber das war ein schlechter Schluß
in den Bleikammern, wo nichts natürlich seyn
sollte. Ich bildete mir ein, die Inquisitoren hät-
ten in meiner Unschuld ihre Schuld erkannt und
sie hielten mich nur, ihren Ruf zu schonen, um
der Form willen fest, aber sie würden mich mit
der Endschaft ihres Regiments entlassen. Ja,
ich fühlte mich fähig, ihnen zu verzeihen und den
Schimpf zu vergessen, den sie mir angethan.
Können sie mich wohl, sagte ich, hier zurücklas-
sen, damit ihre Nachfolger mich zur Rechenscha
ziehen, denen sie nichts, was mich verurthe
darzulegen vermögen? — Es war mir unmö
daß sie mein Urtheil niedergeschrieben und
darin verdammt haben sollten, ohne mi

Sentenz vorzulegen und mein Verbrechen darin anzugeben.

Aber dies Raisonnement paßte nicht dem Tribunal der Staatsinquisition gegenüber. Schon dadurch wird ein jeder Bürger zum Delinquenten, daß dieser Hof ihn an solchen behandelt. Wozu also erst mit ihm reden? Wozu erst ihm die unangenehme Nachricht seiner Verurtheilung bringen? Sein Geständniß ist überflüssig. Also lasse man ihm die Hoffnung. Das Tribunal allein verurtheilt und verdammt; der Schuldige ist eine leere Maschine, auf dessen Mitwirkung es nicht ankömmt. Er ist ein Nagel, den durch ein Bret zu treiben, es nur des Hammers bedarf.

Zum Theil kannte ich schon alle Gebräuche jenes Kolosses, unter dessen Füßen ich lag. Aber von manchen Dingen auf Erden läßt sich erst dann sagen, man wisse von ihnen, wenn man eine Erfahrung über sie gemacht hat.

Die Nacht auf den letzten September brachte ich schlaflos zu. Ich konnte den folgenden Tag nicht erwarten; denn ich war gewiß, er würde mir die Freiheit bringen. Die Herrschaft der Unbarmherzigen, die mich hier eingekerkert hiel-

ten, ging zu Ende. Aber der Morgen brach an, und Lorenz brachte mein Essen, ohne mir irgend etwas anzukündigen. Fünf bis sechs Tage brachte ich in Wuth und Verzweiflung hin. Ich fing an zu glauben, aus mir unerklärlichen Gründen könne man mich für meine ganze, noch übrige Lebenszeit hier festhalten wollen. Aber dieser fürchterliche Gedanke entlockte ein Lächeln und weiter nichts. Ich wußte, daß ich bald versuchen würde, mich mit Gefahr meines Lebens zu befreien. Man hätte mich getödtet, oder ich hätte meinen Zweck erreicht.

Deliberata morte ferocior, faßte ich zu Anfang des Novembers den Vorsatz, mit Gewalt einen Ort zu verlassen, an dem man mich mit Gewalt festhielt. Dieser Gedanke ward nun mein einziger. Ich fing an zu überlegen und zu sinnen, um ein Unternehmen zu Stande zu bringen, das gewiß schon Mancher vor mir versucht hatte, doch Keiner ausführen konnte. Ein sonderbares Ereigniß verrieth mir an dem nämlichen Tage den traurigen Zustand meiner Seele.

Ich stand, die Augen auf die Lucke des Daches gerichtet, in meinem Kerker und

tete den großen Balken. Lorenz verließ gerade mit zweien seiner Leute das Gefängniß, als ich den gewaltigen Balken nicht blos wanken, sondern nach der rechten Seite ausweichen und dann sich zurückrichten sah, als hätte eine entgegengesetzte Kraft die Bewegung aufgehalten. In dem Augenblicke verlor auch ich das Gleichgewicht; ich fühlte, die Erschütterung müsse von einem Erdbeben herrühren, und die erschreckten Kerkerknechte meinten dasselbe. Froh über dieses Ereigniß, sagte ich kein Wort. Nach fünf Minuten erneuerte sich die Bewegung, und nun mußte ich ausrufen: un altra, un altra, gran Dio, ma piu forte; (noch einen, nur noch einen, großer Gott, aber stärker!) Die Aufwärter erschraken, denn sie glaubten die Lästerung eines Wahnsinnigen zu hören, und entflohen. Ich aber fand beim nachherigen Ueberdenken, daß ich zu den Möglichkeiten, welche meine Befreiung bewirken konnten, den Einsturz des herzoglichen Palastes rechnete. Ich meinte nämlich, indem das Gebäude niedergeschmettert würde, sollte dessen Niedersturz mich ohne alle Beschädigung, gesund, wohlbehalten und frei auf das schöne Pflaster des

St. Marcusplatzes versetzen. So fing ich an, schwachsinnig und thöricht zu werden. Der Stoß kam übrigens von dem Erdbeben, welches in denselben Tagen Lissabon zu Grunde richtete.

Um das Entspringen aus einem Gefängnisse, wie das meine, zu verstehen, ist eine Beschreibung des Locals nöthig.

Die Kerker für die Staatsgefangenen befinden sich in dem Dachboden des herzoglichen Palastes, dessen Dächer weder mit Ziegeln noch Schindeln, sondern mit Bleiplatten, von drei Fuß im Gevierte und eine Linie stark, belegt sind. Daher heißen die Gefängnisse Bleikammern. Nur durch das Thor des Palastes, oder durch jene Gänge, welche man mich geführt, gelangt man zu ihnen und berührt im Hinaufsteigen den Versammlungssaal der Staatsinquisitoren. Der Secretair allein hat den Schlüssel in Verwahrsam, und der Gefangenwärter muß ihm denselben alle Morgen, nachdem er seinen Dienst versehen hat, übergeben. Diese Einrichtung war getroffen, weil zu einer spätern Tagesstunde sich der Rath der Zehen in dem benachbarten Saale, bussola genannt, versammelte, und weil die Ge-

fangenwärter dann mehrmals durch das Gelaß hätten gehen müssen, in welchem sich die Personen aufhielten, die mit jener Behörde zu thun hatten.

Die Gefängnisse nehmen die beiden gegenüberstehenden Seiten des Gebäudes ein: drei, zu denen das meinige gehört, gegen Abend, und vier gegen Morgen gelegen. Die Dachrinne auf jener Seite zog sich den innern Hof entlang; auf der letztern hing sie gerade über dem rio di palazzo. Die Gefängnisse auf dieser Seite sind sehr hell, und man kann aufrecht darin stehen. Nicht so verhielt es sich mit den übrigen, welche trave von dem Balken genannt werden, der sich an den Dachfenstern vorüberzog. Der Fußboden meines Kerkers mußte die Decke des Saales der Inquisitoren bilden, die in der Regel nur Nachts, nach den Tagesversammlungen der Zehen, zu welchen alle drei gehörten, zusammenkamen.

Alles das wußte ich genau, und meine Kenntniß von jedem Oertlichen ließ mich die einzige Möglichkeit eines Versuchs zu einer glücklichen Flucht entdecken. Ich mußte nämlich den Fußboden meines Gefängnisses durchgraben. Aber

dazu brauchte ich Werkzeuge, und die waren nicht wohl an einem Orte zu erhalten, wo jede Möglichkeit abgeschnitten war, sich mit andern Personen in Verbindung zu setzen. Weder Besuch noch schriftliche Mittheilungen erlaubte man. Geld, um einen der Knechte zu bestechen, fehlte mir: also auch darauf war nicht zu rechnen. Wenn ich endlich sogar hätte annehmen wollen, daß der Kerkermeister und seine beiden Büttel die Gefälligkeit haben würden, sich erdrosseln zu lassen, so fehlten mir Waffen. Auch stand ein Vierter als Wache vor dem verschlossenen Gang. Ehe der Camerad, welcher hinaus wollte, nicht die Losung gesagt, war an kein Oeffnen der Thür zu denken.

Flucht also blieb der einzige Gedanke, welcher mich beschäftigte. Weil ich darüber nichts im Boëthius fand, hatte diese Lectüre nun ein Ende. Aber ich ließ nicht nach, auf meine Befreiung zu denken. Die Kraft des Denkens allein konnte mir einen Weg zur Flucht zeigen. Von jeher war es meine Meinung, daß, wenn ein Mensch sich irgend ein Ziel vorsetzt und sich ausschließlich damit beschäftigt, er es erreicht.

allen Hindernissen zum Trotz. Er kann Groß-vezier und Papst werden, wohl gar eine Monarchie über den Haufen stoßen; aber er darf die rechte Zeit nicht versäumen. Denn sobald der Mensch erst das Alter erreicht, dem das Glück die Huld entzieht, gelangt er zu nichts, und ohne des Glückes Beistand bleibt Alles Hoffen eitel. Man muß auf Fortuna rechnen und doch ihren Launen trotzen können. Wahrlich, kein politischer Calcul ist schwieriger, als dieser.

In der Mitte des Novembers sagte mir Lorenz, Messer grande halte abermals einen Staatsverbrecher fest, und der neue circospetto, der Staatssecretair Businello, habe demselben das schlimmste aller Gefängnisse zugedacht; ich also würde ihn zum Gesellschafter erhalten. Er versicherte mich, dem Secretair vorgestellt zu haben, daß ich es für eine Gnade annähme, allein zu sitzen. Aber jener hätte geantwortet: nach den vier Monaten, die ich hier zugebracht, möchte ich wohl klüger geworden seyn. Die Nachricht war mir eben so wenig unangenehm, wie der Wechsel im Secretariat. Pietro Businello war ein wackerer Mann, den ich zu Paris gekannt,

wie er als Gesandter der Republik nach London ging.

Eine Stunde, nachdem die Terza geschlagen, hörte ich das Rasseln der Riegel und sah Lorenz, von zwei Bütteln begleitet, welche einen jungen Menschen führten, der in Thränen schwamm. Man schloß ihn ein bei mir und ging, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Ich lag auf meinem Bett im Alcoven, wo der Ankömmling mich nicht sehen konnte. Mich belustigte seine Verwunderung. Da er so glücklich war, nur fünf Fuß zu haben, so konnte er aufgerichtet stehen. Aufmerksam betrachtete er meinen Lehnsessel, den er für sich bestimmt hielt, und sah meinen Boëthius auf dem Vorsprung über dem Gitter der Lucke liegen. Augenblicklich trocknete er seine Thränen und schlug das Buch auf. Aber unmuthig warf er es von sich, wahrscheinlich verdrießlich darüber, ein lateinisches Werk zu finden. Nun ging er nach der andern Seite des Kerkers und schien verwundert, Kleidungsstücke daselbst anzutreffen. Er nahet sich dem Alcoven und glaubt ein Bett zu sehen. Er streckt die Hände aus und berührt mich, bittet aber sogleich um Verzeihung. Ich

sage ihm, er möge sich setzen, und so ist unsre Bekanntschaft geschlossen.

Wer sind Sie? frage ich.

Ich bin aus Vicenza und heiße Maggiorin. Mein Vater ist Kutscher im Hause der Poggiano. Er hielt mich bis zu meinem elften Jahre in seiner Wohnung und dort zum Lesen und Schreiben an. Dann ging ich zu einem Perückenmacher und lernte in fünf Jahren vollkommen frisiren. Hierauf ward ich Kammerdiener beim Grafen * *. Nachdem ich dort zwei Jahr gewesen, verließ seine einzige Tochter das Kloster. Indem ich sie frisirte, verliebte ich mich in das schöne Mädchen, so wie sie Neigung zu mir faßte. Wir versprachen uns die Ehe, folgten unsern Trieben, und die Gräfin, achtzehn Jahr alt, wie ich, ward guter Hoffnung. Eine Magd im Hause entdeckte unser Einverständniß und den Zustand ihrer Gebieterin. Sie sagte dieser, das Gewissen zwänge sie, Alles dem Grafen zu entdecken. Aber meine Geliebte bewog sie, zu schweigen, indem sie die Versicherung gab, daß in der nächsten Woche Alles dem Beichtvater anvertraut werden solle. Statt dessen ging die Bekümmerte

zu mir, und wir beschlossen die Flucht. Sie ver-
sah sich mit einer angemessenen Summe Geldes,
zugleich mit den Diamanten ihrer verstorbenen
Mutter. Wir wollten in der Nacht fort, zuerst
auf Mailand. Aber nach dem Essen rief mich
der Graf zu sich und händigte mir einen Brief
ein, welchen ich zur Stelle der Person übergeben
sollte, an die er hier zu Venedig adressirt war.
Er sprach mit so vielem Wohlwollen und so vie-
ler Ruhe zu mir, daß ich unmöglich ahnen konnte,
was geschah. Ich ging, meinen Mantel zu holen
und im Vorbeigehen meiner Geliebten ein Lebe-
wohl zu sagen. Der Vorfall sey gleichgültig,
sagte ich, und gewiß würde sie mich am folgen-
den Tage wiedersehen. Aber sie gerieth einer Ohn-
macht nahe. Kaum war ich hier angekommen, so
übergab ich den Brief. Ich sollte auf Antwort
warten. Doch kaum hatte ich diese erhalten und
wollte nur im Wirthshause einen Mund bissen zu
mir nehmen, um dann gleich weiter zu reisen
als die Häscher sich meiner bemächtigten und mi
zur Wache schleppten. Dort blieb ich bis
hieher geführt ward. —

So erzählte er seine Geschichte und

hinzu: Ich glaube, mein Herr, daß ich die junge Gräfin als meine Frau betrachten darf. —

Sie irren ſich, gab ich zur Antwort.

Aber die Gewalt der Natur —

Die Natur, wenn man ihr Gehör gibt, verleitet ſo lange zu Thorheiten, bis man in die Bleikammern kömmt. —

Ich bin alſo in den Bleikammern? —

Das ſind Sie ſo gut, wie ich es bin. —

Nun weinte er ſeine bitterlichen Thränen. Es war ein angenehmer Menſch, aufrichtig, gutdenkend und verliebt bis zur Schwärmerei. Ich mußte im Herzen der Gräfin verzeihen; aber dem Vater konnte ich die Unbeſonnenheit nicht vergeben. Weshalb ließ er ſeine Tochter nicht durch ein Frauenzimmer friſiren? Alle Thränen und Klagen des armen Schelms richteten ſich einzig auf die Gräfin. Ich mußte Mitleid mit ihm haben. Er dachte, man würde zurückkommen, um ihm ein Bett und Eſſen zu bringen. Aber ich benahm ihm die Täuſchung und behielt Recht. Ich bot ihm von meinem Vorrath an; doch er konnte nichts hinunterbringen. Den ganzen Tag klagte und weinte er über ſein Schick-

sal, lediglich, weil er seiner Gebieterin, über deren Loos er ungewiß war, nicht beistehen konnte. Ich fand ihn schon mehr denn gerechtfertigt, ja ich hielt mich überzeugt, daß, wenn die Inquisitoren ungesehen Alles vernommen hätten, was der arme Schelm sagte, so würden sie ihn nicht nur weggeschickt, sondern auch mit seiner Gebieterin verheirathet haben, ohne sich um Gesetze und Gebräuche zu kümmern. Sie hätten vielleicht statt seiner den Herrn Grafen eingesperrt, der mit dem Lichte dem Stroh zu nahe gekommen war. — Ich gab ihm meinen Strohsack; denn trotz seiner Reinlichkeit fürchtete ich zu sehr die Träume eines Verliebten, als daß ich mein Bett mit ihm hätte theilen mögen. Er sah weder die Größe seines Fehlers ein, noch die Nothwendigkeit, worin der Graf sich befand, ihn zu bestrafen, um die Ehre seiner Familie zu retten.

Am folgenden Morgen brachte man dem neuen Gefangenen einen Strohsack und Essen für die funfzehn Sous, welche der Senat ihm aus Mitleid ausgesetzt. Ich sagte dem Wärter, mein Mittagessen könne füglich zwei Perso-

sättigen. Er möchte also das Geld, welches der Senat für Maggiorin ausgesetzt, anwenden, seiner Seele wöchentlich drei Messen lesen zu lassen. Lorenz übernahm das sehr gern und gratulirte dem neuen Gefangenen zu meiner Gesellschaft. Auch gab er uns nun die Erlaubniß, täglich eine halbe Stunde auf dem Gange spazieren zu gehen. Das that meiner Gesundheit ungemein wohl und begünstigte den Plan zur Flucht, der erst elf Wochen später reif wurde.

Am äußersten Ende jenes Magazins für Ratten fand ich eine Menge alter Geräthschaften, rechts und links von zwei großen Kisten auf dem Fußboden über einander geworfen. Ein Stoß von Schriften und Papieren lag davor. Ich nahm deren wohl gegen zwölf zur Hand, um mich daran zu belustigen. Es waren Criminalverhandlungen, die sich nicht ohne Interesse lesen ließen. Ich durchblätterte nun, was zu seiner Zeit als das größte Geheimniß jedem Auge entzogen gewesen war. Unter den Geräthen auf dem Fußboden fand ich einen Bettwärmer, eine Kohlenpfanne, eine Feuerschaufel, eine Feuerzange, einige alte Leuchter, einen irdenen Topf

und eine zinnerne Spritze. Vermuthlich hatte ein vornehmer Gefangener die Erlaubniß genossen, sich dieser Gegenstände zu bedienen. Noch sah ich einen eisernen Riegel, ohngefähr von der Stärke meines Daumens und anderthalb Fuß lang. Aber ich rührte nichts von dem Allen an. Die Stunde war noch nicht erschienen, um auf irgend etwas mein Augenmerk bestimmt zu richten.

Gegen Ende des Monats ward mir mein Camerad an einem schönen Morgen entrissen. Lorenz sagte mir, man habe ihn nach den Gefängnissen, li quattri, verwiesen. Sie befinden sich im Innern des Gebäudes und gehören ebenfalls den Staatsinquisitoren an. Die Gefangenen genießen die Annehmlichkeit, den Gefangenwärter, wenn sie seiner bedürfen, rufen zu können. Zwar sind jene Kerker dunkel, aber eine Oellampe giebt das nöthige Licht. Weil nämlich alles Gemäuer in denselben von Marmor ist, schwindet die Besorgniß einer Feuersgefahr. Ich erfuhr lange nachher, daß der arme Maggiorin fünf Jahre dort hat zubringen müssen, und daß er dann auf zehn Jahre nach Cerigo geschickt worden. Ob er

gestorben ist, weiß ich nicht. Wie wohl mir seine Gesellschaft gethan, empfand ich erst, nachdem ich sie verloren. Allein gelassen, verfiel ich von neuem in Traurigkeit. Aber die Erlaubniß, in den Gängen auf- und abzugehen, blieb mir, und ich untersuchte Alles, was dort zu sehen war. In dem einen Kasten befanden sich schönes Papier, Pappe, ungezogne Gänsekiele und Bindfaden. Das andre Behältniß war verschlossen. Ein Stück schwarzer, glatter Marmor, einen Zoll dick, drei Zoll breit und sechs Zoll lang, erregte meine Aufmerksamkeit. Absichtslos nahm ich ihn mit und verbarg ihn im Kerker unter meinen Hemden.

Acht Tage nach Maggiorins Abgange sagte mir Lorenz, er vermuthe, daß ich einen neuen Cameraden bekommen werde. In diesem Lorenz, einem personificirten Schwätzer, fing an sich die Ungeduld nach meinen Fragen zu regen. Seine Pflicht war, jene Ungeduld zu zähmen; und weil ihm nicht gelingen wollte, seine Verschwiegenheit gegen mich zur Schau zu tragen, gerieth er auf den Gedanken: in der Meinung, er wisse nichts, unterlasse ich, ihn in Versuchung zu führen.

Seine Eigenliebe war verletzt, und mir zu zeigen, daß ich im Irrthum sey, warf er Manches hin, wonach ich nicht gefragt hatte. Einst sagte er mir: vermuthlich würde die Gesellschaft neuer Gefangener mir nun öfter zu Theil werden; denn in jedem der sechs Gefängnisse säßen bereits zwei Personen, von denen keiner in die quattri gebracht werden könne. Da eine lange Pause vergangen war, ohne daß ich fragte, worin der Unterschied zwischen jenen Kerkern bestehe, fing er von selbst an: die quattri enthielten allerhand Menschen durch einander, deren Urtheil schon niedergeschrieben sey, wenn sie es auch noch nicht kennen sollten. Was sich aber in den Bleikammern unter seiner Aufsicht befinde, gehöre zu den Personen von Auszeichnung, und sie hätten Verbrechen begangen, die kein Mensch errathen dürfe. Wenn Sie, mein Herr, die Personen kennten, die Ihr Schicksal theilen, Sie würden sich verwundern. Man sagt zwar, Sie wären ein Mann von Kenntnissen und Verstand; aber, Sie verzeihen mir! — des Verstandes wegen kömmt man nicht hieher. — Erwägen Sie, funfzig Sous täglich sind schon keine Kleinigkeit. —

Ein Bürger der Stadt erhält nur drei Livres, ein Edelmann vier, und ein fremder Graf acht. Ich muß das wissen, denn Alles geht durch meine Hände.

Dann strich er sich selbst heraus. Aber alle seine Tugenden waren negativ. Ich bin, sagte er, weder ein Spitzbube, noch ein Verräther, noch ein Lügenschmidt, noch ein Geizhals, noch ein Ränkemacher, noch brutal, wie mein Vorgänger. Trinke ich ein Maaß zu viel, so werde ich eigentlich besser. Mein Vater hätte mich nur in die Schule schicken sollen, um lesen und schreiben zu lernen; dann wäre ich vielleicht Messer grande geworden. Aber meine Schuld war es nicht. Herr Andrea Diedo hält etwas auf mich. Meine Frau, die erst vier und zwanzig Jahr alt ist und Ihnen das Essen bereitet, darf ihn besuchen, wenn sie will, unangemeldet, auch bevor er aufgestanden; eine Gnade, die er keinem Senator gewährt. Ich versichere Sie, alle neue Ankömmlinge werden zu Ihnen gebracht werden; immer nur auf kurze Zeit. Denn kaum hat der Secretario aus ihrem Munde das vernommen, worauf es ankömmt, so schickt er sie nach ihrer

Bestimmung in die quattri, oder in irgend ein Fort, oder in die Levante, oder, wenn es Fremde sind, nach den äußersten Grenzen des Staats. Denn das Gouvernement hält sich nicht für befugt, über die Unterthanen andrer Landesherren, wenn sie nicht in unsern Diensten stehen, zu entscheiden. Die Milde des Tribunals ist ohne Gleichen. Kein andres Gericht behandelt die Gefangenen mit solcher Schonung. Man findet es grausam, daß verboten ist, zu lesen, zu schreiben und Besuche anzunehmen. Aber das nenne ich albern. Mit jenen Dingen verdirbt man nur die Zeit. Zwar werden Sie sagen, daß Sie nichts zu thun hätten; aber das läßt sich nicht von uns Andern behaupten.

Dies etwa war die erste Anrede, mit welcher dieser Mensch mich zum ersten Mal beehrte. Sie belustigte mich. Ich sah, wie er bei weniger Dummheit viel niederträchtiger seyn würde, und wollte nun Nutzen ziehen von seiner Dummheit.

Schon Morgens brachte man den neuen Gefährten, gegen welchen die Behandlungsart, die Maggiorin am Tage seiner Ankunft erfahren

hatte, wiederholt ward. Ich lernte nun, daß ich eines zweiten Löffels von Elfenbein bedurfte. Denn am ersten Tage gab man dem neuen Ankömmlinge nichts zu essen; ich mußte ihn tractiren.

Der Angekommene, dem ich mich sogleich zeigte, machte mir eine tiefe Verbeugung. Mein bereits vier Zoll langer Bart imponirte ihm mehr, als meine Größe. Denn wenn mir Lorenz auch zuweilen eine Scheere ließ, mir die Nägel zu beschneiden, so war doch das Abschneiden des Bartes schwer verboten. Man gewöhnt sich an Alles.

Mein neuer Ankömmling war ein Mann von funfzig Jahren. Er hatte meine Größe, war mager, etwas gebückt, und im großen Munde standen ihm sehr lange, schwarze Zähne. Ueber seine kleinen, braunen Augen ragten lange, röthliche Brauen. Die runde schwarze Perücke roch nach Oel, das Kleid war von grobem, grauem Tuch.

Obwohl er mein Mittagsessen angenommen, machte er doch den Zurückhaltenden, sprach den Tag über kein Wort, und ich verhielt mich auf

gleiche Weise. Aber am folgenden Morgen änderte er sein System. Man brachte ihm ziemlich früh ein gutes Bett, das sein eignes war, und Leinenzeug in einem Sacke. Maggiorin hätte ohne meine Hülfe nicht mit dem Hemde wechseln können. Der Gefangenwärter fragte nach dem Mittagsessen und verlangte Geld dafür.

Ich habe auch nicht einen Sous. —

Gut, so sollen Sie gleich anderthalb Pfund Schiffszwieback und treffliches Wasser erhalten, sagte Lorenz.

Augenblicklich ward Beides geholt. Dann ging Lorenz und ließ mich mit dem Gespenst allein.

Ich hörte ihn seufzen, und das erregte mein Mitleiden; ich brach das Schweigen. Seufzen Sie nicht, mein Herr! sagte ich, Sie sollen mit mir essen. Aber ich glaube, Sie haben sehr unrecht gethan, ohne Geld hierher zu kommen. —

Ich habe Geld. Doch das darf man den Harpyen nicht sagen. —

Eine schöne Schlauheit! Sie setzt Sie auf Wasser und Brot. Darf ich fragen, ob Sie die Ursache Ihrer Einkerkerung wissen?

Ja, mein Herr, ich weiß sie, und Sie zu überzeugen, sollen Sie meine Geschichte in wenig Worten hören.

Ich heiße Squaldo Nobili und bin der Sohn eines Landmannes, der mich schreiben lehrte und nach seinem Tode mir ein kleines Haus mit einigen Ländereien hinterließ. Es liegt in Friaul, nicht weit von Udine. Ein Fluß, Corno genannt, der meine kleine Besitzung öfters überschwemmte, brachte mich vor sechs Jahren zum Entschlusse, sie zu verkaufen und nach Venedig zu ziehen. Man zahlte mir achthundert Pfund in schönen Zechinen aus. Ich hatte gehört, daß in der Hauptstadt unsrer glorreichen Republik Jedermann einer anständigen Freiheit genösse, und daß ein betriebsamer Mann von einem Capitale, wie das meinige, sehr füglich leben könne, wenn er auf Pfänder leiht. Ich verließ mich auf meine Sparsamkeit, meine Klugheit und meine Gabe, mich zurecht zu finden. Das veranlaßte mich, jenes Gewerbe zu ergreifen. Ich miethete ein kleines Haus, nahe dem canal regio, und meublirte es aus. Da ich allein war, lebte ich sehr ruhig und erwarb zehntausend Livres. Denn

weil ich eben gut leben wollte, hatte ich tausend Livres für meinen Unterhalt ausgesetzt. Ich war gewiß, daß ich binnen kurzem zehnmal reicher werden mußte. Unter andern borgte ich einem Juden auf mehrere sehr schön eingebundene Bücher zwei Zechinen. Unter diesen fand ich la saggezza di Charron. Ich war nie Freund vom Lesen und hatte nur, was in die christliche Doctrin einschlug, vor Augen genommen. Aber dies Buch der Weisheit ließ mich einsehen, welch ein Glück es ist, lesen zu können. Dies Ihnen vielleicht unbekannte Buch, mein Herr, besitzt seines Gleichen nicht. Hat man es einmal kennen gelernt, so wird jedes andere überflüssig. Alles, was der Mensch nur zu wissen braucht, ist darin enthalten. Jedes Vorurtheil, mit der Kindheit eingesaugt, nimmt es rein weg, und alle Sorgen wegen eines Zustandes nach dem Tode verschwinden. Es öffnet die Augen, zeigt den Weg zum Glück und macht weise. Suchen Sie sich dieses Buch zu verschaffen und nennen Sie Alle Narren, die Ihnen sagen, es sey verboten, dasselbe zu lesen.

Aus diesem Gespräche lernte ich meinen

Mann kennen. Charron war mir nicht fremd, obwohl ich nichts von einer Ueberſetzung ſeines Werkes wußte. Aber was wird nicht in Venedig überſetzt! Charron, ein großer Bewundrer des Montaigne, glaubte noch über ſein Vorbild hinausgehen zu müſſen, obwohl er es nicht einmal erreicht hatte. Er ordnete Manches, was jener große Mann ohne ſtrengen Zuſammenhang hingeworfen, und was, ſo daſtehend, der Cenſur nicht anſtößig ſeyn konnte. Aber Charron, als Prieſter und Theologe, ward beſtraft. — Wenige haben ihn geleſen, und der alberne italieniſche Ueberſetzer hat nicht einmal den Titel verſtanden: er mußte la sapienza ſagen. Denn der Verfaſſer war dreiſt genug geweſen, ſein Werk nach dem Buch Salomons zu benennen. Mein Camerad aber fuhr folgendergeſtalt fort:

Nachdem mir Charron alle Bedenken und frühern falſchen Eindrücke benommen, richtete ich meinen Verkehr auf eine Weiſe ein, die mich in den Beſitz von neuntauſend Zechinen ſetzte. Das darf Sie nicht verwundern. Unſre Stadt iſt reich; folglich ſind Spiel, Ausſchweifungen und Nichtsthun einheimiſch in derſelben. Dieſe zer-

rütten Alles und Jedes. Dadurch entsteht Bedürfniß nach dem Gelde, und daraus zieht denn ein weiser Mann Nutzen.

Vor drei Jahren machte ein Graf Serimon meine Bekanntschaft. Er wußte, wie gut meine Geschäfte gingen, und bat mich deshalb, fünfhundert Zechinen von ihm zu nehmen, sie in meinem Verkehr anzulegen und ihm die Hälfte des Gewinns zufließen zu lassen. Er verlangte einen einfachen Schuldschein von mir, durch den ich mich zur Zurückzahlung der Summe nach seinem Begehren verpflichtete. Am Schlusse des Jahres zahlte ich ihm fünf und siebenzig Zechinen als den Betrag von funfzehn Procent des Capitals aus. Er gab mir Quittung darüber, schien aber unzufrieden. Er hatte Unrecht, denn ich hatte sein Geld bei meinem Geschäfte nicht benutzt. Am Schlusse des zweiten Jahres gab ich ihm das Nämliche, aus bloßer Großmuth. Aber es kam zu harten Reden unter uns, und Serimon verlangte sein Geld zurück. Ich antwortete, daß ich einhundert und funfzig Zechinen in Abzug bringen würde, die er schon empfangen. Doch er gerieth in Zorn und stellte eine

Klage gegen mich auf die ganze Summe an. Ein geschickter Anwalt übernahm meine Sache und wußte sie in die Länge zu ziehen. Vor drei Monaten ward ein Vergleich vorgeschlagen, den ich zurückwies. Als ich aber ein Zwangsverfahren zu besorgen anfing, wandte ich mich an den Abbé Giustiniani, den Geschäftsführer des Grafen Montalegre, spanischen Gesandten. Dieser miethete mir ein kleines Haus in einer Gegend der Stadt, wo man gegen Ueberfälle gesichert ist. Jetzt war ich gesonnen, dem Grafen Serimon sein Geld zu zahlen; nur wollte ich fünf Zechinen an Kosten des Processes in Abzug bringen, welche er mir verursacht. Mein Anwalt besuchte mich vor acht Tagen mit dem des Grafen. Diesen Männern wies ich in einem Beutel die zweihundert Zechinen vor, die ich ihnen bezahlen wollte, aber ohne auch nur einen Deut zuzulegen. Unzufrieden damit, verließen mich beide, und vor drei Tagen benachrichtigte mich Giustiniani, daß der Gesandte angemessen gefunden habe, dem Inquisitor eine Haussuchung durch seine Leute im Palais des erstern nachzulassen. Ich hielt das nicht für möglich und erwartete

den Besuch, nachdem ich mein Geld in Sicherheit gebracht. Mit Tagesanbruch aber fand sich Messer grande ein, verlangte dreihundert und funfzig Zechinen und schleppte mich fort, nachdem ich geantwortet, ich hätte keinen Sous. Nun bin ich hier.

Nach dieser Erzählung gab ich mich Betrachtungen über den spitzbübischen Schelm hin, den man mir zur Gesellschaft gegeben, und über die Ehre, die er mir zu erzeigen dachte, indem er mir seine Geschichte erzählte, der ich Beifall schenken sollte. Alle Albernheiten, welche dieser Thor mir drei Tage hinter einander vorschwatzte, indem er sich beständig auf Charron berief, bestätigten mir die Wahrheit des Sprüchworts: „Hüte dich vor jedem Menschen, der nur ein einziges Buch gelesen hat!“ Charron hatte diesen Wucherer zum Atheisten gemacht, und er that sich viel darauf zu gute. Am vierten Tage, eine Stunde nach dem Schlage der Terze, berief Lorenz ihn zum Secretario. Schnell zog er sich an und steckte die Füße in meine Schuhe, nicht in die seinen, ohne daß ich es bemerkte. Dann ging er mit Lorenz, kam aber nach einer halben

Stunde weinend zurück und holte aus seinen zurückgebliebenen Schuhen zwei Beutel mit dreihundert und funfzig Zechinen heraus, die er, von Lorenz begleitet, dem Secretario brachte. Bald darauf stellte er sich wieder ein, nahm seinen Mantel und ging. Lorenz sagte mir, man habe ihn laufen lassen. Am folgenden Morgen wurden seine Sachen abgeholt. Ich vermuthe, daß die Drohungen der Tortur ihn zum Geständnisse gebracht, und so hat dies Instrument denn doch einigen Nutzen.

Am ersten Januar 1756 erhielt ich mein Neujahrsgeschenk. Lorenz brachte mir einen schönen, mit Fuchspelz gefütterten Schlafrock, eine seidne, mit Baumwolle durchnähte Decke und einen Fußsack von Bärenfell, um die Füße hineinzustecken; denn wie der Sommer heiß, so war der Winter kalt in meinem Gefängnisse. Zugleich sagte er mir auf Befehl des Secretario, daß ich monatlich über sechs Zechinen zu gebieten habe und dafür nach meinem Belieben Bücher, so wie Zeitungen kaufen dürfe; auch fügte er hinzu, dies Geschenk komme von Herrn Bragadin. Ich erbat mir Bleifeder und ein Stück Papier, um

darauf zu schreiben: Meinen Dank der Milde des Tribunals und der Güte des Herrn Bragadin!

Man muß meine Lage empfunden haben, um die Gefühle zu fassen, die das in meiner Seele erweckte. Ich verzieh im Ueberschwang der Empfindung meinen Widersachern ihr Verfahren, ja ich hätte das Vorhaben zur Flucht beinahe aufgegeben. So fügsam ist der Mensch, wenn das Unglück ihn beugt und entadelt. Lorenz erzählte mir, Bragadin hätte den drei Inquisitoren seine Aufwartung gemacht und sich ihnen zu Füßen geworfen, um unter Thränen die Gnade zu erflehen, mir, falls ich noch unter den Lebenden sey, diesen Beweis seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit zu geben. Staunend und beinahe verstummend, ward es ihnen unmöglich, diesen Antrag abzuschlagen. Sogleich verzeichnete ich mehrere Bücher.

Einstmals ging ich an einem schönen Morgen in der Dachkammer auf und ab, als meine Augen der Riegel fesselte, der am Fußboden lag. Ich sah ihn mir darauf an, daß er eine Schutz- und Trutzwaffe abgeben könne. Mit diesem Ge-

danken hob ich ihn auf, versteckte ihn unter mein Kleid und brachte ihn in das Gefängniß, indem ich zugleich das Stück Marmor wieder zur Hand nahm, welches ich früher weggetragen. Nun erkannte ich es augenblicklich für einen Schleifstein. Ihn an dem Riegel versuchend, kam ich auf den Gedanken, mir eine Waffe zu verschaffen; aber alle dazu nöthige Geräthschaften fehlten mir. Die Schwierigkeiten, welche ich zu überwinden hatte, wurden mir ein befeuernder Anreiz. Ich mußte bei fast vollständiger Dunkelheit meine Arbeit verrichten, den Stein, ohne ihn irgendwo gegenlehnen zu können, mit meiner Hand halten und ihn in Ermangelung des Oels mit meinem eignen Speichel anfeuchten. Ich arbeitete vierzehn Tage daran, den Riegel in ein achteckiges Stilet zu verwandeln, wie der Schwertfeger es nicht besser liefern konnte. Aber man hat keinen Begriff von der Qual, Langeweile und Geduld, welche mich das kostete. Es war eine Arbeit, quam siculi non invenere tyranni. Meinen rechten Arm konnte ich nicht mehr bewegen, und meine Schulter schien mir ausgerenkt. Die linke Hand war eine einzige

Blaſe geworden, aber ich wollte mein Werk nicht aufgeben. Endlich ward es fertig. Stolz auf mein Stück Arbeit und noch ungewiß, wozu ich es anwenden wollte, ſann ich nach, es dergeſtalt zu verbergen, daß es ſogar einer Nachſuchung entgehen mußte. Ich verſteckte das Inſtrument in das Stroh meines Lehnſeſſels von unten hinauf. Niemand konnte es dort finden, der es nicht vermuthete. So hatte der Himmel zu einer Flucht, die, wenn nicht wunderbar, doch bewunderungswürdig zu nennen iſt, mir das Hülfsmittel dargereicht. Es iſt wahr, ich that mir etwas darauf zu Gute, aber nicht des Gelingens wegen. Der Himmel war ja in das Mittel getreten. Es mußte vorangehen, ehe ich die Sache ausführbar fand und zur Arbeit ſchritt.

Nach vier Tagen der Ueberlegung, wie ich mein zwanzig Zoll langes Eſponton benutzen ſollte, deſſen ſcharfe Schneide mich von der Entbehrlichkeit des Verſtählens beim Eiſen belehrte, überzeugte ich mich, daß nichts zu thun blieb, als ein Loch in dem Fußboden unter meinem Bette auszuarbeiten.

Ich wußte, daß unter meinem Kerker ſich

dasjenige Zimmer befinden müsse, worin ich Cavalli gesehen. Ich wußte, daß dieses Zimmer alle Morgen aufgeschlossen ward, und daß ich mich, wenn die Oeffnung fertig war, mittels meiner Bettücher, wenn ich ein Seil daraus drehte, dessen Ende an die Bettstelle gebunden ward, hinunterlassen konnte. Ich wollte mich dann unter dem Sessionstische des Tribunals verbergen und früh Morgens, sobald die Thür aufgeschlossen ward, entschlüpfen. Ich hoffte mich in Sicherheit zu setzen, ehe man mir nachfolgen konnte. Denn auch darauf, daß Lorenz in jenem Zimmer einen Häscher zur Wache gelassen, war ich gefaßt: mein Spieß hätte ihn getödtet. So war Alles gut ersonnen. Aber der Fußboden konnte eine doppelte Lage haben, vielleicht sogar eine dreifache, und die Arbeit beschäftigte mich dann mehrere Monate hindurch. Wie wollte ich auf so lange Zeit das Ausfegen des Gefängnisses hindern? Es verbieten, hätte Argwohn erregt; denn ich hatte zur Vertilgung des Ungeziefers stets darauf gedrungen, daß der Fußboden gereinigt wurde.

Dennoch verbot ich das Ausfegen, ohne ei-

nen Grund anzugeben, und Lorenz wollte nach einigen Tagen den Grund wissen. Weil es Staub errege, der mir die Lungen angriffe, gab ich zur Antwort. Er meinte, daß man zuvor sprengen könne. Das verbot ich noch dringender, weil Feuchtigkeit Blutauswurf erzeuge.

Nach einer Woche befahl er das Ausfegen, ließ das Bett aus dem Kerker schaffen und leuchtete unter dem Vorwande des Ausfegens mit dem Lichte hin. Ich sah nun, daß Argwohn ihn zu der Maaßregel vermocht, aber ich blieb gleichgültig dabei und fing an, mein Vorhaben fester zu begründen.

Ich färbte mein Schnupftuch mit Blut, indem ich mir den Daumen ritzte, und erwartete Lorenz im Bette. Ich habe so heftig gehustet, sagte ich, daß mir eine Ader in der Brust gesprungen ist. Sehet, wie ich geblutet habe! Lasset den Arzt kommen! — Dieser erschien, ließ mir zur Ader und gab ein Recept. Ich erklärte, Lorenz sey an Allem Schuld, weil er das Ausfegen nicht unterlassen wolle. Der Medicus machte ihm Vorwürfe und erzählte, wie ein junger Perückenmacher gestorben sey, weil der ver-

schluckte Staub nie wieder ausgeathmet würde. Ich lachte im Stillen. Der Doctor konnte mir nicht besser sprechen, wenn er mit mir im Einverständnisse gewesen wäre. Lorenz antwortete, er habe geglaubt, mir einen Dienst zu erweisen, und versprach, er wolle ferner nicht auskehren lassen. Die Häscher aber, die zugegen waren, hatten eine wahre Freude darüber und zählten es seitdem zu den Handlungen der Wohlthätigkeit, nur die Gefängnisse derer zu reinigen, welche sie mißhandelten.

Nachdem der Arzt sich entfernt hatte, bat Lorenz mich um Verzeihung. Er versicherte, daß alle übrigen Gefangenen beim Ausfegen ihrer Kammern, so nannte er die Kerker, sich wohl befänden, und äußerte, bei der Wichtigkeit der Sache wolle er ihre Meinung darüber berichtigen, denn er behandle sie sämmtlich wie seine Kinder.

Der Aderlaß war mir heilsam. Ich gewann meinen Schlaf wieder und verlor die Krampfzufälle.

Viel war nun gewonnen, aber die Zeit noch nicht da, mein Werk zu beginnen. Es war

kalt, und meine Hände konnten den Spieß nicht halten, ohne vor Frost zu starren. Mein Unternehmen forderte Vorsicht, die Allem auswich, was leicht errathen werden konnte, zugleich Kühnheit und Beharrlichkeit, die es mit Zufällen aufnahm, welche das vorher Berechnete veränderten. Jeder Mensch ist in einer bedenklichen Lage, der so handeln soll. Aber ein richtiger, politischer Calcul lehrt, daß, um Alles zu erringen, man auf Alles gefaßt seyn und man Alles wagen muß.

Die langen Winternächte machten mich trostlos. Neunzehn Stunden mußte ich in der Finsterniß zubringen. Denn an den in Venedig nicht seltnen Nebeltagen erhellte das Licht, welches durch mein Fenster und die Thüröffnung drang, kein Buch hinlänglich, daß ich hätte lesen können. Dadurch versank ich in meinen frühern Geisteszustand. Das Gehirn darf sich nur unablässig mit Einem Gegenstande beschäftigen, so kann es leicht dem Wahnsinne zur Beute werden. Eine Lampe mit Oel hätte mich beglückt. Ich dachte hin und her und freute mich, als sich ein Gedanke zeigte, wie ich sie mir durch List verschaffen könnte. Ich bedurfte ein Gefäß, Tochte-

Oel, Feuerstein, Schwefelfaden und Zunder. Von dem Allen besaß ich nichts. Doch das Gefäß verschaffte ich mir bald durch einen irdnen Tiegel, worin geschlagne Eier mit Butter zubereitet wurden, und den ich mir verbarg. Dann ersparte ich mir von dem Oel zu meinem Salate. Tochte machte ich aus der Baumwolle, welche ich aus meiner Bettdecke zog. Endlich gab ich Zahnschmerzen vor. Dadurch vermochte ich Lorenz, mir einen Feuerstein zu geben, indem ich den Vorwand gebrauchte, daß er, in Essig aufgelöst, mir das Reißen in den Zähnen benehme. Lorenz war zugegen, als ich vor seinen Augen drei Feuersteine in Essig legte. Eine Schnalle im Gürtel meiner Beinkleider diente als Feuerstahl. Nun fehlten noch Zunder und Schwefel. Auch diese wurden mir durch Nachdenken und durch den Einfluß des sich einmischenden Glückes. Ein Blutgeschwür war im Abtrocknen und verursachte mir ein Jucken. Ich hatte Lorenz aufgetragen, sich vom Arzt ein Mittel geben zu lassen. Dieser hatte aufgeschrieben: „Ein Tag Diät und drei Unzen süßes Mandelöl werden die Haut heilen, auch verrichtet wohl die Einreibung

von Schwefelblumen diesen Dienst. Aber das letztere topische Mittel kann gefährlich werden." Ueber die Gefahr lache ich, gebe ich dem Lorenz zur Antwort; kauft die Salbe und bringt sie mir! Sonst braucht Ihr auch nur Schwefelblumen anzuschaffen, und ich mache mir die Salbe von meiner Butter selbst. Habt Ihr keine Schwefelfaden bei Euch? Gebt her!

Den ganzen Vorrath zog er aus seiner Tasche und gab ihn mir. Wie thut im Elend ein jeder Trost so wohl!

Drei Tage brachte ich zu mit Ueberlegen, wie ich mir nun noch das Letzte, den Zündschwamm, verschaffen sollte. Da fiel mir ein, daß ich dem Schneider gesagt hatte, er solle mein seidnes Kleid unter der Achsel mit Schwamm füttern, um die Stelle gegen Schweißflecke zu sichern. Das Kleid, noch ganz neu, lag vor mir. Mein Herz klopfte. Der Schneider konnte meinen Befehl nicht erfüllt haben. Ich schwankte zwischen Furcht und Hoffnung. Ich brauchte nur zwei Schritte zu thun, um mich zu überzeugen. Aber ich hatte nicht den Muth. Ich fürchtete, den Schwamm nicht zu finden und

dann die Hoffnung aufgeben zu müssen. Endlich entschließe ich mich und trete zum Riegel, woran mein Kleid hing. Aber plötzlich fühle ich mich einer solchen Gnade unwürdig und falle auf meine Kniee, um erst den Schöpfer anzuflehen, er möge den Schneider nicht haben von meinem Befehle abgehen lassen. Nach einem heißen Gebete breite ich das Kleid aus, trenne den Wachstaffet los und — finde den Schwamm. Welche Freude! Natürlich dankte ich vor Allem Gott, denn auf seine Gnade vertrauend hatte ich nach dem Schwamme gesucht, und mein ganzes Herz ergoß sich bei diesem Gebete.

Prüfe ich mich, so habe ich weder thöricht noch albern gehandelt, daß ich, bevor ich den Schwamm suchte, mich an den Herrn aller Dinge wendete. Vor meiner Einkerkerung wäre es so wenig geschehen, wie heute. Aber wenn die Freiheit des Körpers gelähmt ist, fühlt sich auch das Wirken des Geistes geschwächt, und man darf, ja man soll Gottes besondre Gnade erflehen, nur nicht bitten, daß er durch Wunder den Gang der Natur umstoße.

Aber wie denn? — Hatte der Schneider

wirklich den Schwamm vergessen, so fand ich ihn nun und nimmermehr; hatte er ihn eingenäht, so war er gewiß da. Was wollte ich also vom Herrn der Welt? — Der Sinn meines Gebets war, ihm zu sagen: Herr, laß mich den Schwamm finden, auch wenn der Schneider ihn wegließ; und wenn der Schneider ihn eingenäht, nimm du ihn nicht weg! — Der Theolog nun darf und wird mein Gebet fromm, heilig und vernünftig nennen, weil es auf der Kraft des Glaubens beruhte; und er hat Recht, wie ich Recht habe, wenn ich es albern finde, weil ich nicht Theolog bin. Aber ich brauche eben kein sonderlicher Theolog zu seyn, um einzusehen, daß jene meine Handlung, wie albern sie seyn mochte, eine der besten meines Lebens gewesen. Ich könnte ja auch Gott gedankt haben, daß er den Schneider gelenkt, als er ihn den Schwamm nicht vergessen lassen; und dann ist mein Dankgebet sogar von der sogenannten gesunden Vernunft gerechtfertigt.

Kaum war ich im Besitze des Schwammes, so goß ich Oel in den Tiegel, that den Docht hinzu, und die Lampe war fertig. Es schmei-

chelte mir, in dem Augenblicke das meinem eignen Selbst verdanken zu müssen und eins der grausamsten Verbote übertreten zu haben. Nun gab es für mich keine Nacht mehr. Dem Salat, meiner Lieblingsspeise, sagte ich Lebewohl. Des Oeles Bestimmung schien mir keine andre, als die, uns zu leuchten. Ich beschloß, am ersten Montage der Fasten die Durchgrabung des Fußbodens zu beginnen. Während der Ausgelassenheit im Carnaval waren täglich Besuche zu befürchten, und ich hatte Recht. Am Sonntage vor Aschermittwoch klirrten die Riegel, Lorenz trat ein, und ihm folgte ein langer Mann, den ich augenblicklich für den Juden Gabriel Schalon erkannte; ein Mensch, welcher allen jungen Wüstlingen durch schlechte Geschäfte zu Gelde verhalf. Wir kannten uns und begrüßten uns also ganz obenhin. Die Gesellschaft behagte mir nicht. Aber es war Geduld nöthig. Man sperrte ihn ein, nachdem er Lorenz aufgetragen, ihm sein Bett und Essen zu holen; doch dieser erwiderte, davon werde erst morgen die Rede seyn.

Dieser Jude, ein erzdummer, schwatzhafter, eingebildeter Kerl, verstand auf der Welt nichts,

denn sein Gewerbe. Er fing an, mir Glück zu wünschen, sein Gesellschafter geworden zu seyn. Statt der Antwort bot ich ihm die Hälfte meiner Mahlzeit an. Doch er schlug sie als nicht koscher aus und hoffte noch am Abend auf eine gute Mahlzeit aus seiner Wohnung. Woraus schließen Sie das? fragte ich. Weil der Kerkermeister erst morgen von meinem Bett reden wollte, antwortete er.

Auch mir hat er das gesagt. —

Zwischen uns aber ist ein Unterschied. Denn, das sage ich Ihnen, die Inquisitoren haben, mich festsetzend, einen Fehlgriff begangen. Sie werden in Verlegenheit seyn, ihren Fehler gut zu machen.

Vielleicht zahlen sie Ihnen eine Pension. Denn ein Mann, wie Sie, will geschont seyn. —

Richtig. Kein Mäkler stiftet dem innern Verkehr den Nutzen, wie ich. Die Herren vom Rathe haben oft die Anzeigen benutzt, die ich ihnen gemacht. Meine Verhaftung ist ein sonderbares Ding und gründet vielleicht noch Ihr Glück. —

Mein Glück? —

Ich bin keinen Monat wieder frei, so erlöse ich Sie von diesem Gefängniß. Ich weiß, wen und wie ich darüber sprechen muß. —

So will ich auf Sie rechnen. —

Der Thor bildete sich nicht wenig ein. Er wollte mich unterrichten von dem, was über mich gesprochen ward, und hinterbrachte mir das Geschwätz der albernsten Leute. Er langweilte mich so sehr, daß ich ein Buch zur Hand nahm, und er war so unverschämt, daß er mich bat, nicht zu lesen. Seine Leidenschaft war Schwatzen, und stets redete er von sich selbst. Ich durfte nicht wagen, meine Lampe anzuzünden; und weil die Nacht anbrach, entschloß er sich, Brot, Wein und meinen Strohsack anzunehmen, der nun schon das Bett aller Ankommenden geworden. Am folgenden Tage erhielt er sein Bett und Essen, das von seinen Leuten bereitet worden. Fast neun Wochen hatte ich diese Last zu tragen. Denn wegen seiner verwickelten Schelmereien mußte dieser Jude oftmals vernommen werden. Mir selbst gestand er, Renten von Personen gekauft zu haben, ehe sie denselben zugefallen waren. Er gestand, daß der

Verkäufer hundert Procent verlor, aber der Käufer konnte Alles einbüßen. Da ich den Ueberlästigen nicht los ward, beschloß ich, meine Lampe anzuzünden, und er gelobte Verschwiegenheit, doch ohne sie zu halten. Zum Glück erfolgte nichts für mich aus seiner Verrätherei, denn Lorenz wußte Alles. Nur für meine Flucht konnte ich nichts thun.

Auch beim Lesen störte er mich. Anmaßend, dumm, abergläubig, geckenhaft und furchtsam, gerieth er oft in Verzweiflung und brach in Thränen aus. Dann sollte ich in seine Klagelieder, daß er seinen guten Namen verlöre, einstimmen. Ich sagte, wegen seines guten Namens habe er nichts zu fürchten, und er nahm es für ein Compliment. Er wollte durchaus nicht geizig erscheinen, und ihn von seinem Geize zu überzeugen, bewies ich ihm einst, daß er, wenn die Inquisitoren ihm täglich hundert Zechinen bewilligen und die Thür des Gefängnisses öffnen wollten, er im Kerker bleiben würde. Er lachte und gab es zu.

Talmudist, wie die übrigen Juden heut zu Tage es sind, war auch er, und ich sollte ihn

seiner Wissenschaft wegen für einen treuen Anhänger seiner Religion halten. Als Sohn eines Rabbi, war er bewandert im Ceremonial. Zunehmende Menschenkenntniß hat mich belehrt, daß die Mehrzahl der Menschen die Religion in der Disciplin sucht.

Er war fett und verließ kaum sein Lager. Weil er bei Tage schlief, wachte er oft des Nachts, während ich köstlich schlummerte. Einstmals weckte er mich aus dem besten Schlafe. Zum Henker, was haben Sie, weshalb wecken Sie mich? Nur wenn Sie im Sterben sind, vergebe ich Ihnen das, sagte ich ihm einst. —

Ach, lieber Freund, seyn Sie barmherzig! Wir wollen ein wenig plaudern. —

Ich Ihr Freund? Abscheulicher Mensch! Ihre Schlaflosigkeit mag Sie quälen, und ich bedaure Sie. Aber wenn Sie je wieder, sich zu erheitern, mich der größten Wohlthat der Natur berauben wollen, so verlasse ich mein Bett und erdrossele Sie.

Verzeihen Sie! Ich wecke Sie gewiß niemals wieder. —

Ihn erdrosselt würde ich vielleicht kaum ha-

ben; aber er hätte mich auf die Probe ſtellen können. Denn der ſchlafende Gefangene hört auf, Gefangener zu ſeyn: wie der Sclave, wenn er ſchlummert, ſeine Feſſeln nicht fühlt, und wie dann auch kein Herrſcher regiert. Deshalb ſieht ein Gefangener den, welcher ihn weckt, für ſeinen Henker an, für den Räuber ſeiner Freiheit und für die Urſache ſeines Elendes. Hierzu kommt, daß der ſchlafende Gefangene gewöhnlich von der Freiheit träumt, und daß dieſer Traum ihm die Wirklichkeit erſetzt.

Uebrigens war ich froh, vor des Juden Ankunft nicht an die Arbeit gegangen zu ſeyn. Er wollte ausgefegt haben, und ich mußte lachen, als die Aufwärter meinten, davon würde ich ſterben. Er beſtand darauf, und ich ſtellte mich krank. Die Aufwärter hätten nicht ausgekehrt, wenn ich widerſtand. Aber mein Intereſſe wollte, daß ich nachgab.

Am Aſchermittwoch ſagte mir Lorenz, wir würden den jährlichen Oſterfeſtbeſuch des Secretario der Staatsinquiſition erhalten. Durch dieſen Beſuch ſollen theils die Seelen der Gefangenen, die das heilige Sacrament bedürfen, be-

ruhigt, theils ihre Beschwerden über die Behandlung der Kerkermeister vernommen werden. Sie können sich also heute über mich beschweren, sagte Lorenz. Thun Sie es nur und kleiden Sie sich an, denn das ist Gebrauch. Ich erbat mir einen Beichtvater auf morgen.

In aller Frühe kleidete ich mich an, und der Jude that dasselbe, indem er Abschied von mir nahm. Er war überzeugt, der Secretario würde ihn befreien, nachdem er ihn ansichtig geworden. Er behauptete, ein Vorgefühl zu empfinden, wie es ihn noch nie getäuscht, und ich wünschte ihm Glück. Inmittelst kam der Secretario, und man öffnete ihm den Kerker. Der Jude trat hervor und fiel auf die Kniee nieder. Sein Heulen und Weinen währte eine Stunde lang; der Secretario sprach kein Wort. Er trat zurück, und Lorenz berief mich hervor. Mein langer Bart von acht Monaten, und ein Kleid, welches ein Verliebter sich im Julius bestellt hatte, machten mich an jenem kalten Tage zu einer Erscheinung, die wohl Lachen, nur nicht Mitleid zu erregen vermochte. Ich zitterte vor Kälte, und das verdroß mich lediglich darum, weil der Geheimschreiber

es der Furcht zuschreiben konnte. Ich mußte gebückt das Gefängniß verlassen, und schon darin lag die Verbeugung. Dann setzte ich mich wieder in Positur und sah dem Secretario gleich frei von Stolz wie von Unterwürfigkeit ins Gesicht, ohne mich zu bewegen oder ein Wort zu sprechen. Jener, gleich unbeweglich, blieb stumm, und das gegenseitige Schweigen währte zwei Minuten. Da er sah, daß ich ihm nichts vorzutragen hatte, neigte er den Kopf etwa um einen halben Zoll und ging. Ich kehrte zurück, kleidete mich aus und legte mich nieder, um meine natürliche Wärme wieder zu erwecken. Der Jude war außer sich vor Erstaunen, daß ich dem Secretario kein Wort gesagt, obwohl mein Schweigen mehr zu ihm gesprochen, wie des Ebräers feigherziges Heulen. Ein Gefangener, wie ich, durfte seinem Richter gegenüber nur sprechen, wenn es galt, vorgelegte Fragen zu beantworten.

Am folgenden Tage nahm mir ein Jesuit die Beichte ab, und am heiligen Abend reichte mir ein Priester von St. Marcus das Abendmahl. Meine Beichte hatte dem Jesuiten zu kurz

geschienen, und er gab mir einige Ermahnungen, bevor er mich absolvirte.

Betet Ihr denn auch? fragte er mich.

Vom Morgen bis zum Abend, ja sogar beim Essen und im Schlafe. Denn in meiner Lage ist Alles, was in mir vorgeht, jede Bewegung, jede Ungeduld, jede Verirrung meines Geistes nichts, denn ein Flehen zur Weisheit Gottes, die allein in mein Herz sehen kann.

Der Jesuit lächelte zu meinem Raisonnement über das Gebet und erwiderte es mit einer metaphysischen Ausführung, die meinen Worten keineswegs entsprach. Ich hätte ihn widerlegt, aber seine Gabe und die Uebung in seinem Beruf erfreute mich. Wie ein Wurm kam ich mir vor, als er mit Prophetenkraft mir sagte: Wir sind es, von denen Ihr die Religion empfangen habt, die Ihr bekennt. Uebt sie, wie wir es thun, und betet zu Gott, wie wir Euch gelehrt haben! Wißt auch, daß Ihr nur am Tage Eures Schutzheiligen zur Freiheit gelangen werdet! Nach diesen Worten absolvirte er mich und ging. Der Eindruck, den er mir zurückließ, war unglaublich. Was ich versuchte, ich konnte seine

Worte nicht aus meiner Seele jagen, und alle Heiligen ging ich durch, die ich in meinem Calender fand.

Dieser Jesuit war zugleich Beichtvater vom alten Senator und damaligen Staatsinquisitor Flaminio Cornaro. Der Senator, ein berühmter Gelehrter und Staatsmann, sehr religiös und Verfasser mehrerer frommer, in lateinischer Sprache geschriebener Werke, genoß eines unbefleckten Rufes.

Daß ich am Tage meines Schutzheiligen befreit werden würde, hatte ich von einem Manne gehört, der es wissen konnte; und es freute mich um so mehr, als ich nun erfuhr, einen solchen Heiligen zu besitzen, und daß er meiner sich annehme. Aber wenn ich ihn anzuflehen verpflichtet war, mußte ich ihn kennen. Wer ist er? Der Jesuit selbst, wenn er ihn kannte, durfte ihn nicht nennen. Er hätte das Geheimniß verletzt. Darum will ich versuchen, ob er sich errathen läßt, sagte ich zu mir. Jakob von Compostella, dessen Namen ich trug, konnte es nicht seyn. Am Tage Jakobi hatte gerade Messer grande meine Thür gesprengt. Ich sehe daher

den Calender durch und finde zunächst St. Georg, an den ich nie gedacht. Dann ſtoße ich auf St. Marcus, der am fünf und zwanzigſten des Monats ſeinen Tag feiert, und deſſen Schutz ich als Venetianer in Anſpruch nehmen durfte. An dieſen alſo richte ich mein Gebet, aber umſonſt. Sein Tag erſchien, und ich blieb. Nun wendete ich mich an den andern St. Jakob, den Bruder des Heilands, der mit St. Philipp eintritt. Aber ebenfalls getäuſcht, rufe ich St. Anton an, der, wie man in Padua ſich ausdrückt, täglich dreißig Wunder vollbringt. Abermals umſonſt.

Ob ich gleich Neigung hatte, es mit einem Heiligen nach dem andern zu verſuchen, ſo faßte ich auf mein Stilet am Ende doch ein noch größeres Vertrauen. Dies bewährte ſich auch dem Jeſuiten zum Trotz am Allerheiligentage, nachdem der Jude bald nach Oſtern auf zwei Jahre nach den vier andern Gefängniſſen gebracht worden. Ich mußte die Dielen durchſchneiden, indem ich das Eiſen hineintrieb. Anfangs waren die Stückchen, welche ich ablöſte, nicht größer, als ein Weizenkorn, doch nach und nach wurden es bedeutende Splitter. Die Diele

von Lerchenholz hatte ohngefähr sechzehn Zoll Breite. Ich durchgrub sie da, wo sie mit einer andern zusammengefalzt war, und mußte eilen. Denn wehe mir, wenn ein neuer Gefangner ankam, der das Ausfegen verlangte! Ich hatte nämlich das Bett beim Arbeiten weggerückt, die Lampe angezündet und lag, das Esponton in der Hand und eine Serviette zum Auffammeln des Abfalls neben mir, auf dem Bauche. Zum Glück war meine Arbeit leicht, denn weder Nagel noch Klammer hinderte mich. Nach sechs Stunden band ich meine Serviette zusammen, in der Absicht, sie hinter den aufgehäuften Geräthschaften im Gange zu leeren, und rückte die Bettstelle zurecht. Am folgenden Tage entdeckte ich unter der ersten Diele eine zweite, die ich von gleicher Stärke schätzte. Besuch erhielt ich nicht, aber die Furcht vor demselben quälte mich. Rastlos arbeitete ich drei Wochen hindurch. Alle drei Dielen, unter denen ich das Pflaster von kleinen Marmorstückchen, terrazzo marmorin genannt, antraf, waren durchgearbeitet. Hier glitt mein Eisen ab, und ich gedachte des Hannibal, der sich nach Titus Livius einen Weg über die Al=

pen gebildet, indem er mit Beilschlägen den durch Weineſſig erweichten Felſen durchbrach. Das hatte ich bis dahin ſtets für unglaublich gehalten, nicht weil ich dem Weineſſig die nöthige Kraft abſprach, ſondern der Menge wegen, welche nöthig ſchien. Nun goß ich in die Vertiefung, die ich gemacht, eine Flaſche ſtarken Weineſſig, welchen ich beſaß. Am andern Tage ſchon ſah ich, daß mein Verſuch gelingen würde, ſey es durch die Kraft des Eſſigs oder die Kraft meiner Geduld. Denn nicht die Steine ſelbſt, nur den Kitt, welcher ſie verband, hatte ich mit meinem Inſtrumente zu zerpulvern. Zu meiner größten Freude entdeckte ich, daß dies nur ſo lange, als ich auf der Oberfläche blieb, ſchwierig war. In vier Tagen ſah ich auch dieſe Arbeit fertig, und mein Stilet blieb unbeſchädigt; es war vielmehr erſt recht blank geworden. Nun, wie erwartet, fand ich eine neue Diele, muthmaßlich die letzte, mit welcher ich größere Mühe hatte, denn das Loch war bereits zehn Zoll tief geworden. Jedesmal rief ich die Barmherzigkeit Gottes an. Wenn die Gelehrten über die Kraft des Gebetes ſpotten, wiſſen ſie nicht, was ſie

sprechen. Hatte ich lange gebetet, so war ich jedesmal gestärkt, und das allein genügt, mochte nun die Kraft von Gott unmittelbar mir gegeben werden, oder mochte sie eine physisch nothwendige Folge meines eignen Vertrauens auf ihn seyn. Hatte ich lange (diu) gebetet, so half mir Gott (dio) jedesmal.

Der fünf und zwanzigste Junius war nun gekommen. Im elften Jahrhundert war an diesem Tage des Evangelisten Marcus Erscheinung in der Gestalt eines Löwen gefeiert worden. Denn die Weisheit des Senats sah ein, daß die Zeit gekommen war, die Hülfe dieses Schülers des Paulus und Petrus für die Vergrößerungsplane der Republik zu benutzen. Ich hatte Nachmittags drei Stunden lang, völlig nackt, von Schweiß triefend, auf dem Bauche gelegen und in dem Loche gearbeitet, worin meine Lampe stand. Plötzlich ertönt das fürchterliche Klirren des Riegels der Thür im vordersten Gange. Welch ein Augenblick! Ich blase die Lampe aus, lasse das Stilet sammt der Serviette in der Oeffnung, schiebe das Bettgestell in den Alcoven, werfe Strohsack sammt Matratze darüber hin

und ſinke beinahe todt im Augenblicke, wo Lorenz eintritt, auf mein übriges Bettzeug. Einen Augenblick ſpäter hätte man mich ertappt. Lorenz wäre mir auf den Leib getreten, wenn ihn ein Schrei nicht gebückt zurückgejagt hätte, indem er mit Emphaſe ausrief: „Ach mein Gott, wie bedaure ich Sie, lieber Herr! Man iſt hier wie in einem Backofen. Stehen Sie auf und danken Sie dem Himmel, daß er Ihnen ſolche Geſellſchaft ſchickt! Treten Eure Excellenz nur herein!“

Das ſagt er zu dem Unglücklichen, der ihm folgt, ohne meine Nacktheit zu berückſichtigen. Der Fremde aber nahm es wahr und vermied mich mit ſeinem Geſichte, während ich meine Betttücher zuſammenraffte und ſie auf das Geſtell warf, nach einem Hemd aber, das ich mir überwerfen konnte, umſonſt ſuchte.

Der Angekommene glaubte ſich in der Hölle. Wo bin ich und wohin bringt man mich? ſagte er. Welche Hitze und welcher Geruch! Mit wem werde ich eingekerkert?

Nun rief ihn Lorenz hinaus. Mich bat er, ein Hemd anzuziehen und auf den Gang zu ge-

hen. Dem Verhafteten aber sagte er, es sey ihm befohlen, sein Bett, und was er sonst brauche, herzuschaffen. Einstweilen könne er im Gange auf- und abgehen. Dann würde der Geruch im Gefängnisse verschwinden. Nur vom Oel konnte derselbe herrühren, gewiß, weil ich die Lampe ausgelöscht. Lorenz machte mir keinen Vorwurf darüber. Sonder Zweifel hatte der Jude ihm Alles gesagt, und ich freute mich, daß dieser ihm nicht mehr zu entdecken gewußt. Für Lorenz aber gewann ich nun einige Achtung.

Endlich im Hemd und Schlafrock, trete ich hinaus. Der neue Gefangene schrieb mit der Bleifeder auf, was er brauchte, und sah mich kaum, als er ausrief: Sieh da, Casanova! Ich erkannte ihn gleich für den Abbé Grafen Fanarola aus Brescia. Er war ein angenehmer, reicher, in allen guten Gesellschaften beliebter Funfziger. Nach einer Umarmung sagte ich ihm, Niemand hätte ich hier weniger erwartet, und Thränen entströmten seinen Augen.

Kaum befanden wir uns allein, als ich dem Abbé eröffnete, ich würde ihm, wenn sein Bett käme, meinen Alcoven anbieten; aber er möchte

ihn ausschlagen und das Ausfegen des Gefängnisses verbitten. Die Gründe solle er bald hören. Ich sagte ihm, woher der Oelgeruch rühre, und er gelobte Verschwiegenheit, indem er sich freute, zu mir gekommen zu seyn. Ich erfuhr durch ihn, daß Niemand mein Vergehen kannte, und darum alle Welt es errathen wollte. Einige meinten, ich habe eine neue Religion gestiftet, Andre, daß Madame Memmo dem Tribunal bewiesen, ich mache ihren Sohn zum Atheisten. Auch sagte man, Antonio Condulmer, der Staatsinquisitor, habe mich als Ruhestörer festsetzen lassen, weil ich die Comödien des Abbé Chiari ausgepfiffen, und weil ich nach Padua gehen wolle, um ihm nach dem Leben zu trachten. Von dem Allen war etwas richtig, nur Alles erweitert. Um eine neue Religion zu gründen, war ich zu leichtsinnig und sorgenlos; die drei Söhne der Madame Memmo konnten leichter verführen als verführt werden; und Condulmer hätte viel zu thun gehabt, wenn er alle Personen, die Chiari's Stücke auspochten, hätte festsetzen wollen.

Gegen Abend kam Bett, Lehnstuhl, Wäsche, Riechwasser, ein gutes Essen und guter Wein.

Der Abbé konnte nichts genießen, aber ich ahmte ihm nicht nach. Sein Bett fand einen Platz, ohne daß das meinige verrückt ward, und man schloß uns ein.

Nun holte ich meine Lampe aus dem Loche hervor, und als ich die Serviette ganz mit Oel getränkt fand, mußte ich lachen. Wenn Anlässe, die mit tragischen Folgen drohen, mit unbedeutenden enden, so hat man ein Recht zum Lachen. Ich richtete Alles wieder ein und zündete die Lampe an, über deren Geschichte der Abbé lachen mußte. Wir schliefen die ganze Nacht nicht, weniger weil das Ungeziefer uns quälte, als weil wir uns hundert interessante Sachen zu sagen hatten und der Graf mir seine Geschichte in diesen Worten erzählte:

Gestern fuhr ich in Gesellschaft der Madame Alessandri und des Grafen Martinengo auf der Gondel nach Fusina und dann nach Padua zur Oper, in der Absicht, sogleich wieder nach Venedig zurückzugehen. Nach dem zweiten Acte führt mein Unstern mich in den Spielsaal. Hier traf ich demaskirt den Grafen Rosenberg, kaiserlichen Botschafter, und Madame Ruggini, deren Ge-

mahl als venetianiſcher Botſchafter nach Wien abgehen ſollte. Beiden machte ich eine Verbeugung und ſagte der Dame einige Artigkeiten. Im Fortgehen aber rief der Graf mir zu: „Sie Glücklicher, dem mit einer ſo ſchönen Dame zu ſprechen erlaubt iſt! In ſolchen Augenblicken macht mir mein öffentlicher Charakter das ſchönſte Land der Erde zur Hölle. Sagen Sie der Dame, daß die jetzigen Hinderniſſe in Wien verſchwinden! Dort würde ich ſie im künftigen Jahre aufſuchen und ihr den Krieg erklären.“

Frau von Ruggini, die geſehen, daß der Graf ſich mit mir unterhielt, winkte mir und fragte lächelnd, was der Graf mir geſagt. Ich trug kein Bedenken, es zu wiederholen, und ſie trug mir die Antwort auf, daß ſie die Kriegserklärung annehme, und daß die Zukunft zeigen werde, wer ſein Handwerk am beſten verſtehe. Dieſe Antwort, ein bloßes Compliment, ſchien mir ſo unverdächtig, daß ich kein Bedenken trug, ſie zu überbringen, und nach dem Abendeſſen ruhig nach Hauſe ging. Aber am Morgen weckt mich ein Billet, das mich zur bussola fordert, dort die Eröffnung des Secretario zu vernehmen.

Die Vorladung ließ mich nichts Gutes ahnen. Ich mußte gehorsamen und war kaum angekommen, als der Befehl erfolgte, mich hierher zu bringen.

Kein unschuldigerer Fehler, wie dieser! Aber, bemerke ich noch, in der Welt der Gesetze können Handlungen völlig schuldlos seyn, und man darf sie doch nicht hingehen lassen. Ich gratulirte dem Abbé, daß er wenigstens sein Verbrechen kannte. Er würde, sagte ich, eine Woche hier bleiben und dann den Befehl erhalten, einige Monate lang Brescia nicht zu verlassen. Aber nicht einmal an achttägige Haft wollte er glauben. So hält der Mensch die Strafe für unmöglich, wenn er sich schuldlos weiß. Ich ließ ihm seine Hoffnung; doch meine Vorhersage traf buchstäblich ein. Ich that mein Möglichstes, ihm den Schmerz über das Entehrende der Verhaftung durch meine Gesellschaft vergessen zu machen, und vergaß, während er bei mir war, mein Unglück über dem seinigen.

Am Morgen brachte Lorenz sehr früh Caffee und dem Grafen in einem Korbe das Mittagsessen. Dieser begriff nicht, wie es zu dieser Zeit

genoſſen werden ſollte. Eine Stunde lang ließ man uns ſpazieren gehen, dann wurden wir eingeſchloſſen. Die Flöhe, welche uns quälten, brachten den Abbé auf die Frage, weshalb ich nicht ausfegen laſſe. Er ſollte mich weder für unreinlich, noch meine Haut für härter halten, als die ſeinige. Darum erzählte, ja zeigte ich Alles. Er war verwundert, beinahe gekränkt, mich gewiſſermaßen zu dem Geſtändniſſe genöthigt zu haben, ermunterte mich nun aber, fortzufahren. Ich ſollte die Arbeit noch am folgenden Tage vollbringen, damit er mich noch hinunterlaſſen und mein Seil wieder hinaufziehen könne. Denn ob er ſeine Schuld erſchwere, war ihm gleichgültig. Ich aber zeigte ihm eine Erfindung, wie ich das Seil, nachdem es mich hinuntergelaſſen, wieder nach mir ziehen wollte. Beide Enden des Seils liefen durch eine an der Bettſtelle befeſtigte Schlinge, und das Seil mußte ich nach mir ziehen, damit es Lorenz nicht augenblicklich gewahr ward, wenn er durch den Saal nach den Gefängniſſen ging. Denn dann hätte er mich zur Stelle geſucht, gefunden und angehalten.

Der Graf wollte, daß ich meine Flucht noch aufschob. Ich sollte Lorenz Schicksal bedenken. Aber das Verlangen nach Freiheit hinderte jeden Nachlaß in meiner Arbeit. Ich hätte mich nicht dazu bequemt, und wenn es das Leben aller Sbirren gegolten hätte, ja die Republik selbst. Das Vaterland wird ein Nichts dem Menschen, welchen es unterdrückt!

Meine gute Laune entriß den werthen Genossen nicht allen Anfällen von Schwermuth. Er liebte Madame Alessandri, vormalige Sängerin, jetzt Gemahlin von Martinengo, und blieb nicht unerhört. Aber je mehr man glücklich liebt, um so schmerzhafter ist die Entfernung vom Gegenstand unsrer Liebe. Er seufzte, und oft standen ihm die Thränen in den Augen. Ich bedauerte ihn, konnte mich aber nicht entschließen, ihm zum Trost von der Nichtigkeit der Liebe zu sprechen, wie Thoren es wohl thun. Dergleichen ist weder ein Trost, noch ist es Wahrheit.

Die achttägige Gefangenschaft, die ich dem Abbé angekündigt, verlief schnell. Ungern verlor ich diese angenehme Gesellschaft; doch sie zu bedauern, dazu blieb mir keine Zeit. Dem edlen

Manne von Verschwiegenheit zu sprechen, war überflüssig. Ein Wort der Art hätte ihn beleidigt.

Am dritten Julius sagte Lorenz dem Grafen, er möchte sich bereit halten, gegen die Zeit der Terza auszugehen, und brachte deshalb kein Essen. Denn schon vorher waren Suppe, Obst und Wein ihm einzige Nahrung gewesen. Ich dafür hatte einen guten Tisch gehabt, und er bewunderte mein Temperament. Freundschaftsbezeugungen füllten uns die letzten Stunden aus. Lorenz kam, ging mit ihm fort und kehrte bald darauf wieder, um alle Sachen des liebenswürdigen Mannes abzuholen.

Am folgenden Tage legte Lorenz seine Juniusrechnung ab. Vier Zechinen, die mir blieben, erklärte ich seiner Frau geschenkt. Daß es mein Lampenzins sey, sagte ich nicht; doch er mußte es errathen.

Bei rastloser Arbeit war mein Werk am drei und zwanzigsten August vollbracht. Ein unerwarteter Umstand hatte dasselbe verzögert. Die letzte Diele mit größter Behutsamkeit bearbeitend, entdeckte ich durch ein kleines Loch, daß ich das

Zimmer der Inquisitoren ganz nach meiner Berechnung sah, aber auch unmittelbar daneben einen Querbalken; und davor hatte ich mich immer gefürchtet. Dort mich durchzubringen, war unmöglich, ich mußte also das Loch nach der entgegengesetzten Seite erweitern, und bald überzeugte mich ein zweites kleines Loch, daß der Himmel mein Werk gesegnet hatte. Die beiden Oeffnungen verstopfte ich durch Brot, damit sie keinen Schimmer der Lampe, noch ein Stückchen Holz hindurchlassen möchten, wodurch ich mich denen verrathen konnte, die durch das Rathszimmer gingen.

Zur Flucht bestimmte ich die Nacht vor dem Feste des heiligen Augustin. In dieser versammelte sich der große Rath, und daher war die bussola leer von Leuten. Sie lag neben dem Zimmer, durch welches ich mußte.

Aber am fünf und zwanzigsten August in der Mittagsstunde ereignete sich der Vorfall, der mir noch die Haare starren macht. Die Riegel rasselten, und ein tödtlicher Schreck faßte mich; die Schläge meines Herzens erschütterten den ganzen Leib, und ohnmächtig warf ich mich in

meinen Lehnsessel. Lorenz, noch im Gange, sagte mir durch das Gitter hindurch mit einem Tone der Freude: „Ich wünsche Glück zu der Nachricht, die ich Ihnen bringe!“ Ich bilde mir ein, er meint meine Freiheit, denn ich dachte nichts anders, und sah mich verloren. Die Entdeckung des Lochs im Fußboden hob ja Alles auf.

Nun tritt Lorenz ein und verlangt, daß ich ihm folgen soll. Ich will mich zuvor ankleiden; er aber nennt das unnöthig, weil er mich nur aus dem abscheulichen Kerker nach einem ganz neuen, hellen, mit zwei Fenstern versehenen Gefängnisse führen will, von dem aus ich halb Venedig übersehen und gerade aufgerichtet stehen könne. Nun war ich meiner nicht mehr mächtig. Weinessig verlangend, ließ ich dem Secretario für seine Gnade danken und ihn um's Himmels willen bitten, mich dort zu lassen. Lorenz lachte und fragte, ob ich toll sey, daß ich es verbäte, wenn man mich aus der Hölle in's Paradies zu bringen gedächte? So machte er Miene, mich fortzuschaffen, indem er mir den Arm bot und meine Sachen nebst Büchern nachzubringen befahl.

Staunend und einsehend, daß ich nun kein Wort mehr sagen dürfe, erhob ich mich, verließ meinen Käfig und fühlte einige Erleichterung, als ich hörte, daß er dem Gerichtsdiener aufgab, ihm mit meinem Lehnstuhl zu folgen; denn dessen Stroh verbarg meinen Esponton. Hätte doch das mühevolle Werk im Fußboden mich begleiten können! Ich folgte Lorenz, aber meine Seele blieb zurück in dem Gefängnisse.

Mich stützend auf die Schultern von Lorenz, der mich durch Lachen aufheitern wollte, kam ich durch zwei lange Gänge, dann über drei Treppen in einen großen, hellen Saal, und trat an dessen Ende links durch eine Thür in einen Corridor von zwölf Fuß Länge und zwei Fuß Breite. Die zwei Gitterfenster desselben zeigten dem Auge den von dieser Seite übersehbaren größten Theil der Stadt. Aber ich war nicht gestimmt, mich durch eine schöne Aussicht aufheitern zu lassen.

Die Thür zum Gefängnisse war im Winkel dieses Corridors, und deren Gitterfenster lag einem derjenigen gegenüber, welche den Gang erhellten. So konnte der eingeschlossene Gefangne nicht nur den größten Theil des schönen Anblicks genießen,

sondern auch sich der Kühle erfreuen, welche die durch das offne Fenster einströmende Luft gewährte; ein Balsam für eine in jener Jahreszeit dort eingesperrte Creatur.

Aber das Alles erwog ich damals nicht, wie der Leser wohl denken kann. Lorenz ließ, sobald ich hineingetreten, den Lehnstuhl nachfolgen. Ich warf mich hinein. Er ging, indem er mir sagte, daß er auch das Bett würde nachbringen lassen.

Der Stoicismus des Zeno und die Ataraxie der Pyrrhonisten beschäftigen den Geist mit sonderbaren Vorstellungen. Sie werden gepriesen und belacht, bewundert und verspottet. Nur bedingungsweise halten die Gelehrten sie für möglich. Aber jeder Richter über moralisch Mögliches und Unmögliches kann immer nur von sich selbst sprechen. Der Redliche wird dem allein Wahrheit beilegen, dessen eignen Keim er in sich trägt. Und so finde ich in mir selbst, daß der Mensch durch eine mühe- und kunstvoll erworbene Kraft vielleicht Wehklagen über den Schmerz unterdrücken und sich gegen seine ersten Anfälle verwahren kann. Dies ist Alles. Das abstine

und das sustine *) charakterisiren einen guten Philosophen. Aber die körperlichen Leiden, welche der Stoiker empfindet, werden denen des Epikuräers nicht nachgeben. Die Schmerzen brennen nur heftiger denjenigen, der sie verbirgt, wie den, der sich in Klagen erleichtert. Der Mensch, der bei einem entscheidenden Ereignisse gleichgültig bleibt, trägt, wofern er nicht blödsinnig oder rasend ist, den leeren Schein des Gleichmuthes, weiter nichts. Wer sich der völligen Ruhe rühmt, der lügt, und Sokrates mag mir diese Behauptung vergeben. Ich will dem Zeno Alles glauben, wenn er mir zeigen kann, das Geheimniß gefunden zu haben, wie der Natur das Erbleichen und Erröthen, das Lachen und Weinen verboten ist.

Einem Erstarrenden gleich, saß ich in meinem Lehnstuhle. Zur unbeweglichen Bildsäule geworden, sah ich alle Mühe verloren und konnte sie doch nicht bereuen. Jede Hoffnung hatte mich verlassen. Nicht der Zukunft gedenken, war alle Erleichterung, die ich mir geben konnte.

---

*) Enthaltsamkeit und Geduld.

Erhoben sich meine Gedanken zum Himmel, so erkannte ich meinen Zustand als eine Strafe, daß ich, nachdem er mir Muße zu meiner Arbeit gegeben, seine Gnade gemißbraucht und drei Tage mit meiner Selbstbefreiung gezögert. Es ist wahr, ich konnte drei Tage früher entspringen. Aber verdiente ich so harte Strafe, weil ich einer der weisesten Betrachtungen wegen zögerte, und weil ich eine Vorsicht brauchte, welche ein lobenswerthes Vorsehen mir gebot? Nur wenn ich meiner natürlichen Ungeduld folgte, würde ich allen Gefahren getrotzt haben.

Der vernünftigen Betrachtung aber zu trotzen, die mich auf den sieben und zwanzigsten August verwies, hätte ich einer Offenbarung bedurft, und das Buch der Maria von Agrada hatte mich noch nicht bethört.

Nach wenigen Minuten brachten mir zwei Büttel mein Bett und gingen nach den übrigen Sachen. Aber zwei Stunden verflossen, ehe ich etwas Weiteres hörte oder sah, obwohl die Thüren des Gefängnisses offen standen. Dieser Verzug brachte mich auf manchen Gedanken, nur konnte ich zu keinem Schlusse gelangen. Da ich

Alles zu fürchten hatte, suchte ich einen Zustand von Ruhe zu erringen, der mich zum Widerstand gegen jedes Mißgeschick waffnete.

Nächst den Bleikammern und den Gefängnissen im innern Hofe standen den Inquisitoren noch neunzehn andre furchtbare unterirdische Kerker in dem nämlichen herzoglichen Palaste, für die zum Tode verurtheilten Gefangnen, zu Gebote. Alle Richter und Herrscher der Erde haben es für eine Gnade gehalten, wenn sie dem zum Tode Verdammten das Leben ließen, wie qualvoll es ihm auch gemacht ward. Eine Gnade kann das nur seyn, wenn der Schuldige sie dafür hält; und man sollte zuvor doch ihn befragen, sonst artet die Huld in Ungerechtigkeit aus.

Jene neunzehn unterirdischen Gefängnisse sind wahrhafte Gräber; aber sie heißen die Brunnen, weil sie stets zwei Fuß tief unter dem Meerwasser stehen, das durch die nämlichen Gitter eindringt, welche dem kümmerlichsten Lichte den Eingang geben. Der Gefangene, der nicht den ganzen Tag über im salzigen Meerwasser stehen will, muß sich auf ein Gestell setzen, das zugleich sein Nachtlager ist. Dort liegt sein

Strohsack, dort wird ihm mit Tagesanbruch sein Wasser, seine Suppe und sein Brot hingelegt. Augenblicklich muß er diese Kost verzehren, sonst entreißen die großen Seeratten sie seinen Händen. In diesen furchtbaren Gefängnissen, worin die Verurtheilten bis zu ihrem Tode verbleiben, erreichen demohnerachtet viele bei jener Nahrung ein hohes Alter. Damals starb ein Verbrecher darin, der vier und vierzig Jahre hatte, als er eingesetzt ward. Vielleicht sah er dies Gefängniß als eine Gnade an, weil er den Tod verdient hatte. Er hieß Begüelin, war Franzos und hatte unter den Truppen der Republik beim letzten Türkenkriege von 1716 unterm Graf Schulenburg gedient. Als dessen Spion ging er, türkisch gekleidet, dreist hinein in die feindliche Armee, aber er war zugleich Spion des Großvessir. Des doppelten Kundschaftens überführt, ward er zum Tode verurtheilt, den er verdiente. Die Gefangenschaft in den Brunnen galt für eine Gnade. Er lebte noch sieben und dreißig Jahre darin. Nur Langeweile und Hunger kann er empfunden und gesagt haben: dum vita su-

per est, bene est. (Wohl dem, dem nur das Leben bleibt.)

Angst, nach den Brunnen geschafft zu werden, beherrschte mich während der ersten beiden Stunden. An einem Orte, wo den Unglücklichen chimärische Hoffnungen erhalten, darf auch ein unvernünftiger panischer Schreck ihn besiegen.

Endlich höre ich die wüthenden Schritte eines Ankommenden. Es war Lorenz, ganz entstellt vom Zorn. Vor Wuth schäumend und Gott sammt allen Heiligen fluchend, fing er damit an, das Beil von mir zu fordern, womit ich den Boden aufgegraben, und mir die Sbirren zu nennen, von denen ich es erhalten. Darauf befiehlt er, daß man mich visitire. Aber ich stehe auf, drohe, ziehe mich ganz nackt aus und sage, nun möchten die Büttel ihr Geschäft verrichten. Er ließ meine Betten, meinen Strohsack, alles Weitere untersuchen, befühlte das Kissen von meinem Sessel und warf, als er nichts fand, dieses im wüthenden Grimm auf die Erde.

Sie wollen mir nicht sagen, wo die Werkzeuge sich befinden, mit denen Sie den Fußboden

aufgebrochen haben; aber Sie ſollen einem Andern bekennen! —

Wenn es wahr iſt, daß ich den Fußboden aufgebrochen, werde ich ſagen, daß ich die Werkzeuge von Euch erhalten und daß ich ſie Euch wiedergegeben habe. —

Nach dieſen Worten, welche ſeine wahrſcheinlich durch ihn aufgebrachten Leute beklatſchten, fing er an zu heulen. Er rannte mit dem Kopfe gegen die Wand und ſtampfte mit den Füßen, daß er einem Raſenden glich. Dann ging er, und ſeine Helfershelfer brachten mir meine Kleider, Bücher, Flaſchen ſammt allem Uebrigen, bis auf die Lampe und den Stein. Im Gange ſchloß er die Fenſter, die mir ein wenig Luft zuführten, und nun fehlte auch dieſe meinem engen Kerker. Dennoch freute ich mich, ſo wohlfeil davongekommen zu ſeyn. In ſeinem Gewerbe erfahren, hatte er doch nicht daran gedacht, den Lehnſtuhl umzukehren. Noch beſaß ich alſo meinen Riegel. Ich dankte dem Himmel und fand, daß ich noch darauf rechnen konnte, das Stilet als Werkzeug meiner Flucht zu benutzen.

Die Hitze und die Veränderung meiner Lage nahmen mir den Schlaf. Früh ward mir Essig gewordener Wein, stinkendes Wasser, verfaulter Salat, verdorbenes Fleisch und hartes Brot gebracht. Das Auskehren fiel weg, und als ich das Fenster zu öffnen verlangte, erhielt ich nicht einmal eine Antwort. Mit einer eisernen Stange untersuchte ein Büttel alle Wände des Kerkers und den Fußboden, vornehmlich die Gegend des Bettes. Mich freute, daß er nicht gegen die Decke stieß. Denn gleich kam ich auf den Gedanken, durch das Dach zu entfliehen. Aber es waren, um dies Project zur Reife zu bringen, Verbindungen nöthig, die ich nicht zu Stande bringen konnte. Alles, was ich that, war den Augen der Wärter ausgesetzt, das Gefängniß völlig neu.

Ich brachte einen fürchterlichen Tag zu. Gegen Mittag stieg die Hitze so, daß ich zu ersticken glaubte und mich wie in einer Backstube befand. Essen konnte ich so wenig wie trinken; Alles, was man brachte, war verdorben. Tropfenweise hervorquellender Schweiß ließ mich weder lesen noch umhergehen, und in der Be-

handlung ward nichts verändert. Fleisch und Wasser, das mir am folgenden Tage gebracht ward, roch mir entgegen. Ich fragte, ob es Befehl sey, mich durch Gestank und Hitze zu tödten? Aber ohne zu antworten, ging Lorenz fort. Ich tauchte Brot in Cyperwein, um mich zu erhalten und um mich genugsam zu stärken, diesem Unmenschen am folgenden Tage mein Stilet in die Kehle zu stoßen. Diese That war bereits mein fester Entschluß geworden. Doch als Lorenz früh Morgens eintrat, begnügte ich mich, ihm zuzuschwören, daß ich ihn erdrosseln würde, sobald ich frei wäre. Er lachte und ging, ohne ein Wort zu sagen. Ich glaubte, Alles geschähe auf Befehl des Secretario, dem er meinen Versuch verrathen. So rang meine Geduld mit dem Verzweifeln; ich war der Entkräftung nahe.

Am achten Tage forderte ich in Gegenwart der Wärter mit wüthender Stimme meine Rechnung und nannte Lorenz Henkersknecht. Er versprach, sie morgen zu bringen. Ihn zu vermögen, daß er meinen Nachteimer leeren ließ, machte ich Miene, das Gefäß in den Gang auszuschüt-

ten. Das Fenster, welches er öffnete, ward, bevor er ging, wieder geschlossen, und er verlachte mein Geschrei. Weil ich das Wenige durch Trotz errungen, wollte ich fortfahren im trotzigen Benehmen.

Aber am folgenden Tage legte sich meine Wuth. Ehe Lorenz mir meine Rechnung vorlegte, übergab er mir einen Korb mit Citronen, die Bragadin mir schickte, eine Flasche gutes Wasser und ein Huhn. Ein Wärter öffnete das Fenster. Ich sah in der Rechnung nur auf das, was mir verblieb, und bestimmte es bis auf eine Zechine, welche er unter seine Leute vertheilen sollte, seiner Frau. Als wir allein waren, fing er mit vieler Ruhe folgendes Gespräch an.

Sie haben gesagt, mir verdankten Sie die Werkzeuge, mit denen Sie die große Oeffnung in dem Fußboden Ihres Kerkers ausgegraben. Wegen jener Instrumente darf ich also nicht neugierig seyn. Doch wer schaffte Ihnen die Lampe? —

Ihr selbst thatet es. Ihr gabt mir Oel, Feuerstein und Schwefel. Das Uebrige hatte ich bereits. —

Das ist richtig. Können Sie mir eben so leicht beweisen, daß ich Ihnen die Bedürfnisse gegeben, um den Fußboden aufzubrechen? —

Eben so leicht. Alles habe ich nur von Euch erhalten. —

Barmherziger Gott, was höre ich! Sagen Sie mir, wie ich Ihnen ein Beil gab! —

Alles sage ich Euch, wenn Ihr es begehrt. Doch der Secretario muß dabei seyn. —

Ich will nichts weiter wissen und glaube Ihnen. Schweigen Sie und bedenken Sie, daß ich ein armer Mann bin und daß ich Kinder habe! Damit ging er, den Kopf zwischen den Händen haltend. Ich aber freute mich, etwas entdeckt zu haben, womit ich den Menschen in Furcht erhalten konnte, dem ich offenbar mein Leben zu danken hatte. Ich erkannte, daß sein eignes Interesse ihn zwang, Alles, was ich gethan, zu verschweigen. Als ich ihm auftrug, mir die Werke des Maffei zu kaufen, verdroß ihn die Geldausgabe, und er wagte nicht, es mir zu gestehen. Aber er fragte, wozu ich die mehrern Bücher verlange, da ich deren genug habe? — Sie wären sämmtlich durchgelesen, gab ich zur Antwort,

ich brauche neue. Nun versprach er mir, Bücher von einem andern Gefangenen zu erborgen, dem ich dafür die meinigen leihen könne. Als er versicherte, daß es nicht Romane, sondern gelehrte Bücher wären, weil mehrere verständige Leute im Gefängnisse säßen, nahm ich es an und gab ihm die Chronologie des Petaud, um dagegen ein andres Werk zu erhalten.

Nach vier Minuten brachte er mir den ersten Theil von Wolffs Schriften. Das war mir recht. Ich nahm den Auftrag wegen des Maffei zurück, und er ging weg, zufrieden darüber, mir so gut gerathen zu haben. Mich freute diese Beseitigung der Sache, nicht um des Buchs willen, sondern wegen der Gelegenheit, die sich ankündigte, mit irgend jemand in Briefwechsel zu treten, der mir bei dem Plane zu meiner Flucht, welche mich beschäftigte, Hülfe leisten konnte. Beim Oeffnen des Buches fand ich ein Blatt Papier, von sechs guten Versen beschrieben, welche Seneca's Worte: calamitosus est animus futuri anxius, (ängstliche Sorge für die Zukunft macht unglücklich,) paraphrasirten. Ich machte sechs andre dagegen. Der Nagel am

kleinen Finger meiner rechten Hand war stehen geblieben, weil ich mich seiner als Ohrlöffels bediente. Jetzt machte ich ihn zur Feder; statt der Tinte nahm ich Maulbeersaft und schrieb meine Verse auf das nämliche Papier. Meine übrigen Bücher verzeichnete ich auf dem letzten Blatt in demselben Bande. Auf der Rückseite unter dem Titel des Buchs schrieb ich: latet. Neugierig auf die Antwort, sagte ich Lorenz schon am andern Morgen, ich habe das Buch ausgelesen und würde mich freuen, wenn der Gefangene mir ein andres borgen wolle. Sogleich kam der zweite Theil. Ein fliegendes Blatt darin sagte mit lateinischen Worten mir Folgendes:

Wir Beide, an Einem Orte gefangen, müssen uns freuen, daß die Dummheit eines Geizhalses uns ein beispielloses Privilegium gibt. Ich, der ich dies schreibe, Marino Balbi, bin venetianischer Nobile und gehöre zur geistlichen Brüderschaft von Somascus. Mein Mitgefangener ist der Graf Andreas Asquin aus Udine in Friaul. Er läßt Ihnen sagen, daß Sie über seine sämmtlichen Bücher, die auf der innern Seite des Einbandes verzeichnet stehen, disponi-

ren dürfen. Wir müssen vorsichtig seyn, Lorenz unsern kleinen Verkehr zu verbergen.

Mir gefiel unsre Uebereinstimmung, doch lächelte ich über die Anempfehlung der Vorsicht, weil das lose Blatt mit dem Bücherverzeichniß ihr widersprach. Lorenz konnte dies Papier finden und brauchte nur, was darauf stand, übersetzen zu lassen. Ich schloß daraus auf Balbi's Unbesonnenheit.

Nachdem der Katalog gelesen war, schrieb ich auf die leere Hälfte der Seite, wer ich sey, wie man mich festgesetzt, daß ich mein Verbrechen nicht wisse und bald entlassen zu werden hoffe. Im nächsten Buche fand ich nur von Balbi, denn Asquin schrieb niemals, einen sechzehn Seiten langen Brief, welcher die vollständige Verhaftungsgeschichte enthielt. Sein Vergehen war, daß er mehreren unehelichen Kindern in der Taufe seinen Namen geben lassen, und das sollte die Hälfte des Briefes vertheidigen. Sophismen, mit falschen Gefühlen und Ansichten vermischt, waren Alles, was er beibrachte. Ich erkannte den Mann als sonderbar, empfindelnd und falsch raisonnirend, dabei boshaft, dumm, unüberlegt

und undankbar. So sagte er mir, wie unglücklich er sich ohne die Gesellschaft des siebenzigjährigen Grafen, ohne Bücher und ohne Geld befinden würde, und füllte zwei Seiten mit Schmähung und Spott über ihn. Einem Manne von diesem Charakter würde ich niemals geantwortet haben; doch diesmal wollte ich ihn benutzen. Unter dem Rücken des Einbandes fand ich Bleistift, Feder und Papier. Nun konnte ich nach meiner Bequemlichkeit schreiben. Balbi hatte mir in seinem Brief unter andern gesagt, Nicola sey der Wärter, der ihm Alles verschaffe, auch ihn von allen Verhafteten unterrichte. Zum Beweis erzählte er mir jedes, was mit mir vorgegangen, z. B. daß Lorenz zwei Stunden gebraucht, die Oeffnung im Fußboden wieder zu verstopfen, und dem Zimmermann und Schlosser, den er dazu angewendet, das strengste Stillschweigen anempfohlen, und daß der Patrizier Priuli Gran Cen jetzt in meinem Käfig sitze. Nicola hatte ihm gesagt, einen Tag später würde ich entflohen seyn, und die ganze Stadt davon gesprochen haben. Aber Lorenz hätte diese Wendung das Leben gekostet. Es würde geur-

theilt worden seyn: um den Schein von sich abzulenken, habe er mich die Oeffnung graben lassen und die Instrumente hergegeben. Ferner hörte ich, Bragadin habe Lorenz tausend Zechinen geboten, wenn er meine Flucht befördern wolle, und jener hoffe noch, sie durch die Vermittlung Diedo's, des Freundes seiner Frau, zu verdienen, ohne daß es sein Leben kostete. Ferner bat mich Balbi um mein Vertrauen und Mittheilung der Art und Weise, wie ich meinen Befreiungsversuch möglich gemacht.

Seine Neugier bezweifelte ich weniger wie seine Verschwiegenheit; denn schon seine Frage machte ihn verdächtig. Doch mußte ich diesen Mann schonen. Gerade solch ein Mensch schien mir gemacht, Alles auszuführen, was ich ihm unsrer Befreiung wegen auftrüge. Den ganzen Tag verwandte ich auf die Antwort; aber Argwohn verzögerte die Absendung. Vielleicht konnte Lorenz den Briefwechsel eingeleitet haben, um auszumitteln, durch wen ich zu den Instrumenten meiner Befreiung gekommen, und wo sie sich befänden. Ich sagte also, eines Messers hätte ich mich bedient, das noch auf dem Fenster im

Gange vor meinem Kerker liegen müsse. Dort hatte Lorenz nicht nachgesehen, und jetzt durfte er nachsehen, wenn er meinen Brief unterschlug. Das beruhigte mich auf drei Tage.

Balbi wollte wissen, daß ich jenes große Messer allerdings könne gehabt haben, weil man, wie er erfahren, mich nicht visitirt. Darauf hätte auch Lorenz sich verlassen, wenn meine Flucht gelungen wäre. Er konnte annehmen, daß ein von Messer grande ihm zugeschickter Gefangener visitirt gewesen sey. Jenem aber fehlte der Anlaß zur Visitation, da er mich aus dem Bette steigen sah. Balbi bat mich, ihm das Messer durch Nicola zu senden, weil diesem Menschen zu trauen sey.

Der Leichtsinn dieses Mönchs setzte mich in Erstaunen. Kaum war ich gewiß, daß meine Briefe nicht aufgefangen wurden, so schrieb ich ihm, weder dem Nicola traue ich, noch möchte ich mein Geheimniß dem Papier übergeben. Seine Briefe belästigten mich übrigens. So schrieb er mir die Gründe der Gefangenschaft des Grafen Asquin, eines Siebenzigers mit dickem Bauch und gebrochenem Bein. Dieser Mann hatte sei-

ner beschränkten Vermögensumstände wegen den Advocatenstand gewählt und vertheidigte die Bauern gegen den Adel, der ihnen in den Provinzialversammlungen das Recht bestritt, mitzustimmen. Dadurch waren Unruhen entstanden, und das Inquisitionstribunal verbot dem Grafen seine Clientel. Allein er berief sich auf die Constitution und gehorsamte nicht. Darauf ward er, dem Gesetzbuche zum Trotz, in die Bleikammern gesetzt, wo er sich seit fünf Jahren befand. Er empfing gleich mir täglich funfzig Sous, durfte sie aber selbst beziehen.

Allmälig verließ mich der Argwohn, und ich raisonnirte also, die Freiheit zu erringen, sey mein Stilet ein treffliches Hülfsmittel. Doch ich konnte dies Geräth nicht brauchen, denn mit Ausnahme der Decke ward mein Gefängniß täglich durch Gegenstoßen einer eisernen Stange visitirt. Ich vermochte also durch die Decke nur dann zu entrinnen, wenn jemand ein Loch darin von außen machte. Dieser konnte sich mit mir durch eine Oeffnung retten, welche noch dieselbe Nacht in der Decke des herzoglichen Palastes zu machen war. Ich mußte aber einen Gefährten

haben, um zum Dache zu gelangen, wo sich übersehen ließ, was zu machen sey. Es mußte folglich gewagt werden, und ich fand keinen Menschen geschickter, meine Anordnungen auszuführen, als jenen acht und zwanzigjährigen Mönch von schwacher Urtheilskraft. Dieser mußte Alles wissen, auch in den Besitz meines Riegels kommen. Deshalb fragte ich in einem Briefe Balbi, ob er die Freiheit ernstlich wünsche und ob er zu Allem bereit sey, was ich von ihm fordern würde, um sich mit mir zu retten. Er antwortete: er und sein Camerad seyen zu Allem bereit; aber auf das Unmögliche hinarbeiten, wäre überflüssig. Vier lange Seiten schrieb er mir über die Hindernisse und Schwierigkeiten. Ich antwortete ihm, die allgemeinen Bedenklichkeiten kümmerten mich nicht: mein Plan sey gemacht, und ihm solle die Freiheit zu Theil werden, wenn er auf sein Ehrenwort verspräche, mir in Allem zu folgen. Er sagte Alles zu.

Nun schrieb ich ihm von meinem eisernen Instrumente, das ich ihm zuschicken wolle, damit er den Fußboden seines Gefängnisses ausgrübe, die Mauer durchbräche und mich durch

die Oeffnung zu sich hinaufzöge. Dann wolle ich alles Uebrige vollbringen und ihn wie den Grafen befreien.

Er antwortete mir, wenn er mich zu sich hinaufgezogen, sey ich noch immer gefangen, nur in einem andern Gefängniß. Ich entgegnete, ich wisse das wohl, wolle aber auch zu keiner der Thüren hinaus. Mein Plan sey gemacht und werde gelingen. Von ihm erwarte ich nur Pünctlichkeit bei der Ausführung, doch nicht Einwendungen. Zugleich rieth ich ihm, gegen funfzig Kupferstiche von geistlichen Gegenständen zu kaufen und damit alle Wände seines Kerkers zu bekleben. Diese würden Lorenz keinen Verdacht erregen, und er müsse damit das Loch verhängen, durch welches wir entspringen wollten. Denn es auszuarbeiten, bedurfte er weniger Tage, und Lorenz sah nicht, was geschehen war. Ich durfte das nicht thun; ich war zu verdächtig geworden, als daß man mir Verehrung gegen die Heiligenbilder zugetraut hätte.

Darauf bedacht, wie ich mein Eisen Balbi zukommen ließe, befahl ich Lorenz, mir eine neue Folioausgabe der Bibel, mit der Vulgata ver-

sehen, zu kaufen. Die Größe dieses Buches ließ mich hoffen, zwischen dem Bandrücken das Stilet verbergen zu können; aber es war zwei Zoll länger. Inmittelst hatte mir Balbi geschrieben, sein Gefängniß sey austapezirt, und ich mußte als Antwort ihm die Schwierigkeit auseinandersetzen, die sich fände, ihm das Eisen zuzuschicken. Er schien verwundert über meine Armuth an Erfindung und meinte, ich könne das Eisen ihm in dem Fuchspelze schicken, von welchem Nicola ihm erzählt; er wolle vorgeben, es sey des Grafen Absicht, einen ähnlichen sich zu bestellen, und ich brauche ihn ja nur zusammenzulegen. Aber gewiß hätte Lorenz den Pelz auseinandergeschlagen, schon weil er sich so besser tragen ließ. Dennoch hatte ich Gründe, Balbi zu schreiben, er möchte den Pelz fordern. Es geschah; ich schickte ihn zusammengelegt, aber ohne das Stilet, und erhielt durch Lorenz die Antwort, daß der Pelz gefallen habe.

Doch am folgenden Tage schrieb mir Balbi, sein Rath sey schlecht gewesen, und ich hätte ihn nicht befolgen sollen. Wahrscheinlich wäre der Spieß verloren. Lorenz, der den Pelz ausein-

andergeschlagen gebracht, würde ihn in die Tasche gesteckt haben, und alle Hoffnung sey verschwunden. Doch ich tröstete ihn und sagte, er möchte künftig nicht so verwegene Rathschläge geben. Zugleich beschloß ich, ihm den Riegel in der Bibel zu senden, aber mit einer eignen Vorsicht. Ich sagte Lorenz, daß den Michaelistag zwei große Schüsseln Macaroni in Butter und Parmesankäse feiern sollten, und eine davon ich dem Manne zum Geschenk machen wolle, der mir seine Bücher leihe. Darauf antwortete mir Lorenz, derselbe Mann wünsche mein großes Buch zu lesen. Ich antwortete, mit der Schüssel Macaroni würde ich es schicken, und bestellte mir eine Schüssel, so groß sie nur zu haben war. Ich selbst wollte sie füllen. Während Lorenz diese Schüssel holt, wickle ich den Riegel in Papier und verstecke ihn hinter dem Rücken des Einbandes. Ich war überzeugt, wenn ich eine tüchtige Schüssel Macaroni auf den Band setzte, würde ich Lorenzens Augen von dem etwa über den Rand der Schüssel hinausgehenden Ecken ablenken. Balbi unterrichtete ich von Allem und empfahl ihm Vorsicht bei Annahme der Schüs-

sel, sie ja mit dem Buche zugleich sich geben zu lassen.

Am Michaelistage kam Lorenz, versehen mit einer großen Pfanne, in der die Macaroni schmorten. Sogleich that ich Butter hinzu und füllte sie in die beiden Schüsseln mit geriebenem Parmesankäse, welche ich mir bringen lassen. Die Schüssel für den Mönch war bis zum Rande voll, und die Macaroni schwammen in Butter. Die Schüssel,, halbmal so breit im Durchmesser, wie der Band lang, setzte ich auf das Buch und gab dies, den Buchrücken gegen Lorenz gekehrt, in seine Hände, indem ich sagte, er möchte die Arme ausstrecken und ja langsam gehen, damit nichts von der Butter auf das Buch flösse und es verdürbe. Dabei sah ich ihm fest in die Augen. Er konnte den Blick nicht von der Butter ablenken, die er zu verschütten fürchtete; er wollte lieber erst die Schüssel tragen und hiernächst die Bibel holen. Aber ich sagte, daß so mein Geschenk seinen schönsten Werth verlöre. Endlich nahm er Beides unter Klagen, die Schüssel sey zu voll, und ihn treffe keine Schuld, wenn sie überflösse. Ich war froh, als er Beides auf sei-

nen Armen trug. Denn nun waren die Enden des Stilets den Augen entzogen, und Lorenzens ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf die Schüssel. Ich verfolgte ihn mit den Augen bis kurz vor Balbi's Zimmer, den ich bald sich dreimal schnauben hörte, das verabredete Zeichen des glücklichen Gelingens. Bald kam auch Lorenz wieder und sagte, Alles sey gehörig angelangt.

Der Pater Balbi brauchte acht Tage zu der Oeffnung, die er täglich mit einem Kupferstiche mittels Brodteigs überklebte. Täglich schrieb er mir, wie wenig er gefördert habe, obwohl er die ganze Nacht gearbeitet, und daß wir unsre Lage nur verschlimmern dürften, da unser Werk schwerlich Erfolg gewinnen würde. Meine Antwort war, ich sey des Gegentheils gewiß.

Doch leider war ich es nicht. Ich mußte indeß, wie ich gethan, verfahren oder Alles aufgeben. Denn wie wollte ich angeben, was ich selbst noch nicht wußte? Hinaus aus meinem Käfig sollte es gehen. Das war all mein Wissen. Nur unübersteiglichen Hindernissen gedachte ich zu weichen. Das große Buch der Erfahrung hatte mich gelehrt, daß große Unternehmungen

nicht über die Maaße bedacht seyn wollen, auf daß dem Glücke die Herrschaft nicht geschmälert werde, die es über alle Sterbliche ausüben will. Aber hätte ich dem Pater Balbi diese hohen Mysterien der Philosophie und Moral mitgetheilt, so würde er mich für einen Narren gehalten haben.

Am sechzehnten October, nach italienischer Uhr um die achte Stunde, als ich mich damit unterhielt, eine Ode des Horaz zu übersetzen, hörte ich über mir trappeln und dann drei kleine Schläge. Ich erwiderte mit eben so vielen. Es war das verabredete Signal, daß wir uns nicht getäuscht hatten. Balbi arbeitete noch bis zum Abend und schrieb mir am folgenden Morgen, er würde noch heute sein Werk vollenden, wenn meine Decke aus nicht mehr denn zwei Bretern bestünde, denn die Breter wären nur einen Zoll stark. Zugleich versprach er, das letzte Bret nicht völlig zu durchschneiden, etwas, das ich ihm sehr eingeschärft hatte; denn meine Decke durfte keine Spur von Verletzung zeigen. Endlich benachrichtigte er mich, daß er nur noch eine Viertelstunde brauche, um völlig durchzudringen, und

ich hatte schon auf übermorgen Nacht beschlossen, mein Gefängniß zu verlassen, um nie mehr zurückzukehren. Da ich einen Gehülfen hatte, war ich gewiß, in vier Stunden eine Oeffnung im großen Dache des herzoglichen Palastes zu Stande zu bringen, dann hinaufzusteigen und das beste Mittel zu wählen, welches sich bot, wieder hinunterzukommen.

Doch an demselben Tage, es war Montag, zwei Uhr nach dem Essen, gerade während Balbi arbeitete, höre ich die Thür des Saales aufgehen, der an mein Gefängniß stieß. Mein Blut ward zu Eis, aber ich verlor die Besinnung nicht, um noch durch zwei Schläge das Zeichen zum Allarm zu geben, bei welchem Balbi die Oeffnung in dem Fußboden bedecken mußte. Eine Minute darauf erscheint Lorenz und bittet um Verzeihung, daß er mir einen Taugenichts zum Gesellschafter bringe. Zugleich sehe ich einen Mann von dreißig bis vierzig Jahren, klein, mager, häßlich und schlecht gekleidet, mit runder, schwarzer Perücke, von zwei Bütteln geführt. Daß ich einen Schelm vor mir hatte, daran war nicht zu zweifeln, weil Lorenz mir ihn in

seiner Gegenwart so bezeichnete, ohne daß es ihn störte. Ich antwortete, das Tribunal habe hier zu gebieten. Darauf ließ ich durch Lorenz einen Strohsack bringen, und nachdem jener den Gefangenen benachrichtigt, daß täglich zehn Sous für ihn ausgesetzt wären, ging er davon. Gott mag sie dem Tribunal wieder vergelten, sagte mein neuer Gefährte. Ich betrachte mir den Schelm, den sein Gesicht hinlänglich bezeichnete, und will ihn zum Reden vermögen. Doch er beginnt mit Danksagungen für den Strohsack, den ich ihm bringen lassen. Ich bot ihm an, mit mir zu speisen. Darauf küßte er mir die Hände und fragte, ob er sich sogleich die zehn Sous könne auszahlen lassen, welche das Tribunal bewilligt. Ich bejahte es, und er fiel auf seine Kniee. Einen Rosenkranz aus der Tasche ziehend, sah er sich überall im Gefängnisse um. Was suchen Sie, mein Freund? — frage ich. Ein Bild von der unbefleckten Mutter Gottes oder ein erträgliches Crucifix, antwortet er, weil er Christ sey und nie ein größeres Bedürfniß empfunden, den heiligen Franciscus von Assisi

anzurufen, deſſen Namen er unwürdiger Weiſe führe.

Mir ward es ſchwer, das Lachen zu unterdrücken, nicht ſeiner Frömmigkeit und Andacht wegen, dieſe hätte ich verehrt, ſondern um der Art willen, wie er die Sache vortrug, denn er hielt mich gewiß für einen Juden. Sogleich gab ich ihm mein Gebetbuch. Er küßte das Marienbild davor und gab es mit der Aeußerung zurück, daß ſein Vater verſäumt habe, ihn im Leſen unterrichten zu laſſen, er aber eine beſondre Devotion für den heiligen Roſenkranz hege, von dem er eine Menge Wunder erzählte. Mit der Geduld eines Engels hörte ich Alles an. Drauf bat er um Erlaubniß, das Heiligenbild in meinem Gebetbuche vor ſich hinſtellen zu dürfen, um einen Roſenkranz zu beten. Ich betete mit ihm und fragte darauf, ob er zu Mittag gegeſſen. Da er mir geſtand, noch nüchtern zu ſeyn, überließ ich ihm die vorhandenen Reſte. Er verzehrte ſie mit wahrem Wolfshunger, trank allen Wein aus und fing an, als der Wein ihm zu Kopfe geſtiegen war, zu weinen und verwirrt zu ſpre-

chen. Ich fragte nach seiner Geschichte, und er erzählte sie mir in folgenden Worten:

Meine einzige Leidenschaft in dieser Welt war der Ruhm unsrer heiligen Republik und Gehorsam unter ihre Gesetze. Auf alle Unterschleife jener Schelme, deren Gewerbe darin besteht, zu betrügen und die Einnahmen ihres Landesherrn zu schmälern, gab ich Acht, suchte sie zu entdecken und erstattete sodann dem Messer grande Bericht. Es ist wahr, daß er mich stets bezahlt hat. Aber das Geld, welches er mir gab, war mir minder werth, als das Gefühl, dem großen Evangelisten Marcus gefrommt zu haben, und stets mußte ich diejenigen verspotten, welche mit dem Worte Spion aus Vorurtheil eine falsche Vorstellung verknüpften. Das Wort klingt nur denen übel, welche das Gouvernement hassen. Denn Spion heißt im Grunde ein Mann, der das Wohl des Staats liebt, die Verbrecher verfolgt und seinem Fürsten ergeben ist. Wenn mein Diensteifer es mit sich brachte, hat kein Gefühl der Freundschaft, das auf Andre einigen Einfluß ausüben mag, noch weniger aber die Dankbarkeit irgend etwas über mich vermocht.

Oft schwor ich Verschwiegenheit, wenn es galt, irgend einem Uebelthäter ein wichtiges Geheimniß zu entreißen. Doch kaum war ich im Besitze dieses Geheimnisses, als ich es getreulich hinterbrachte, wenn mein Beichtvater mir versicherte, daß ich es verrathen könne, theils weil ich beim Schwur einen gewissen Vorbehalt gemacht, theils weil kein Schwur gilt, wo das Wohl des Staats im Spiel ist. Im Diensteifer hätte ich meinen Vater verrathen und der Natur Schweigen gebieten können.

Vor drei Wochen beobachtete ich auf der kleinen Insel Isola, woselbst ich wohnte, eine Verbindung unter vier bis fünf angesehenen Personen, die mit dem Gouvernement wegen einer Contrebande unzufrieden waren, welche entdeckt und confiscirt worden. Auch ins Gefängniß hatte man etliche gebracht. Der Pfarrer des Kirchspiels, ein Eingeborner der Kaiserstaaten, gehörte zu dem Complot, dessen Geheimniß ich zu entschleiern beschloß. Die Mitglieder desselben versammelten sich Nachts in einem Zimmer des Wirthshauses, worin ein Bett stand. Darunter mich zu verstecken, beschloß ich heldenmüthig an

einem Tage, wo ich die Thür offen und das Zimmer leer fand. Abends kamen meine Leute und sprachen davon, wie die Insel nicht zur Gerichtsbarkeit von St. Marcus, sondern zu der von Triest gehöre. Denn sie dürfe nicht als ein Theil des venetianischen Istrien betrachtet werden. Der Pfarrer trug dem Hauptmann der Gesellschaft, Namens Petro Paulo, vor, daß, wenn sie eine Eingabe unterzeichnen wollten, er in Person sie dem kaiserlichen Botschafter übergeben würde. Alle waren geneigt, und der Pfarrer wollte morgen mit der Bittschrift eintreffen. Dies schändliche Complot beschloß ich zu Rauch zu machen, obwohl einer der Mitverschwornen mir als Vetter so nahe stand, wie ein leiblicher Bruder. Kaum waren die Männer fort, als ich Bedacht nahm, mit meiner Entdeckung glücklich aus dem Zimmer zu kommen. Ich schiffte mich ein und langte am folgenden Vormittage hier an, schrieb die Namen der Verschwornen auf und berichtete den Vorfall dem Inquisitor. Sogleich ward mir jemand nach Isola mitgegeben, um die Person des Pfarrers anzugeben, und das lief vollkommen glücklich ab.

Aber nach dem Essen ließ mich mein Vetter rufen, um ihm den Bart abzunehmen, denn das Rasiren ist mein Gewerbe. Kaum bin ich fertig, als er mir trefflichen Refosco und Wurst mit Knoblauch vorsetzt. Wir frühstücken in bester Freundschaft, und meine vetterliche Freundschaft wird rege. Ich nehme den Mann bei der Hand, weine vom Grunde meines Herzens, rathe ihm, den Pfarrer zu meiden und eine gewisse Schrift nicht zu unterschreiben. Er wollte von keiner Schrift wissen, und ich antworte mit einem Lächeln, indem ich sage, daß er scherze, und verlasse ihn, reuevoll, auf die Stimme meines Herzens gehört zu haben.

Am folgenden Morgen ist er sammt dem Capellan verschwunden. Ich verlasse Isola, hieher zu gehen, und habe kaum meinen Besuch beim Messer grande gemacht, als er mich arretiren läßt. So bin ich zu Ihnen gekommen, mein theuerster Herr. Dem heiligen Franciscus danke ich es, daß er mich zu einem guten Christen geführt, der hier aus Ursachen sitzt, um die ich mich nicht kümmere, denn Neugier kenne ich nicht. Mein Name ist Sorodaci; meine Frau,

Legrenzi, ist Tochter eines Secretario beim Rathe der Zehen, die dem Vorurtheile zum Trotz mich genommen hat. Sie wird außer sich seyn, nichts von mir zu wissen. Aber ich hoffe baldige Loslassung, denn gewiß bin ich hier, weil der Secretario mich an diesem Orte leichter vernehmen kann, als an einem andern.

An dieser frechen Erzählung erkannte ich meinen Mann. Ich that, als ob ich ihn bedaure, und bestärkte ihm seine baldige Loslassung. Kaum war er eingeschlafen, als ich Alles an Balbi schrieb und ihm die Nothwendigkeit vorstellte, unsre Arbeit für jetzt einzustellen. Aber bei Lorenz bestellte ich am folgenden Morgen ein Crucifix, ein Heiligenbild und eine Flasche mit Weihwasser. Sorodaci verlangte seine zehn Sous, und mit Verachtung warf der Kerkermeister ihm zwanzig hin. Nun ließ ich eine vierfache Portion Wein und viel Knoblauch bringen, den Leckerbissen meines Genossen. Kaum war Lorenz fort, als ich geschickt Balbi's Brief aus dem Buche zog, der mir seinen Schrecken schilderte und sagte, daß die Oeffnung versteckt worden, er aber des

Todes gewiß sey, wenn Sorodaci zu ihm wäre gebracht worden.

Es ließ sich absehen, daß Sorodaci mehrmals verhört werden würde. Ich beschloß also, ihm zwei gleichgültige Briefe anzuvertrauen, die mir vielleicht Nutzen bringen konnten, wenn er sie dem Secretario gab, und schrieb sie mit Bleifeder. Am folgenden Morgen brachte Lorenz alles Bestellte, und ich tractirte meinen Kunden. Dann sagte ich ihm, er könne mir durch seine Freundschaft und seinen Muth einen Dienst erweisen, der mir so werth sey, wie mein Leben. Ich gab ihm darauf zwei Briefe, die er nach der Adresse bestellen möchte, sobald er frei wäre. Mein Glück, sagte ich, hängt von Ihrer Treue ab, aber Sie müssen die Briefe sorgsam verbergen. Werden sie bei Ihnen gefunden, so sind wir Beide verloren. Sie müssen bei diesem Crucifix und Heiligenbilde schwören, mich nicht verrathen zu wollen. —

Alles, mein Meister, beschwöre ich, was Sie verlangen; so bin ich Ihnen verpflichtet, antwortete er und zerfloß in Thränen über sein Unglück, daß ich eine Verrätherei durch ihn für

möglich halten könnte. Nun schenkte ich ihm ein Hemd und eine Nachtmütze, zog die meine ab, besprengte das Zimmer mit Weihwasser und sprach in sinnlosen aber schreckbaren Worten eine Eidesformel aus, die er knieend und unter Verfluchungen, die Schauder erregten, dahin beschwören mußte, daß er die Briefe abgeben werde. Kaum hatte er solche, als er selbst sie in das Rückenfutter seiner Weste einzunähen vorschlug. Ich wußte, er würde sie dem Secretair übergeben, und hatte Alles so eingerichtet, daß man durchaus meiner Verschlagenheit auf keine Spur kommen konnte. Die Briefe erwarben mir vielleicht sogar die Achtung des Tribunals.

Bragadin und Grimani sagte ich darin, sie möchten ruhig seyn und unbekümmert um mein Schicksal. Sie würden nach meiner Entlassung finden, daß jene Strafe mir mehr genützt, als geschadet. Denn Niemandem sey eine Aenderung seines Lebenswandels nöthiger, als mir, gewesen. Bragadin bat ich um Winterstiefeln, weil mein Gefängniß kalt sey. — Sorodaci durfte die Unschuld meiner Briefe nicht ahnen. Er konnte den redlichen Mann spielen wollen und sie überbringen.

Nach einigen Tagen holte Lorenz den Sorodaci ab. Er blieb lange aus; ich glaubte schon, ihn nie wieder zu sehen, als sein Erscheinen Abends mich etwas verwunderte. In einem oft unterbrochnen und erneuten Verhöre hatte er bekennen sollen, den Priester gewarnt zu haben, nicht nach Isola zurückzukehren. Das konnte er nicht, denn streng genommen, war es nicht geschehen. In der Verstimmung meines Gemüths besorgte ich, man werde ihn lange gefangen halten. Ich schrieb Balbi während der Nacht das ganze Ereigniß und lernte bei dieser Gelegenheit im Dunkeln schreiben.

Am andern Morgen wollte ich Gewißheit dessen, was ich nicht bezweifelte, und verlangte den Brief an Bragadin unterm Vorwande eines Zusatzes zurück, indem ich sagte, er könne ihn ja wieder einnähen. Er nannte das gefährlich, und um so mehr bestand ich darauf. Nun warf sich der Bösewicht auf die Kniee, indem er sagte, beim zweiten Verhöre des Secretario habe ihm ein unüberwindlicher Schauder den Rücken zusammengeschüttelt, gerade da, wo sich der Brief befunden. Als der Secretario nach dem Grunde

des Fiebers gefragt, sey es ihm unmöglich geworden, die Wahrheit zu verschweigen. Dann habe der Secretario nach Lorenz geschellt und diesen die Weste auftrennen lassen, die Briefe gelesen und sie in eine Schublade gelegt, mit der Aeußerung, wenn er sie abgegeben, würde man es erfahren und ihn mit dem Tode bestraft haben.

Nun that ich, als ob ich krank, ja ohnmächtig würde. Ich ahmte Schreck und Verzweiflung nach, indem ich die Jungfrau und alle Heiligen beschwor, diese Verrätherei zu rächen. Dann warf ich mich auf das Bett und that mir Gewalt an, den ganzen Tag kein Wort zu sprechen und mich zu stellen, als ob ich die Thränen, Ausrufungen und Betheuerungen des Nichtswürdigen weder gesehen noch gehört hätte. Trefflich spielte ich meine Komödie, zu der ich die Skizze schon entworfen. In der Nacht schrieb ich Balbi, mit dem Glockenschlag achtzehn solle er seine Arbeit wieder beginnen und nach vier Stunden aufhören, so daß er mit dem Schlage drei und zwanzig sie verlassen müsse. Er habe nichts zu fürchten, und unsre Befreiung hänge

von der pünctlichſten Ausführung ab, ſetzte ich hinzu.

Es war der fünf und zwanzigſte October, und der Tag nahte, wo das Werk gethan ſeyn oder gänzlich aufgegeben werden mußte. Die Inquiſitoren und der Secretario beſuchten in den erſten Novembertagen einige Dörfer auf dem feſten Lande. Lorenz betrank ſich dann am Abend und ſtand ſehr ſpät wieder auf, um die Gefangenen zu beſuchen. Hiermit ſchon bekannt, mußte ich jene Nacht zu der Flucht wählen. Dann hatte ich noch einen Grund.

Nichts erleichtert dem Elenden ſein Unglück mehr, als die Hoffnung, es bald zu verlaſſen. Alle ſeine Gedanken ſuchen dieſen Augenblick, alle ſeine Kräfte wollen ſeine Ankunft beſchleunigen, und er wünſcht die Zeit zu wiſſen, wenn der Moment erſcheinen ſoll. Ungeduldig und dadurch ſchwach geworden, hofft er auf irgend eine geheime Weiſe dieſen Augenblick zu entdecken. Gott, ſagt er ſich, weiß jenen Moment, und Gott kann erlauben, daß er durch irgend einen Zufall offenbar werde. Nun treten die Verſuche ein, das Schickſal zu befragen. Das Wandern

zu den Orakeln und die Künste der Cabbala entstanden daher, eben so die Fragen an Verse in der Bibel oder im Virgil. Deshalb sind die sortes virgilianae so berühmt geworden, von denen mehrere Schriftsteller uns sprechen.

Die Weise, wie mir die Bibel mein Geheimniß offenbaren konnte, kannte ich nicht, und so beschloß ich, mich an den wüthenden Roland des Ariost zu wenden, einen Dichter, dessen Geist ich aufs höchste bewunderte, und der mir geeigneter schien, als Virgil, meine Zukunft vorauszusagen. Ich schrieb also eine kurze Frage über den Tag meiner Befreiung auf, zählte davon die Buchstaben und gründete darauf das Exempel, welches mir die Zahlen 9. 7. 1. gab. Nun schlug ich mit klopfendem Herzen das Gedicht auf und las im ersten Vers der siebenten Stanze des neunten Gesanges:

Tra il fin d'Ottobre, e il capo di Novembre,

Die Worte waren zu bestimmt und zu passend, um nicht den Glauben in Anspruch zu nehmen. Man wird mir verzeihen, wenn ich dachte, erklärend zu Hülfe kommen zu müssen. „Zwischen dem Ende des October und dem An-

fang des November" ist die Stunde der Mitternacht. Man wird hören, daß gerade am ein und dreißigsten October mit dem Glockenschlage der Mitternacht ich in das Freie trat, und man wird mich deshalb nicht für abergläubiger halten, als andre Menschen. Ich erzähle die Sache, weil sie geschehen und weil sie außerordentlich ist, ich auch schwerlich sie beachtet hätte, wenn ich nicht mich in Freiheit gesetzt. So viel lehrt dieser Vorfall wenigstens und stimmt hierin sogar mit der Geschichte überein, daß Manches, was geschehen ist, ohne Vorhersagung nicht vorgefallen seyn würde. Die Thatsache beglaubigt die Vorausfagung, die sonst nichtig bleibt.

Es kam nun darauf an, durch Staunen erregende Bilder des Sorodaci schwachen Verstand dergestalt zu zerrütten und zu verwirren, daß er mir nicht schaden konnte. Ich lud diesen Heuchler daher, nachdem uns Lorenz verlassen, zur Suppe ein. Er lag auf dem Strohsack und hatte sich für krank ausgegeben. Ungerufen hätte er nicht gewagt, sich mir zu nahen. Nun aber sprang er auf, warf sich lang vor mir nieder, küßte meine Füße und konnte vor Schluchzen

und Weinen kaum sprechen. Er müßte sterben, sagte er, wenn ich ihm nicht verziehe, die heilige Jungfrau habe ihn wegen seines Eidbruches bestraft. Schmerzen durchwühlten ihm die Eingeweide, und die Zunge, sagte er, sey mit Geschwüren bedeckt. Er zeigte sie mir, und ich sah mehrere Bläschen. Ob sie schon früher dagewesen, wußte ich nicht, mochte auch nicht untersuchen, wie weit er die Wahrheit sagte. Mein Interesse war, zu thun, als glaube ich ihm, sogar ihm Hoffnung auf mein Verzeihen zu erregen. Er mußte essen und trinken. Vielleicht wollte er mich betrügen. Aber eben das war meine Absicht, daß es geschah. Es kam darauf an, wer geschickter war. Ich bereitete ihm einen Angriff, gegen den Vertheidigung unmöglich schien. Mit der Miene eines Begeisterten gebot ich ihm, sich zu setzen. Verzehren wir, sagte ich, diese Suppe zusammen, dann will ich Ihnen Ihr Glück verkündigen. Wissen Sie, daß heute früh mir die heilige Jungfrau erschienen ist und mir befohlen hat, Ihnen zu vergeben! Sie werden nicht sterben, sondern mit mir gehen.

Völlig verdummt und verstört fing er nun

an, knieend, denn Stühle fehlten uns, die Suppe zu essen. Dann setzte er sich auf den Strohsack vor mir hin, um folgende Rede, die ich ihm hielt, anzuhören.

Der Schmerz über Ihre Verrätherei hat mir eine schlaflose Nacht verursacht. Denn die Briefe, die Sie dem Secretario überliefert, müssen mich zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilen. Mein einziger Trost war, daß auch Sie in drei Tagen vor meinen Augen sterben würden. Während ich mich aber mit diesem eines Christen unwürdigen Gedanken beschäftigt, hat bei Tagesanbruch die heilige Jungfrau, deren Bildniß Sie dort sehen, sich bewegt, hat lebendig sich vor mich hingestellt, den Mund geöffnet und mich mit folgenden Worten angeredet:

„Sorodaci ist ein andächtiger Verehrer meines Rosenkranzes; du sollst ihm vergeben und die Folgen des Fluches abwenden, den er selbst über sich ausgesprochen. Dich zu belohnen, soll einer meiner Engel in Menschengestalt vom Himmel zu dir niedersteigen, die Decke deines Gefängnisses durchbrechen und dich in Zeit von fünf

bis sechs Tagen befreien. Dieser Engel wird heute beim neunzehnten Glockenschlage sein Werk beginnen und bis eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang daran arbeiten, um mit dem Tageslichte wieder gen Himmel zu steigen. Von meinem Engel begleitet, wirst du Sorodaci begleiten und, wenn er das Gewerbe eines Spions aufgibt, für ihn sorgen. Sage ihm das Alles!"

Mit ernstester Miene beobachtete ich das Gesicht des der Versteinerung nahen Verräthers, nahm mein Gebetbuch und fing an, nachdem ich das Gefängniß mit geweihtem Wasser besprengt, zu thun, als ob ich betete, und küßte von Zeit zu Zeit das Bild der Jungfrau. Eine Stunde lang hatte der Schuft geschwiegen, und unaufgefordert fragte er nun, wann der Engel vom Himmel herabkommen werde, und ob wir ihn hören würden, wenn er sich durch das Gefängniß durchbräche? — Gewiß, sagte ich, kömmt er mit dem Glockenschlage neunzehn; wir werden ihn arbeiten hören, und nach vier Stunden, die meines Erachtens genug sind, daß ein Engel solch ein Werk vollbringt, geht er wieder.

Sie haben vielleicht geträumt, gab er zur

Antwort, und ich bestritt es, indem ich ihn fragte, ob er entschlossen sey, das Spioniren abzuschwören. Statt der Antwort schlief er ein, um mich zu befragen, ob es mit dem Abschwören seines Gewerbes nicht noch Zeit habe. Bis zum Eintritte des Engels bewilligte ich ihm Frist, aber mit der Ankündigung, daß ich ihn, wenn er den Schwur nicht leisten sollte, zurücklassen würde. Ich mußte die Befriedigung seines Gemüths hierüber bewundern; er war gewiß, der Engel werde nicht kommen, und schien mich zu bemitleiden. Den neunzehnten Glockenschlag konnte ich kaum erwarten, und die Sache belustigte mich schon, denn ich wußte, daß die Ankunft des Engels die Verstandesschwäche dieses Menschen an den Tag bringen würde. Nur wenn Lorenz das Buch vergessen hatte, konnte mein Plan fehlschlagen.

Die Mittagszeit kam heran, und ich trank nichts denn Wasser. Sorodaci nahm allen meinen Wein und gewaltig viel Knoblauch zu sich. Mit dem Glockenschlage neunzehn warf ich mich lang nieder und gab ihm einen Schlag in den Rücken, so heftig, daß er gleich mir hinstürzte; ich aber rief: der Engel kömmt! So blieb ich

eine Stunde. Es war zum Lachen, wie der Schuft unbeweglich seine Stellung beibehielt. Aber ich lachte nicht. Es war ein verdienstliches Werk, seine Seele durch die Taufe des Schreckens menschlich zu machen. Viertehalb Stunden hindurch las ich, und er betete den Rosenkranz, von Zeit zu Zeit einschlafend. Den Mund wagte er nicht zu öffnen, sondern starr richtete er seine Augen nach der Decke, wo Balbi arbeitete, unter den lächerlichsten Geberden. Schlag drei und zwanzig sagte ich ihm, er solle mir nachahmen, denn der Engel würde verschwinden. Wir warfen uns nieder, Pater Balbi entfernte sich, und es ward ruhig. Am andern Morgen las ich mehr Schreck, als vernünftiges Staunen, auf dem Antlitz des Blödsinnigen.

Ihn anzuhören, belustigte mich. Unter beständigem Weinen brachte er die ausschweifendsten Aeußerungen durch einander vor, über seine Sünden, seine Frömmigkeit, seine Anhänglichkeit an St. Marcus und seine Gewissenhaftigkeit gegen die Regierung, wodurch er die Hülfe der Jungfrau Maria verdient. Ueber die Wunderkraft des Rosenkranzes seiner Frau, deren Beicht-

vater ein Dominicaner war, mußte ich viel hören. Was ich aber mit ihm Unwissenden anfangen wollte, konnte er nicht begreifen. Er solle mir beistehen und künftig zu leben haben, ohne das schändliche Gewerbe des Kundschafters zu treiben, versetzte ich. Darauf erbot er sich zu dem Eide und widerlegte mein Bedenken, ob er ihn halten werde, indem er bemerkte, daß ohne seinen Meineid mir die Jungfrau nicht erschienen, also ich nicht glücklich geworden wäre. Ich fragte ihn, ob er Judas liebe, weil er den Heiland verrathen? Er verneinte es, und ich brachte ihn dahin, daß er fragte, womit er seine Sünden abbüßen solle? Ich antwortete auf folgende Weise:

Wenn Lorenz morgen eintritt, müssen Sie, ohne sich zu rühren, unbeweglich das Angesicht gegen die Mauer gerichtet, und ohne nach ihm hinzusehen, auf Ihrem Lager liegen bleiben, auch nie mehr ein Wort mit ihm sprechen, noch sich aufrichten. Schwören Sie das? Es geschah, und ich erwiderte mit einem Schwur, daß, sobald ich ihn sich nach Lorenz hin richten sähe, ich ihn erdrosseln würde. Nachdem er meine

Frage, ob er Erinnerungen gegen den Schwur habe, verneint, gab ich ihm zu essen und ließ ihn sich niederlegen; denn auch ich bedurfte des Schlafes. Aber zwei Stunden waren nöthig, Balbi von Allem zu unterrichten und ihm zu sagen: wenn er fertig sey, bedürfe es nur noch, daß er die Decke meines Gefängnisses einstoße. Das sollte in der Nacht vom ein und dreißigsten October geschehen, und wir wollten zu vieren entspringen, seinen und meinen Gefährten mit eingerechnet. Es war der acht und zwanzigste October.

Nach Balbi's Briefe konnte der Durchbruch in vier Minuten geschehen seyn, und Sorodaci spielte seine Rolle musterhaft. Er stellte sich schlafend, und Lorenz redete ihn nicht einmal an. Ich beobachtete ihn ununterbrochen und war zu seiner Erdrosselung bereit, denn mit einem Winke der Augen konnte er mich verrathen.

Den ganzen Tag über erhitzte ich Sorodaci's Kopf mit schwärmerischen Reden und ließ ihm erst Ruhe, als er betrunken und auf dem Puncte war, einzuschlafen. Er umarmte mich und wollte nicht begreifen, wie ein Engel so viel

Zeit brauchen könne, mein Gefängniß zu durchbrechen. Ich antwortete, weil er als Mensch und nicht als Engel wirke. Auch theilte ich ihm mein Bedenken mit, ob der Engel heute erscheinen würde, weil er zweifelsüchtig, nicht wie ein frommer und demüthiger Mensch, sondern wie ein verstockter Sünder gesprochen, der noch immer mit Messer grande und mit Sbirren zu verkehren gedenke.

Nun begann ein neues Heulen; und als man beim Schlage neun den Engel nicht kommen hörte, war er der Verzweiflung nahe. Meine Klagen deshalb brachten ihn zur Verzweiflung. So ließ ich ihn den ganzen Tag. Pünctlich beobachtete er bis zum ein und dreißigsten das vorgeschriebene Verfahren gegen Lorenz, den ich seitdem nicht wieder gesehen, nachdem ich ihm noch das Buch mit dem Briefe gab, der den Mönch anwies, um die siebenzehnte Stunde die Oeffnung durchzuschlagen. Ich fürchtete kein Hinderniß mehr. Lorenz selbst hatte mir von der Abreise der Senatoren und des Secretario gesprochen. Ich hatte also keinen neuen Gefangenen

zu erwarten und brauchte selbst meinen schurkischen Gefährten nicht mehr zu scheuen.

Doch nun muß ich mich noch gegen die Leser rechtfertigen, die mich wegen meiner Religiosität in Verdacht haben könnten, weil ich unsre heiligen Mysterien bei dem vom Blödsinnigen angenommenen Schwur und beim Erscheinen der Mutter Gottes gemißbraucht habe, und dieses sogar noch erzähle. Aber wenn ich die Geschichte meiner Flucht unverstellt vortragen wollte, durfte auch dies nicht verschwiegen bleiben. Und so sage ich, daß ich keine Gewissensbisse fühle, aber auch nicht ruhmredig bin. Gegen meinen Willen nahm ich Zuflucht zum Trug; gern hätte ich bessere Mittel gebraucht. Aber um meine Freiheit wieder zu gewinnen, würde ich wahrscheinlich heute noch, wie damals, handeln.

Gebot mir die Natur, mich zu retten, so verbot es die Religion mir nicht, und Zeit war nicht zu versäumen. Ich hatte einen Verräther um mich, den seine Moral berechtigte, Lorenz Alles zu verrathen. Ich mußte entweder die Seele dieses Affen durch Schreck lähmen, oder ihn erdrosseln, wie mancher Andere gethan hätte,

der grausamer war. Ich konnte es mir leichter machen, wenn ich vorgab, Sorodaci sey natürlichen Todes gestorben, und man hätte nicht eben nachgeforscht. Sollte nun ein Leser dies für besser halten, so wolle Gott ihn erleuchten. Nie wird seine Religion die meinige seyn. Ich that, was mir Pflicht schien, und die ewige Vorsehung hat meine Maaßregeln wenigstens nicht mißglücken lassen, meines Schwures aber mich entbunden, denn Sorodaci hatte nicht den Muth, mit mir zu flüchten. Aber wäre es nicht geschehen, so will ich dem Leser die Beichte ablegen, daß ich doch nicht eidbrüchig geworden seyn würde. Ja, ich bekenne, bei erster Gefahr hätte ich mich des Scheusals entladen, und wenn ich ihn an einen Baum aufknüpfen mußte. Als ich ihm ewigen Beistand schwor, wußte ich, daß seine Treue nicht länger, als seine fanatische Aufregung, dauern würde, die mit der Ankunft des Engels und Mönches gewiß schwand. Non merta fè, chi non la serba altrui. (Treue verdient nicht, wer gegen Andre sie verletzt.) Der Mensch hat mehr Recht, Alles der Selbst-

erhaltung aufzuopfern, wie Regenten, Alles dem Staatswohl aufzuopfern, ein Recht behaupten.

Als Lorenz gegangen war, sagte ich Sorodaci, daß mit der siebenzehnten Stunde der Engel die Decke des Gefängnisses durchbrechen und eine Scheere mitbringen würde; damit habe er uns Allen den Bart abzuschneiden. Hat der Engel auch einen Bart? fragte der Gimpel, und ich antwortete: Sie werden es sehen. Wir steigen durch die Oeffnung, dann zum Dache des Palastes hinaus, kommen auf den Marcusplatz hinab und gehen nach Deutschland. Er antwortete nichts und verzehrte allein die Mahlzeit; denn mir war Geist und Seele zu beschäftigt, um etwas genießen zu können. Selbst der Schlaf blieb mir aus.

Endlich schlägt die siebenzehnte Stunde, und der Engel erscheint. Sorodaci will sich niederwerfen, doch ich erkläre es für überflüssig, und in drei Minuten liegt ein Stück aus der Decke zu meinen Füßen; Balbi aber stürzt mir in die Arme. Nun ist Ihre Arbeit vollbracht, und die meine beginnt, sage ich. Er übergibt mir Stilet und Scheere. Die Scheere reiche ich Sorodaci,

uns den Bart zu ſtutzen. Ich konnte nun aber kaum das Lachen unterdrücken, als ich das Thier ſah, wie es ſtaunend den Engel betrachtete, der dem Teufel ſelbſt glich. Er kürzte uns Beiden die Bärte mit der Scheere ganz muſterhaft.

Ungeduldig, mir die Oertlichkeit zu betrachten, gebot ich dem Mönch, unten zu bleiben, weil ich Sorodaci nicht allein laſſen wollte; dann drängte ich mich mit Mühe durch die enge Oeffnung zum Kerker des Grafen, den ich herzlich umarmte. Ich fand einen Mann, deſſen Körperbau Verſuche, wie die meinigen, nicht begünſtigte; und als ich ihm auf ſeine Frage meinen Plan mittheilte, äußerte er, daß ihm Flügel fehlten, die nöthig wären, um einen Weg von den Bleidächern hinab zu finden. Er geſtand, nicht den Muth zu beſitzen, um uns zu begleiten, und wollte zurückbleiben, für uns zu beten. Nun begab ich mich nach dem Dache, das Sparrwerk und die Breter unter dem Bleidache mit meinem Eſponton zu unterſuchen. Die meiſten zerbröckelten bei jedem Stoß. In weniger denn einer Stunde konnte ich eine ziemliche Oeffnung zu Stande bringen. Dann kehrte ich nach meinem

Digitized

Käfig zurück und zerschnitt Tücher, Servietten und Bettzüge, um mir Stricke zu drehen. Ich selbst verband die Enden durch Schlingen, nach Weberart angelegt; denn ein einziger fehlerhafter Knoten konnte den Hinabsturz des Menschen verursachen, der sich daran hielt. Ich hatte hundert Klaftern Seile. In Lagen, wie die meine, entscheidet ein zufälliger Umstand oft Alles, und nur der macht sich alsdann um das Gelingen verdient, der keinem Andern vertraut.

Hierauf band ich mein Kleid, meinen seidnen Mantel und einige Wäsche in ein Bündel zusammen. So verfügten wir alle drei uns in das Gefängniß des Grafen. Dieser wünschte Sorodaci Glück, mit mir eingesperrt worden zu seyn und nun mit mir entfliehen zu können. Ich mußte lachen, indem ich die Tartuffe-Maske ablegte, die ich um des Gaudiebs willen eine Woche lang getragen. Er sah sich betrogen und begriff doch nicht, wie ich Verkehr mit dem Engel haben konnte, der um die bestimmte Stunde zur Rettung herbeikam. Des Grafen Worte, daß wir uns großer Gefahr aussetzten, machten ihn ängstlich. Feige, wie er war, beschloß er,

die gefahrvolle Reise zu unterlassen. Den Mönch ermahnte ich, sein Bündel zu schnüren, während ich die Oeffnung im Dache vollendete. Um die zweite Stunde der Nacht, italienischer Uhr nach, war sie fertig. Zwar konnte ich fühlen, daß die Platten angenietet, oder wenigstens über die marmorne Dachrinne gekrümmt waren. Doch mit Balbi's Hülfe und mit meinem Spieße gelang es, eine der Platten genugsam zu lösen, so daß sie sich ausheben ließ, wenn die Schulter zu Hülfe kam. Als ich hinausblickte, sah ich mit Betrübniß die Helligkeit des Neumondes, der am folgenden Tage in das erste Viertel treten sollte. Dies Hinderniß mußte ruhig ertragen und die Mitternacht abgewartet werden, mit der jenes Licht die Antipoden erleuchten sollte. In einer Nacht, wie diese, welche die gesammte vornehme Welt nach St. Marcus hinausgelockt, durfte man mich nicht auf dem Dache umherwandeln sehen. Der verlängerte Schatten konnte sich bis nach jenem Platze hin ausdehnen. Dann hätte Alles die Augen emporgerichtet, und das ungewöhnliche Schauspiel würde allgemeine Aufmerksamkeit, vornehmlich die des Messer grande und seiner

Sbirren, erregt haben, die Einzigen, welche in der großen Stadt Venedig die nächtliche Wache halten. Ich entschied also ziemlich gebieterisch, daß erst nach Mondes Untergang wir uns davon machen dürften. Ich flehte zu Gott um seinen Beistand, aber ohne Wunder zu erbitten. Da ich ganz dem Eigensinne des Glücks bloßgegeben war, mußte ich so handeln, daß keinem Fehltritte das Mißlingen beizumessen war. Um fünf Uhr sollte der Mond unter, und um dreizehn ein halb die Sonne aufgehen. Wir hatten also sieben Stunden vollkommene Dunkelheit.

Ich sagte Balbi, daß wir die drei Stunden in Gesprächen mit dem Grafen Asquin zubringen wollten, und er dann seinen Kerkergenossen bitten solle, uns dreißig Zechinen zu borgen, die mir zu allem Weiteren nicht minder nöthig seyn konnten, wie mein Esponton. Er richtete den Antrag aus, sagte mir aber nach einigen Minuten, der Graf wolle mich allein sprechen. Der arme Alte stellte mir mit vieler Milde vor, daß ich zur Flucht kein Geld brauche, daß seine Familie zahlreich sey, und daß, wenn ich stürbe, das Darlehn verloren gehe, nebst andern Grün-

den, die den Geiz verſtecken ſollten. Meine Antwort währte eine halbe Stunde. Ich hatte treffliche Gründe. Aber gewiß haben dergleichen, ſo lange die Welt ſteht, noch niemals gefruchtet. Denn wie will der Redner eine Leidenſchaft entwurzeln! Ich dachte: nolenti baculus, (wer nicht will, muß den Stock fühlen,) war aber nicht ſo grauſam, dieſem Spruche nach zu verfahren, und ſchloß mit dem Verſprechen, daß, wenn Asquin mit uns entfliehen wolle, ich ihn, wie Aeneas den Anchiſes, auf den Schultern tragen würde, wogegen er, wenn er beten wolle, eine Inconſequenz begehe. Denn er bäte für das Gelingen einer Sache, die er nicht einmal mit den einfachſten Mitteln hätte unterſtützen wollen. Unter Weinen und unter Schluchzen fragte er, ob wohl zwei Zechinen genug ſeyn möchten. Ich antwortete, Alles müſſe mir genügen, und er, indem er ſie gab, bat, ihm das Geld ja wiederzugeben, wenn ich mich nach einigem Umherwandeln auf dem Dache in mein Gefängniß zurückzukehren entſchließen ſollte. Das verſprach ich denn auch, etwas verwundert, wie er denken konnte, ich würde mich entſchließen,

zurückzukehren. Ich wußte zu gut, das würde nicht geschehen. Nun wurden unsre Gefährten gerufen, wir schafften unsre Habseligkeiten nach der Oeffnung, und ich theilte die hundert Klaftern Seile in zwei Bündel. Dann brachten wir noch zwei Stunden mit Gespräch und Erinnerung an die überstandenen Leiden hin. Balbi legte mir nun die erste Probe seiner feinen Gesinnung ab. Zehnmal gab er mir Schuld, ihm nicht Wort gehalten zu haben, weil ich in meinem Briefe gesagt, daß mein Plan feststehe, was nicht der Fall sey. In seiner Frechheit äußerte er, daß, wenn er Alles so gewußt hätte, wie nun es ihm kund sey, er mich nicht aus dem Gefängnisse gerissen haben würde. Der Graf aber sagte mit dem Ernst eines Siebzigers, ich thäte am klügsten, nicht weiter zu gehen; denn vom Dache hinunterzukommen, sey unmöglich; es könne mein Leben kosten. Ich achtete nicht darauf. Aber Advocat von Profession, hielt er, um, wo möglich, die zwei Zechinen zu retten, mir eine lange Rede. Er beschrieb die Schwierigkeit, längs dem Dache fortzugehen, und die Unmöglichkeit, entweder in eine der mit eisernen

Stäben versehenen Luken einzudringen oder einen Ort anzutreffen, wo sich die Seile befestigen ließen. Und wenn sich auch eine solche Stelle fände, so, meinte er, würde Niemand es aushalten, mit den Händen am Seil hinabzugleiten. Daher müsse Einer von uns die beiden Andern mit dem Seile festbinden und sie hinablassen, wie man einen Eimer in den Brunnen läßt; wer das thäte, würde genöthigt seyn, in seinen Kerker zurückzukehren. Es sey die Frage, ob sich Jemand zu dieser mitleidigen Handlung hergeben wolle; und wenn auch Jemand heroisch genug seyn sollte, so käme es darauf an, von welcher Seite man, ohne gesehen zu werden, sich hinablassen wolle. Nach der Kirche hinaus sey man eingeschlossen; im Hofe aber mache die Wache der Arsenaloten die Ronde. Also die Canalseite müßten wir wählen. Dort würde aber Kahn und Gondel fehlen. — In diesem Advocatengeiste folgerte der Graf eine ganze Reihe von Bedenken zusammen, die ich, von der Noth gedrängt, mit einer Geduld anhörte, die nicht in meiner Natur lag.

Am meisten ward ich durch die schonungs-

losen Vorwürfe des Mönches gereizt. Aber nur mit Hülfe eines Gefährten konnte ich mein Werk vollbringen. Darum bezähmte ich mich und behauptete, ich sey von unsrer Rettung überzeugt, obwohl ich im Einzelnen mein Verfahren nicht angeben könne. Des Grafen weise Betrachtungen würden mich behutsam machen, und vom Beistande des Himmels hoffe ich das Meiste.

Nach Sorodaci streckte ich mehrmals meine Hände aus. Er sprach kein Wort, und ich lachte, wenn mir einfiel, was jetzt in seinem verworrenen Gemüthe vorgehen müsse, das doch gewiß einsah, wie ich ihn betrogen. Ich schickte ihn weg, daß er nachsähe, wo der Mond am Himmel stände. Er kam mit der Nachricht, in einer Viertelstunde werde kein Mond mehr zu sehen seyn; ein dichter Nebel aber mache es gefährlich, das Bleidach zu besteigen. Wenn der Nebel nur nicht Oel ist, bin ich zufrieden, sagte ich und hieß Sorodaci seinen Mantel umthun und einen Theil der Seile nehmen. Da stürzte er mir zu Füßen, küßte weinend meine Hände und bat schluchzend, ich möchte seinen Tod nicht verlangen. Ich werde in den Canal stürzen und Ih-

nen nichts nützen, drum lassen Sie mich hier! Die ganze Nacht will ich zum heiligen Franciscus für Sie beten. Sie haben es in Ihrer Gewalt, mich zu tödten, aber niemals werde ich mit Ihnen gehen. Das sagte er mir.

Der Narr wußte nicht, daß auch ich seine Gesellschaft für gefahrbringend hielt. Ich entließ ihn daher unter dem Beding, er müsse zum heiligen Franciscus beten und sogleich sich aufmachen, alle meine Bücher, wohl hundert Thaler werth, dem Grafen zu überbringen. Es geschah. Der Graf wollte sie bei meiner Rückkehr zurückliefern, doch ich sagte: wahrlich, ich sehe Sie nicht wieder. Jener Schuft aber verdient nicht, mit Pater Balbi und mir ein Unternehmen zu theilen, das dem unsrigen glich. Nicht wahr, Balbi? Ich wollte hiermit das Ehrgefühl eines zweiten Feiglings stacheln. Er mußte auch wirklich mit einem Ja antworten.

Nun forderte ich vom Grafen Tinte, Feder und Papier, die er trotz dem Verbote besaß; denn Lorenz hätte für einen Thaler den heiligen Marcus verkauft. Dann schrieb ich einen Brief, den ich, weil es dunkel war, nicht überlesen

konnte, und gab ihn Sorodaci. Zum Eingange wählte ich den den Umständen anpassenden Vers·

Non moriar, sed vivam, et narrabo opera domini*).

Unsre Herren Staatsinquisitoren dürfen freilich jedes Mittel anwenden, einen Schuldigen mit Gewalt in ihrem Kerker festzuhalten. Aber dieser, wenn er so glücklich ist, nicht auf sein Ehrenwort zu sitzen, darf auch Alles versuchen, sich die Freiheit zu verschaffen. Jene fußen auf das Recht; der Gefangene fußt auf die Natur. Sie bedürfen seiner Beistimmung zur Festsetzung nicht; er bedarf ihrer zu seiner Befreiung nicht. Ich schrieb Folgendes:

„Jakob Casanova, der dies in der Bedrängniß seines Herzens schreibt, weiß, ihm kann das Unglück begegnen, ehe er seinem jetzigen Zustand entflieht, in die Hände derjenigen zurückgeführt zu werden, denen er entfliehen wollte. In diesem Falle fleht er die Menschlichkeit seiner großmüthigen Richter an, sein Schicksal nicht härter

*) Ich werde nicht sterben, sondern leben und preisen, was der Herr an mir gethan.

zu machen, indem sie ihn einer That wegen bestrafen, zu welcher Vernunft und Natur ihn zwang. Er fleht, wenn er ergriffen werden sollte, ihm alle seine Habe und den Kerker wiederzugeben, welchen er durchbrochen. Rettet er sich aber, so schenkt er alles Zurückgelassene an Franciscus Sorodaci, den die Liebe zur Freiheit nicht beseelt, wie ihn, der darum zurückbleibt und den Casanova bittet, ihm dies Geschenk nicht anzurechnen.

Geschrieben eine Stunde vor Mitternacht ohne Licht, im Gefängnisse des Grafen Asquin, am 31. Oct. 1756."

Castigans castigavit me Deus, et morti non tradidit me*).

Ich übergab Sorodaci diesen Brief unter der Weisung, ihn nicht in Lorenz, sondern in des Secretario Hände zu liefern, der gewiß das Gefängniß selbst besichtigen mußte. Der Graf meinte, der Brief könne seine Wirkung nicht verfehlen, und er versprach, wenn ich wieder

*) Gott hat mich hart gezüchtigt, aber nicht dem Tode preisgegeben.

eingebracht werden ſollte, mir Alles zurückzuerſtatten. Der alberne Sorodaci meinte, auch er wünſche mich wiederzuſehen und mir Alles wiederzugeben.

Aber es war Zeit, zu ſcheiden. Den Mond ſah man nicht mehr. Ich legte alſo um Balbi's Hals auf einer Seite die Stricke, auf die andre Schulter ſeine Habſeligkeiten. Eben ſo belud ich mich. Beide gingen wir, in bloßer Weſte und den Hut auf dem Kopfe, gegen die Dachöffnung.

E quindi uscimmo a rimirar le stelle *).

Dante.

---

*) Dort wir entflohn, zu ſchaun die Sterne wieder.

Neuntes Capitel.

Meine Flucht und meine Ankunft in Meſtre und Treviſo.

Ich ging voran, Balbi folgte, Sorodaci mußte die Platte wieder zurechtlegen. Dann ſchickte ich ihn fort, um zu ſeinem heiligen Franciscus zu beten. Ohnerachtet des Nebels waren alle Gegenſtände ſo ziemlich zu erkennen. Ich, knieend und kriechend, nahm meinen Spieß, zwängte ihn mit ausgeſtrecktem Arme zwiſchen die Fugen der Bleiplatten, hielt mich dann mit der andern Hand an das Bret, worauf die Platte lag, die ich gehoben, und half mir ſo zum Dache hinan. Balbi, mir zu folgen, faßte mit den vier Fingern ſeiner rechten Hand meinen Hoſenbund in der Gegend der Schnalle. So hatte ich das

Schicksal des Lastthiers, das ziehen und t
muß, und dabei sollte ich eine schiefe, vom
bel angefeuchtete Fläche anklimmen.

Auf der Hälfte dieser gefährlichen Fahr
Balbi, ich möchte einen Augenblick verwe
eins seiner Bündel habe sich losgemacht un
sey vielleicht nur bis zur Dachrinne gef
Mein erster Gedanke war, ihm einen Sto
geben, der ihn leicht zu seinem Bündel gef
hätte. Doch der Himmel lieh mir Mäßig
Die Strafe wäre hart für uns Beide gew
Ohne Gehülfen konnte ich mich nicht bef
Ich fragte, ob das Bündel Seile verloren
Da ich aber hörte, daß sein schwarzer Uebe
zwei Hemden und ein Manuscript, das er ir
Bleikammern gefunden, sich losgemacht, so
tröstete ich ihn zur Geduld. Er seufzte und s
indem er sich an mir anklammerte.

Nachdem ich über etwa sechzehn Platte
stiegen, erreichte ich den Forst des Daches.
ausgebreiteten Beinen setzte ich mich auf
Dachhöhe, und der Mönch folgte mir.
Rücken war gegen die Insel S. Giorgio r
giore gerichtet, und zweihundert Schritte

uns lag die Kuppel der Marcuskirche, ein Theil des herzoglichen Palastes, worin sich die Capelle des Doge befindet, prächtig, wie kein Monarch sie besitzt. Hier entlud ich mich meiner Last und rieth auch Balbi, dasselbe zu thun. Das Bündel Seile nahm er zwischen die Beine, doch sein Hut, den er darauf legen wollte, verlor das Gleichgewicht und stürzte in den Canal. Er nahm es als böse Vorbedeutung und klagte, daß ihm nun Hemde, Hut und das Manuscript fehlte, welches die kostbare, noch unbekannte Geschichte aller Festtage der Republik enthielt. Doch ich, etwas milder jetzt, erklärte ihm, wie jene Vorfälle nicht für böse Omina zu nehmen wären. Es war ein Glück, daß der Hut rechts und nicht links hinabgefallen, denn hier wäre er in den Hof gerathen, wo die Arsenaloten Wache halten. Sie hätten ihn erblickt, auf das Entspringen eines Gefangenen geschlossen und uns einen Besuch zugezogen.

Nachdem ich mich rechts und links umgesehen, hieß ich den Mönch hier unbeweglich bis zu meiner Rückkehr verweilen und rutschte, den Spieß in der Hand, auf der Dachhöhe fort.

Eine Stunde lang kroch ich umher, jedes Plätzchen untersuchend, wo sich mein Seil befestigen lasse, um daran hinunterzuklimmen. Aber alle Abgründe, die ich abwechselnd vor mir sah, führten in eingeschlossene Oerter, und zur Canonica jenseit der Kirche zu gelangen, zeigten sich unüberwindliche Hindernisse. Doch alles Unmögliche mußte wegfallen, und ich mußte verwegen seyn ohne Ueberlegung. Da fiel mir gegen das zweite Drittheil des Dachabhanges ein Dachfenster in die Augen, das wahrscheinlich einen nicht im Verschlusse der Gefängnisse gelegenen Boden oder einige Gänge mit Thüren zu Wohnungen und Ausgängen erhellte, die ich bei Anbruch des Tages wohl offen gefunden hätte. Wer uns gesehen, auch wenn er uns für Staatsgefangene hielt, hätte uns schwerlich aufgehalten, bildete ich mir ein. In dieser Absicht ließ ich mich mit dem einen Fuße nach dem Fenster langsam so lange hinunter, bis ich die Höhe eines kleinen, mit dem obern parallel laufenden Daches erreichte, und auf dieses setzte ich mich nun. Dann bog ich mich mit Kopf und Händen vor und entdeckte tappend ein Fenster mit kleinen, runden,

in Blei eingelegten Scheiben hinter einem Gitter. Dieſes bedurfte des Feilens, und mein Spieß war Alles, was ich beſaß. Traurig, nachdenkend und in äußerſter Verwirrung, war mir jeder Entſchluß ausgegangen, als ein ſehr gewöhnliches Ereigniß mit aller Kraft eines Wunders auf mich wirkte. Der mitternächtliche Schlag der Marcusglocke ertönte und riß meinen Geiſt aus der verderblichen Unentſchiedenheit, welche ihn niederbeugte. Ich beſann mich, daß dieſer Schlag den Tag aller Heiligen, alſo auch meines Schutzheiligen, wofern ich einen ſolchen beſaß, ankündigte. Aber faſt noch mehr ermuthigten mich Arioſts Verſe: tra il fin d'Ottobre e il capo di Novembre. Wenn das Unglück einen ſtarken Geiſt zur Andacht treibt, bleibt einiger Aberglaube niemals aus dem Spiele. Jener Glockenſchlag befeuerte mich zum Handeln und verſprach mir den Sieg. Auf meinem Bauche mich vorſtreckend, ſtieß ich gewaltſam mit dem Spieße gegen das Gitter, mit dem feſten Vorſatze, es ganz hinauszuheben. In einer Viertelſtunde waren deſſen vier Holzrähme entfugt, und meine Hand hielt das Holzwerk. Die Glas-

ſcheiben waren bald zerdrückt, denn die bluti
Verwundung meiner Hände achtete ich nicht.

Nun ſchwang ich mich mit Hülfe mein
Spießes wieder auf den oberſten Dachgipfel un
begab mich zu der Stelle, wo ich meinen Camer
den gelaſſen. Ich fand ihn in einer unmenſchl
chen Wuth und Verzweiflung, mich verfluchen
weil ich ihn zwei Stunden allein gelaſſen. Ir
dem er geglaubt, ich ſey vom Dache geſtürz
wollte er eben nach ſeinem Gefängniſſe zurüc
kehren. Er fragte, was ich nun weiter vorhab
Sie werden es ſehen, gab ich zur Antwort, in
dem ich Gepäcke und Seile um meinen Hal
band, ihn aber folgen ließ. Als wir das Dach
fenſter erreichten, ſetzte ich ihm auseinander, wa
ich gethan und was ich thun wollte. Ich fragt
ihn nach der Weiſe, wie wir in das Dachfenſte
kämen. Für den Erſten war es leicht: de
Zweite hielt das Seil. Aber wie mit dieſen
Zweiten? Vom Fenſter in den Boden hinab
ſpringend, konnte er ein Bein brechen, denn Nie
mandem war der Abſtand zwiſchen Fenſter un
Boden bekannt. Der Mönch, dem ich dies ru
hig vorſtellte, meinte, ich ſolle ihn nur hinunter-

lassen und nachher überlegen, wie auch ich zu ihm gelangen würde. Ich hatte mich genugsam in der Gewalt, um meinen Unwillen über diese Aeußerung zu zügeln und zum Werke zu schreiten. Ich band dem Gefährten ein Seil um und ließ ihn, auf dem Dachforste reitend, gegen die Oeffnung des Dachfensters hinunter, indem ich ihm sagte, er müsse sich mit den Ellenbogen gegen das Fensterdach legen und die Füße in die Oeffnung bringen. Dann legte ich mich wieder auf das Fensterdach und beugte mich vorn über. Er solle ruhig seyn, ich halte das Seil fest, rief ich ihm zu. Balbi kam glücklich auf die Dielen des Fußbodens, band sich los, und ich zog das Seil hinauf. Aber nun erkannte ich auch daran, daß der Abstand von der Dachluke bis zum Fußboden meine zehnmalige Armlänge betrug. Hier war kein Sprung möglich. Er rief mir zwar, ich möchte ihm die Seile zuwerfen; aber ich befolgte den albernen Rath nicht.

Nochmals ward die Rückkehr auf die Dachhöhe beschlossen, und ich entdeckte hier endlich eine Kuppel an einem Orte, wo ich noch nicht gewesen. Sie brachte mich zu einem Gerüste,

belegt mit Bleiplatten, neben einer Dachluke von zwei Flügelthüren oder vielmehr Läden. Hier zeigte sich ein Kübel voll frischen Kalks, Maurergeräth und eine ziemlich lange Leiter. Diese letztere erregte meine Aufmerksamkeit. Ich schlang mein Seil um die Sprossen, erstieg abermals das Dach und schleppte die Leiter, fortrutschend auf dem Dache, mir nach. Diese Leiter mußte in das Dachfenster, und sie hatte zwölfmal die Länge meines Armes.

Aber nun fehlte mir die Hülfe des Mönchs. Ich hatte die Leiter gegen die Dachrinne dergestalt hinabgelassen, daß ihr oberes Ende gegen die Fensteröffnung lehnte, das untere in der Dachrinne stand. Ich zog die Leiter abermals zu mir hinauf und wollte ihr, mich wieder überbeugend, die Richtung geben, daß sie in die Fensteröffnung hineintrat. Aber umsonst. Ihr oberes Ende ging über das Dach hinaus, und der nahende Morgen konnte mich hier finden, Lorenz aber bald nachfolgen.

Nun beschloß ich, mich selbst auf die Dachrinne hinabzulassen, um die Leiter gehörig zu richten. Jene Rinne von Marmor gab mir ei-

nen Halt, indem ich der Länge nach darauf lag. Es gelang wirklich, die Leiter einen Schuh in das Dachfenster hineinzuschieben, und das verminderte ihre Last beträchtlich. Es kam darauf an, sie nur noch zwei Schuh vorzutreiben; dann bestieg ich wieder das Fensterdach und zog sie mit dem Seile ganz hinein. Jenes zu vollbringen, richtete ich mich knieend empor. Aber während dieser Anstrengung glitten meine Kniee von der Rinne ab; nur mit der Brust und den Ellenbogen lag ich noch auf derselben. Alle Kräfte versuchte ich, den Unterleib nachzuziehen und mich fest auf die Dachrinne zu legen. Wegen der Leiter hatte ich keine Noth. Sie war drei Fuß zum Fenster hineingeschoben und bewegte sich nicht. Ich aber, sobald ich merkte, daß ich fest lag, suchte das rechte Knie auf die Dachrinne zu bringen. Schon war ich derselben nah, als die Anstrengung mir einen Krampf zuzog, so lähmend wie schmerzhaft. Ein fürchterlicher Augenblick! Zwei Minuten blieb ich regungslos. Endlich wichen die Schmerzen, und allmälig bringe ich ein Knie nach dem andern auf die Rinne. Nun ruhte ich einen Augenblick aus und

richtete die Leiter tief genug in das Fenster hinein. Sattsam mit den Gesetzen des Gleichgewichts bekannt, brachte ich mich mittels meines Riegels nun selbst nach dem Dachfenster und zog die Leiter nach, deren Ende mein Gefährte faßte, um sie an sich zu ziehen. Jetzt warf ich Seile und Gepäck gegen den Boden und folgte, dem Mönch in die Arme stürzend. Nach kurzen Freundschaftsbezeugungen untersuchte ich den dunkeln und engen Ort, an dem wir uns befanden.

Wir kamen an eine eiserne Gitterthür, die sich öffnete, wie ich auf die Klinke drückte; wir traten in einen großen Saal, tappten an den Wänden umher, geriethen an einen großen Tisch, von Lehnsesseln umgeben, und fanden endlich ein Fenster. Ich öffne dessen Flügel, und das Sternenlicht zeigt mir eine furchtbare Tiefe. Hier war an kein Hinablassen zu denken. So kehre ich zum Saal zurück, in welchem unsre Sachen geblieben waren, und setze mich in einen Lehnstuhl. Ein solcher unüberwindlicher Schlaf befällt mich hier, daß, wenn man mir gesagt hätte, es sey der Tod, ich ihn willkommen geheißen haben würde. Unaussprechlich war das Gefühl dieses

Einschlafens. In der dritten Stunde weckte mich endlich das Schreien und Stoßen des Mönchs. Er sagte, mein Schlaf in dieser Lage sey unbegreiflich. Ihm war er es, nicht mir, den die Müdigkeit unwillkürlich befallen hatte; die Natur selbst besiegte mich, und ich gewann so die nöthigen Kräfte wieder.

Im Aufstehen sagte ich: Hier ist kein Gefängniß, hier muß sich ein Ausgang antreffen lassen. Suchend finde ich auch der großen eisernen Thür gegenüber eine kleinere, versehen mit einem Schlüsselloch, in das ich meinen Spieß setze, indem ich ausrufe: Wenn es nur kein Schrank ist! Nach einigen Stößen ist die Thür geöffnet, und wir treten in ein kleineres Zimmer. Hier finden wir einen Tisch, worauf ein Schlüssel liegt. Ich versuche ihn. Er öffnet, und ich gerathe unter Schränke mit Papieren. Es war das Archiv. Eine Treppe, die sich zeigt, steigen wir hinab und kommen durch eine Glasthür in die Canzlei des Doge. Nun wußte ich Bescheid. Weil wir, hier uns hinunterlassend, in das Labyrinth mehrerer kleiner Höfe gerathen wären, griff ich nach einem Canzlei-Instrumente, mit

welchem die Pergamente durchstochen werden, um die Siegel einzuheften. Dies Geräth lasse ich Balbi in die Spalte der Thür stecken, die ich mit dem Spieß mache, und handhabe, den dadurch verursachten Lärmen nicht achtend, dasselbe so lange nach allen Seiten, bis ein Loch von ziemlichem Umfange sich bildet. Aber die hervorragenden Splitter drohen uns Kleider und Haut zu zerreißen. Auch waren es fünf Fuß von dem Fußboden bis zur Oeffnung, denn ich hatte die Stelle gewählt, wo die Breter am dünnsten waren. Aber ich rückte einen Sessel heran, und der Mönch stieg hinauf. Er steckte Arme und Kopf durch die Oeffnung, und ich schob ihn hindurch in ein Zimmer, dessen Finsterniß mich nicht schreckte. Ich war mit jeder Oertlichkeit bekannt. Mein Gepäck warf ich nach; nur die Seile blieben in dem Canzleizimmer.

Mir konnte Niemand Hülfe leisten. Deshalb stellte ich zwei Stühle neben einander, und einen dritten darauf. Nun ging mir die Oeffnung bis zur Hüfte. Nur halb konnte ich mich hindurch zwängen. Ich mußte Balbi bitten, mich mit aller Gewalt nach sich zu ziehen, und verbiß die

Schmerzen, als Haut und Fleisch mir in Fetzen rissen. Endlich waren wir draußen, und ich packte meine Habseligkeiten zusammen. Ungesäumt eilte ich zwei Treppen hinunter und gelangte durch eine von innen zu öffnende Thür in den Gang, welcher zur sogenannten Königstreppe führt. Aber diese, groß wie ein Stadtthor, war gleich der Flur mit vier Thoren verschlossen. Sie zu sprengen, hätte ich eine Petarde oder einen Mauerbrecher gebraucht, und nun schien mir mein Spieß zu sagen: hic fines posuit! (Dieser hat dich ans Ziel gebracht.) Das theure Werkzeug meiner Befreiung verdient neben dem Altare meines Schutzheiligen ex voto aufgehängt zu werden. Froh und heiter setzte ich mich nieder und sagte Balbi, daß meine Arbeit vollbracht sey; Gott und das Glück würden das Weitere thun.

Abbia, chi regge il ciel, cura del resto,
O la fortuna, se non tocca a lui *).

Heute, fuhr ich fort, ist Allerheiligen, morgen Allerseelen, und schwerlich kommen die Zim-

*) Er, der im Himmel thront, sorge für das Uebrige, oder Fortuna, wenn es seine Sache nicht ist!

merwärter herauf. Zeigt ſich einer und öffnet die Thür, ſo rette ich mich, und Sie folgen mir. Kömmt Niemand, ſo bleibe ich hier und ſterbe vor Hunger. Ich kann es nicht ändern. —

Balbi's Wüthen, Schmähen und Verzweifeln überſchritt alle Grenzen. Doch ich erhielt mich geduldig und ſann darauf, mich völlig umzukleiden. Glich Balbi auch einem Bauer, ſo war ſein Anzug doch nicht zerriſſen, zerlumpt und voll Blut, wie der meinige. Ich zog meine Strümpfe ab und entdeckte an jedem Fuße ſtark blutende Wunden, die ich der Dachrinne und den Bleiplatten verdankte. Ich zerriß mein Schnupftuch und befeſtigte den Verband mit Bindfaden, den ich bei mir trug. Dann zog ich mein ſeidnes Kleid an, das ſich ſonderbar genug bei der Kälte ausnahm, ordnete meine Haare und band ſie in den Haarbeutel, legte ſeidne Strümpfe und ein Hemd mit Spitzenmanſchetten an. Meine alten Kleider warf ich hinter einen Lehnſtuhl. So glich ich einem Stutzer, der nach einem Ball an irgend einem verdächtigen Orte zerzauſt worden.

In dieſem Anzuge, den ſpaniſchen Federhut

auf dem Kopfe, trete ich gegen ein offenes Fenster, und — dies erfuhr ich erst nach zwei Jahren in Paris — ein Müßiggänger unten, der mich sieht, benachrichtigt einen der Aufseher davon. Dieser fürchtet, Jemanden durch zu frühzeitiges Zuschließen eingesperrt zu haben. Ich höre das Geräusch der Schlüssel und Schritte, welche die Treppe heraufkommen. Ein Spalt in der Thür zeigt mir einen einzelnen Menschen mit Schlüsseln in der Hand. Gleich gebiete ich mit ernster Miene Balbi das strengste Stillschweigen, verberge das Stilet unter meinem Kleide und stelle mich so an den Eingang der Thür, daß ich nur einen einzigen Sprung zur Treppe brauche. Die Thür öffnet sich, und mein Anblick nimmt dem Manne, der sie aufschließt, alle Fassung. Aber stumm und ohne Aufenthalt stürze ich an ihm vorüber. Der Mönch folgt springend nach. Mit gelassenem Schritt, ohne zu laufen, nehme ich die Richtung zur großen Treppe, während Balbi ruft: zur Kirche! zur Kirche! Sie lag rechts, etwa zwanzig Schritte von der großen Treppe ab.

Venedigs Kirchen entbehren das Vorrechtes,

gegen peinliche Verbrechen oder Civilvergehungen zu schützen, und Niemand sucht sie, wenn es darauf ankömmt, Häschern zu entgehen, die einen Verhaftsbefehl vollziehen wollen. Das wußte der Mönch Balbi, aber ihm fehlte die Kraft, dem Triebe seines Gemüths zu entfliehen, das ein Asyl suchte. Späterhin erklärte er mir, ein religiöses Gefühl, das ich ehren müsse, habe ihn nach dem Altare gezogen. Ich fragte, weshalb er nicht allein dorthin gegangen sey, und er behauptete, nicht das Herz gehabt zu haben, mich zu verlassen.

Ich suchte Strafloſigkeit nicht in Venedig, sondern jenseit der Grenzen der Republik. Mein Geist hatte den Weg dorthin bereits angetreten; es fehlte nur noch, daß der Leib nachfolgte. Ich stand gerade vor dem königlichen Thor im herzoglichen Palast, und ohne Jemand anzusehen, um nicht wieder angeblickt zu werden, durchschnitt ich die piazetta und erreichte das Ufer. Hier stieg ich in die erste Gondel, die sich fand, indem ich laut ausrief: „Schafft noch einen Ruderer, ich will nach Fusina!" Der Gehülfe erscheint, und ich werfe mich nachlässig auf das

mittelste Polster, während der Mönch sich mit einer Seitenbank begnügt, und die Gondel stößt ab. Die Figur des Mönchs, ohne Hut, in meinen Mantel gehüllt, konnte wohl das Ihrige thun, daß man mich für einen Astrologen oder Abenteurer hielt.

Kaum war die Douane hinter uns, so begannen meine Gondoliere mit aller Gewalt die Fluthen des großen Canals zu durchrudern, mittels dessen man sowohl nach Fusina wie nach Mestre gelangt, wohin ich wollte. In der Mitte des Canals bog ich den Kopf hinaus und fragte den Steuermann, ob wir wohl vor vierzehn Uhr in Mestre seyn könnten. —

Sie wollten ja nach Fusina! versetzt der Ruderer.

Du bist ein Narr, ich habe Mestre genannt, antworte ich, und der zweite Ruderer bestreitet meine Behauptung gleichfalls. Auch Valbi, als guter Christ und Vertheidiger der Wahrheit, glaubt mir Unrecht geben zu müssen. Darauf breche ich in ein lautes Gelächter aus, indem ich einräume, ich könne mich geirrt haben, aber meine Absicht sey gewesen, die Fahrt nach Mestre

zu bestellen. Man schwieg, und der Gondolier meinte, er könne mich wohl auch nach England fahren; Mestre wollten wir in drei Viertelstunden erreichen, denn Wind und Fluth begünstige uns.

Nun warf ich den ersten Blick nach dem Canal hinter uns zurück. Auch nicht eine Gondel war zu sehen, und ich mußte den schönen Tag bewundern, köstlich, wie man ihn nur wünschen kann, beglänzt von den Erstlingsstrahlen eines unvergleichlichen Sonnenaufganges. In das Betrachten meiner beiden jungen Schiffer und ihres rüstigen Ruderns vertieft, dann zurückdenkend an die schrecklich überstandene Nacht, an den Ort, wo ich den vorigen Tag zubringen müssen, und alle die Fügungen überlegend, die sich mir so glücklich vereinigt hatten, bemächtigte sich meiner Seele ein Gefühl, das sich emporschwang zur Allbarmherzigkeit Gottes. Alle Federn meiner Dankbarkeit spannten sich an, so gewaltig, daß Thränen mein Herz erleichterten von der Freude, die mich ersticken wollte. Ich schluchzte, ich weinte dem Kinde gleich, das man wider Willen zur Schule treibt.

Mein unvergleichlicher Gefährte, der kein Wort gesprochen, als um den Gondolieren gegen mich Recht zu geben, glaubte sich nun verpflichtet, jene Thränen, deren Ursach er wußte, zu stillen. Doch die Art, wie er sich dabei benahm, ließ mich zu einem so ungemäßigten Lachen überspringen, daß der Mönch mich, wie ich nachher von ihm erfuhr, in dem Augenblicke für verrückt hielt. Dieser Mensch war recht eigentlich dumm und aus Dummheit schlecht. Ich befand mich in der traurigen Lage, das benutzen zu müssen, und er hätte beinahe mich zu Grunde gerichtet, aber ohne es zu wollen, denn er war höchst einfältig. Nie gelang es mir, ihm begreiflich zu machen, daß ich die Absicht, nach Mestre zu gehen, schon gehabt, als ich Fusina genannt; er blieb fest dabei, erst im großen Canal sey ich auf den Gedanken gerathen.

Mestre war erreicht; auf der Post fehlten Pferde, aber im Gasthofe zur Glocke befanden sich Fuhrleute, die der Post nichts nachgaben. Ich hatte mir im Stalle die Rosse betrachtet, sie waren tüchtig, und ich bewilligte dem Vetturin seine Forderung, um in fünf Viertelstunder

uns nach Treviso zu fahren. In drei Minuten sind die Pferde vorgespannt, und überzeugt, Balbi werde hinter mir seyn, rufe ich: Lassen Sie uns einsteigen! Aber Niemand ist zugegen. Meine Blicke suchen nach ihm, ich frage, wo er seyn könne, und kein Mensch weiß es. Dem Stallknechte befehle ich, daß er ihn suche, und ich nehme mir vor, ihn auszuhunzen, auch wenn ein Bedürfniß ihn entfernt haben sollte; denn das sogar mußte in unsrer Lage aufgeschoben werden. Aber man kömmt zurück mit der Nachricht, ihn nicht gefunden zu haben. Ich war meiner selbst nicht mächtig und dachte schon daran, ohne den unbesonnenen Gefährten abzureisen. Ich wollte das und ich durfte es. Dennoch gebe ich einer schwachen Stimme meiner Vernunft Gehör, laufe selbst umher, und Jedermann will ihn gesehen haben, doch keiner weiß, wohin er gegangen seyn könne. Selbst durchlaufe ich nun die Schwibbögen der Hauptstraße, und zufällig den Kopf in ein Caffeehaus steckend, sehe ich den Unbesonnenen dastehen, ein Tasse Chocolade in der Hand und mit der Aufwärterin plaudernd. Er sieht mich, meint, das Mädchen sey hübsch.

und fordert mich auf, gleichfalls eine Taſſe Chocolade zu mir zu nehmen, auch für ihn zu bezahlen, weil er nicht einen Heller bei ſich habe. Mir gelingt es, mich zu beherrſchen, und ich antworte, ich hätte keinen Appetit. Zugleich bitte ich Balbi, ſich zu fördern, und faſſe ſeinen Arm heimlich mit ſolcher Wuth, daß er fürchten mußte, ich werde ihn zerbrechen. Nun bezahle ich, er folgt mir, und alle meine Glieder zittern vor Zorn. Kaum habe ich den Weg nach meinem Fuhrwerk angetreten, als ich einem Bewohner von Meſtre, Balbo Thomaſi, begegne, einem guten Manne, von dem es aber hieß, daß er zu den Beauftragten des Tribunals der Inquiſitoren gehöre. Er ſieht mich, naht mir und ruft: „Wie kommen Sie hieher? Ich freue mich, Sie zu ſehen. Sie haben ſich alſo befreit. Wie fingen Sie das an?" — Keineswegs habe ich mich befreit, ſondern meinen Abſchied erhalten, gebe ich zur Antwort. —

Das iſt nicht möglich, erwidert Jener; denn noch geſtern war ich bei Grimani und hätte dort davon gehört. —

Man denke sich meinen Zustand in diesem Augenblick; ich hielt mich durch einen Menschen entdeckt, von dem ich glauben mußte, er sey bezahlt, mich zu verhaften, und der nicht mehr bedurfte als eines Winkes der Augen für den ersten besten Sbirren, mit denen Mestre angefüllt war. Ich bat ihn, leise zu reden und mir hinter den Gasthof zu folgen. Es geschah, und als ich sah, daß Niemand uns bemerkte, auch daß wir dicht an einem kleinen Graben standen, jenseits dessen sich das weite Feld hinstreckte, so griff ich mit der rechten Hand mein Esponton und packte mit der linken den Kragen des vermeintlichen Verräthers. Aber dieser wußte mir sehr geschickt zu entrinnen und über den Graben zu setzen, von wo er anfing, aus Leibeskräften nach der Mestre entgegengesetzten Richtung zu laufen, indem er von Zeit zu Zeit sich nach mir umsah und mir Kußhände zuwarf, als wolle er sagen: glückliche Reise! glückliche Reise! seyn Sie unbesorgt! — Endlich verlor ich ihn aus den Augen und dankte dem Himmel, daß dieser Mensch sich meiner Gewalt entrissen und dadurch mich von einer Mordthat abgehalten; denn mein

Vorsatz war es, ihn zu erdrosseln, und doch führte er keine bösen Absichten wider mich im Schilde. Meine Lage war aber in der That fürchterlich; denn ganz allein sah ich mich im erklärten Kriege mit sämmtlichen Kräften der Republik. Es war nothwendig, daß ich der Bedachtsamkeit und Vorsicht Alles opferte. Nun steckte ich mein Esponton wieder in die Tasche.

Finster, einem Menschen gleich, welcher den schrecklichsten Gefahren entronnen, warf ich einen Blick der Verachtung auf den jämmerlichen Menschen, der nun gesehen hatte, welchem Verbrechen ich im Begriffe stand, mich durch seine Schuld entgegenzustürzen. So setze ich mich in die Kalesche, und Balbi nimmt den Platz an meiner Seite ein, aber kein Wort geht ihm über die Zunge. Seitdem fing ich an zu überlegen, wie ich mir diesen unglückseligen Menschen vom Halse schaffen könne.

Treviso erreichten wir glücklich, und sogleich ersuchte ich den Postmeister, mir zwei Pferde bereit zu halten, um zur siebenzehnten Stunde weiter reisen zu können. Aber es war keineswegs meine Absicht, die Reise mit Postpferden

fortzusetzen. Theils fehlte mir Geld, theils fürchtete ich Verfolgungen. Der Gastwirth fragte mich, ob ich ein Frühstück wolle. In der That bedurfte ich einer Stärkung, um mir das Leben zu erhalten; denn durch Erschöpfung war ich dem Tode nahe gekommen. Aber mir fehlte der Muth, das Erbieten anzunehmen. Eine verlorne Viertelstunde konnte Alles verderben. Ich fürchtete wieder eingefangen zu werden, und das hätte mich Zeit meines Lebens beschämt. Im freien Felde kann man bei einiger Klugheit es mit viermal hunderttausend Mann wagen, und der ist ein Tölpel, der es nicht versteht, sich zu verstecken.

Einem Menschen gleich, welcher einen Spaziergang im Sinne hat, ging ich zum Thore St. Thomas hinaus und verfolgte etwa tausend Schritte weit die große Straße. Dann schlug ich mich ab in die Feldwege und Aecker, fest entschlossen, diese erst zu verlassen, wenn ich mich jenseit der Grenzen des Gebiets von Venedig befinden würde. Das kürzeste Mittel, um fremdes Territorium zu erreichen, hätte freilich die Richtung auf Bassano geboten, aber ich zog

den weiteſten Weg vor. Denn gewiß ſpürte man mir an den nächſten Ausgängen nach. Aber daß man ſich nicht einbilden werde, ich habe, um über die Republik hinauszukommen, die Straße von Feltre gewählt, konnte ich verſichert ſeyn. Es war ein großer Umweg, den ich machte, wenn ich verſuchte, die Gerichtsbarkeit des Biſchofs von Feltre zu erreichen.

Ende des vierten Theils.

Digitized by Google

DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET